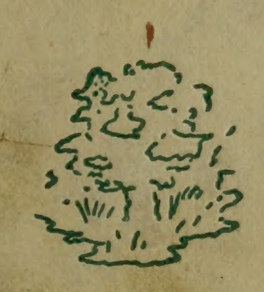


THEODOR HERZL



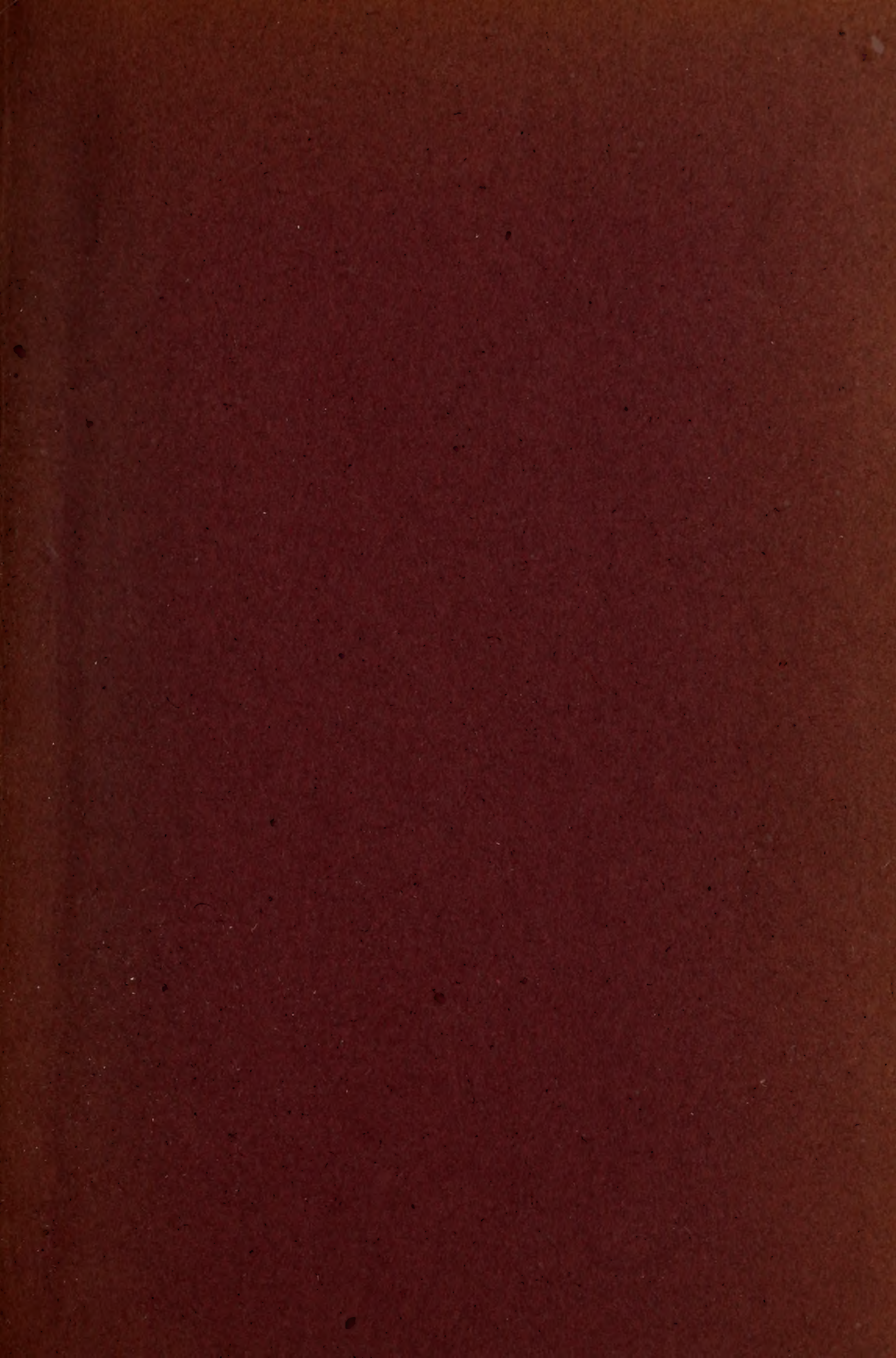
FEUILLETONS

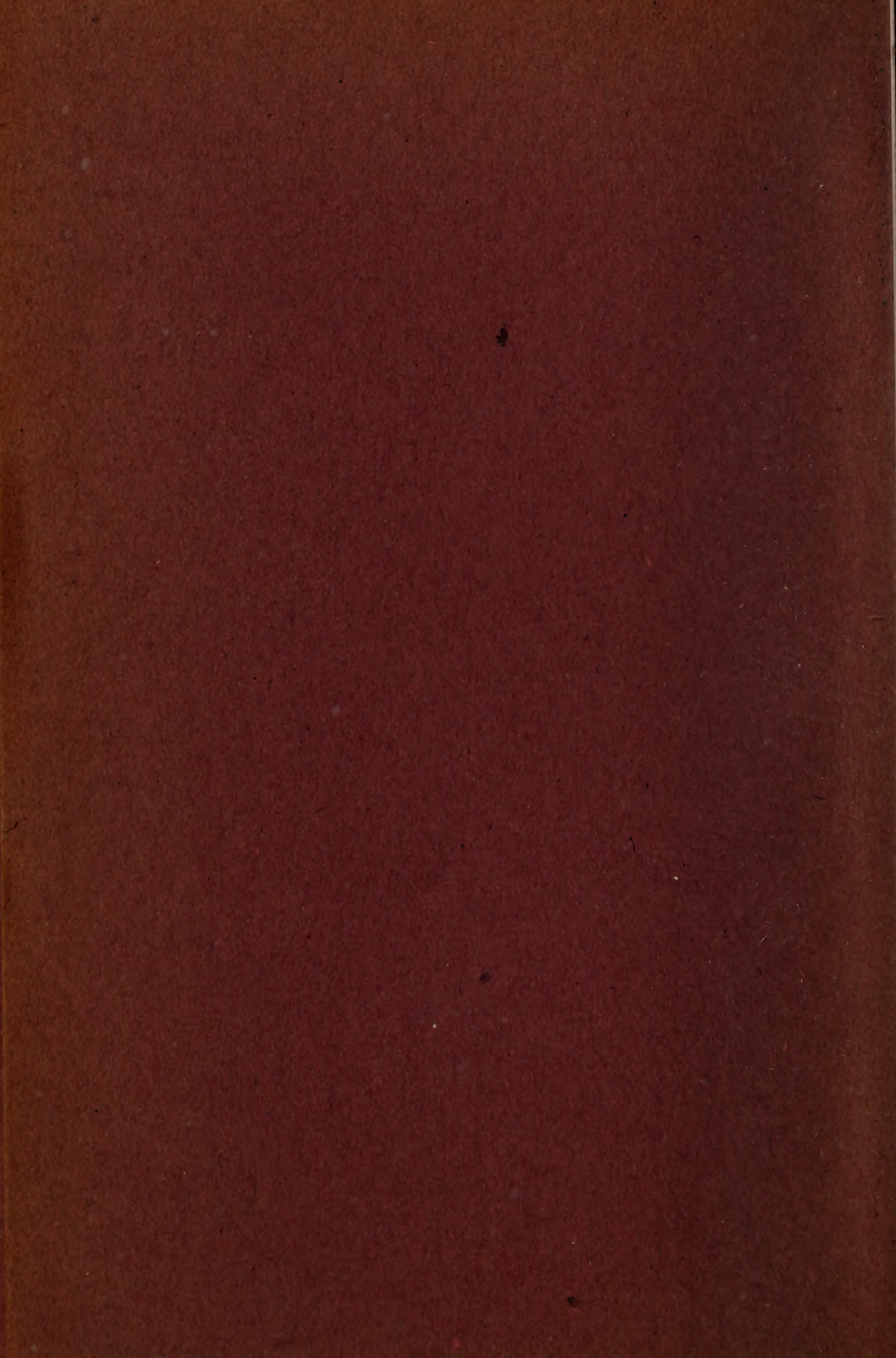


BAND I

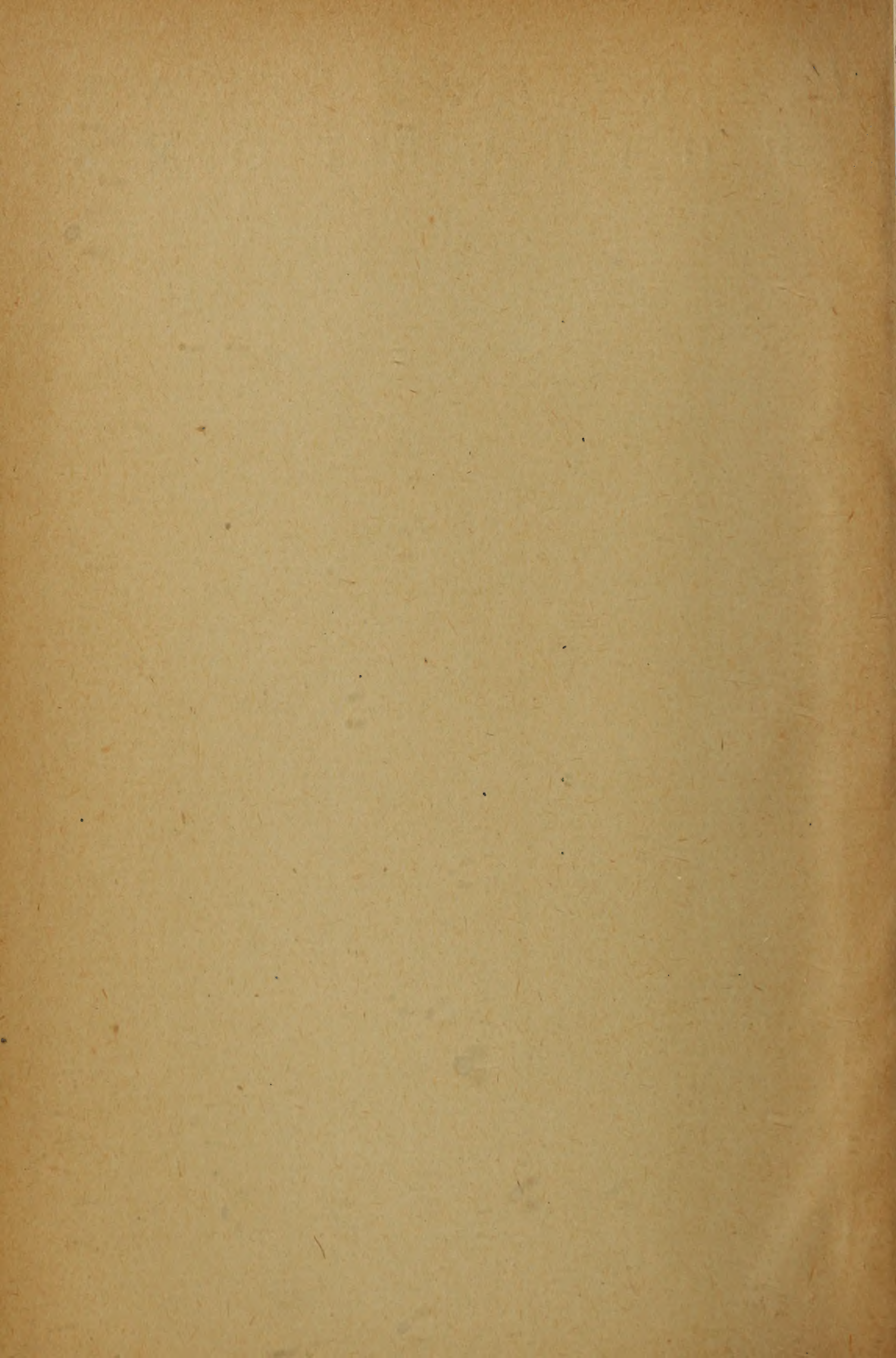
VERLAG
BENJAMIN HARZ


UNIVERSITY OF TORONTO
VELUT ARBOR ÆVO

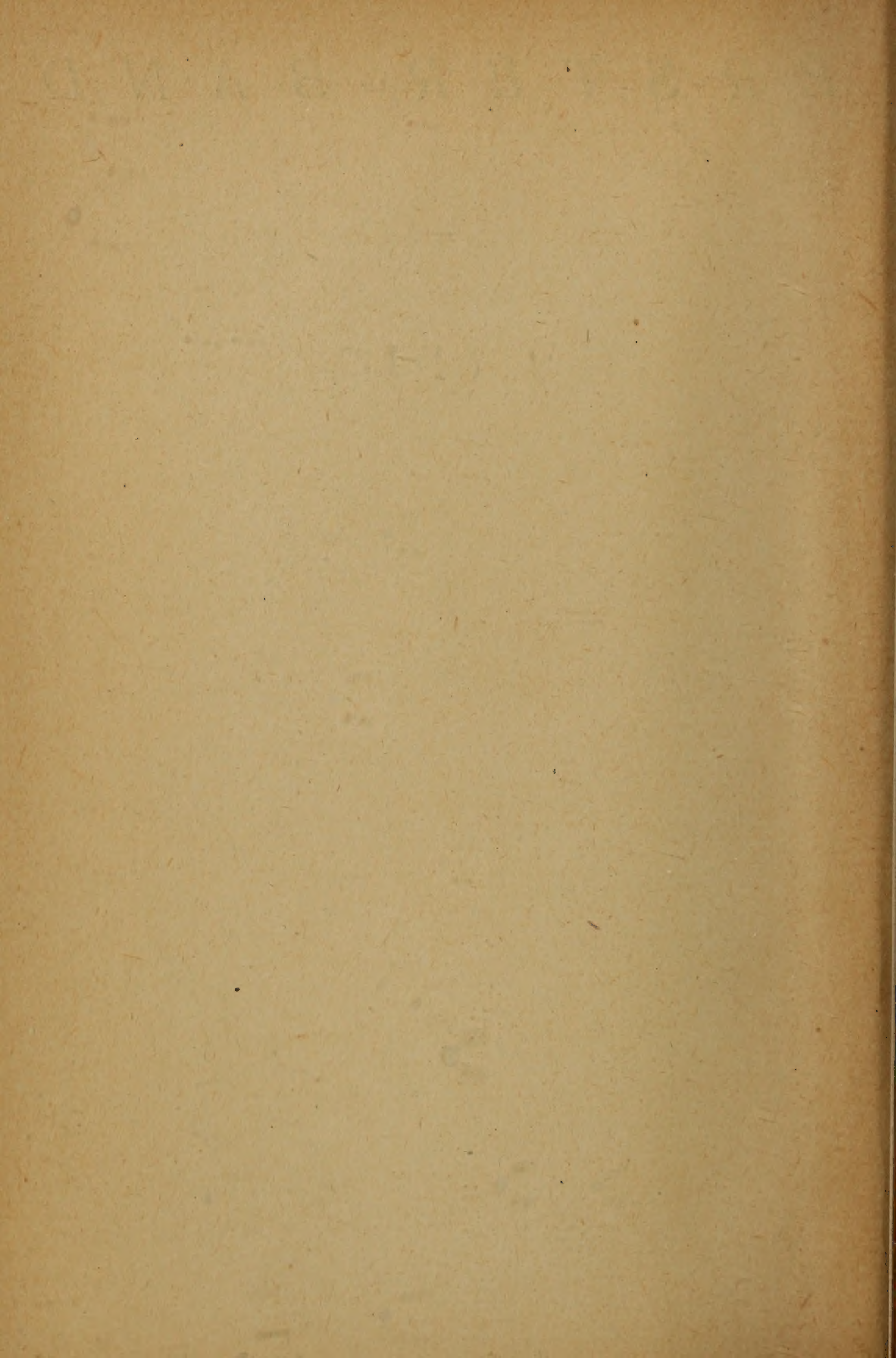




HERZL
FEUILLETONS



ERSTER BAND



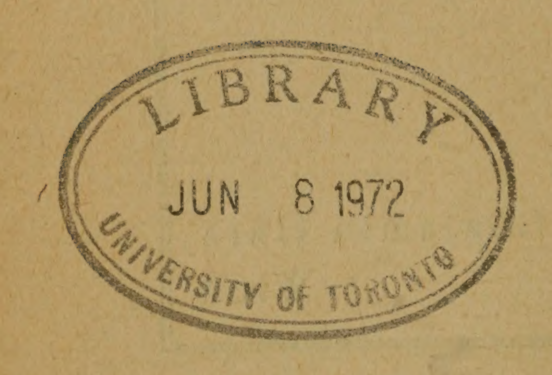
Theodor Herzl

FEUILLETONS

Vorrede von

Dr. Raoul Auernheimer

Verlag Benjamin Harz
Berlin Wien


LIBRARY
JUN 8 1972
UNIVERSITY OF TORONTO

Vorrede zur zweiten Auflage

Vor zwanzig Jahren, im Frühherbst, ist Theodor Herzl berühmt geworden. Da erschien eines Tages in der „Neuen Freien Presse“ ein Feuilleton, „Luz, das Dorf“ benannt, in dem ein junger Schriftsteller, namens Theodor Herzl, die Leser mit dem literarischen Ergebnis einer Sommerreise bekannt machte. Das war durchaus saisongemäß und hatte nichts Auffälliges an sich. Indessen irgendwie stach dieses Reisefeuilleton doch gleich von anderen seinesgleichen ab. Der junge Mann reiste etwas weiter, als bisher in deutschen Landen üblich gewesen, und in einer neuen Richtung: Luz, das Dorf lag in den Pyrenäen. Auch reiste er persönlicher und mit einer gewissen zur Schau getragenen Eleganz, die ihn kleidete, weil sie, wie man alsbald fühlte, zu seinem auch innerlich distinguierten und exklusiven Wesen stimmte. Er machte, im Vorüberreisen, eigentlich gar nicht den Eindruck eines fahrenden Literaten, eher den eines Weltmannes, der, ein heimlicher Dichter, abends vor Freunden seine Abenteuer launig zum besten gibt. Der Ton, in dem dies geschah, erinnerte zunächst an die besten Vorbilder; jene schon etwas entrückte Heine'sche Ironie begann in seinem Bericht noch

einmal zu klingen, es tönte wie ein leises Echo der Reisebilder in diese andere Landschaft hinein. Daneben aber verriet eine sehr exakte Beobachtung den Einfluß der jüngeren französischen Schule, und ein sensibler Impressionismus hielt mit den modernsten Errungenschaften der Zeit Schritt. Das Wichtigste aber war die durchaus persönliche Note, die alle diese Elemente zu einer Einheit verband, und an einigen Stellen des Feuilletons so deutlich hervordrang, daß man stehen bleiben und aufhorchen mußte. So etwa, wo er den Barbier witzig zu schildern beginnt: „Wenn ich sage der Barbier, so meine ich den Briefträger, welcher zugleich Krämer ist“; oder wenn er im Zusammenhang mit dem Atta Troll, an den er im Vorübergehen erinnert, von jenen Bären spricht, die „bei aller Melancholie tanzen können“, und die „freilich selten werden“; und dann, nachdem er das Hunde-Theater und die verwelkte Sängerin mit ihren traurig gewordenen Liedern und Reizen geschildert hat, den Absatz mit der echt Herzl'schen Wendung schließt: „Und so gibt es in Luz noch mancherlei kranke Spaßvögel, welche die anderen lachen oder träumen machen, indes sie selber weder lachen noch träumen.“ Die Franzosen nennen das „une saillie“. Das ist die Quelle, die aus dem Boden schießt, der Gedanke, der vom Grunde aufsteigt. Wo sie fließt, da wird sie immer fließen, denn sie entspringt einer Natur, und eine Natur ist unerschöpflich.

Diese alte Erfahrung bestätigte auch der Fall Herzl; er bestätigt sie noch immer und stets aufs Neue. Am Abend jenes Tages, da Luz, das Dorf erschienen, war sein Verfasser berühmt. Man ist das in Wien entweder gleich

oder gar nicht; aber freilich, nicht alle, die es sind, bleiben es auch. Theodor Herzl war und blieb es. Er begnügte sich nicht damit, zu bleiben, der er gewesen, er wurde auch, der er war, das heißt: Er entwickelte sich, und von dieser Entwickelung, von dieser Entfaltung seines von Anfang an vielversprechenden Talentes in dem Dutzend Jahre, das dem Erscheinen jenes ersten berühmten Feuilletons gefolgt ist, gibt die vorliegende Sammlung Zeugnis. Er selbst hat sie in seinem vorletzten Lebensjahr redigiert, hat, wie in einer Vorahnung seines frühen Todes, die Form bestimmt, in der er auf die Nachwelt überzugehen wünschte. Nicht ohne Absicht hat er dabei die Reisefeuilletons als den eigentlichen Kern seiner Begabung in die Mitte des Werkes gerückt. Aber in wie viel weiche Schönheit ist dieser Kern gebettet! Die entzückenden Kinderfeuilletons, die unendlich reizvollen „Englischen Nebelbilder", die saftigen „Schwänke des Lokalreporters" — eine Serie von glücklichen saillies, aus deren Zusammenfluß sich der Humor des Journalismus ergibt — und jene kostbare Novelle vor allem, der „Epaphroditus", ein feines Kunstwerk, das, so wie es ist, in einem Buche von Anatole France stehen könnte und seinem weltberühmten Verfasser Ehre machen würde: All das ist erst später hinzugekommen, „angeschossen" wie man bei den Kristallen sagt, und erst all das zusammengehalten ergibt den ganzen Herzl, wie er im Leben stand und wie er nun aus diesen beiden Bänden wieder aufersteht. Nichts ungerechter, als wenn man, wie es manche tun, behaupten wollte, er sei über seine charmanten Anfänge nie recht hinausgekommen. Auch stilistisch zeigen ihn erst die späteren Produkte auf der Höhe der Meisterschaft. „Luz,

das Dorf“ ist voll köstlicher Versprechungen in dieser Richtung, aber die Erfüllung heißt „Trudels Thräne“, heißt „Das akademische Ufer“, heißt „Herbst“, „Winter“ und „Die Brille“. Das ist der junge Herzl nicht mehr, und doch es ist der junge Herzl, aber milder, feiner, reifer, gelassener und menschlicher geworden. Sein blendender Witz hat sich zu einem philosophischen Lächeln verdichtet, mit dem er Menschen und Dinge von der Höhe seines Intellekts betrachtet; seine kokette Melancholie zum Mitleid geklärt und seine im Anfang manchmal mörderische Eleganz zu einer stillen Vornehmheit geläutert. Aus dem reisenden Dandy ist ein feiner und wertvoller Schriftsteller geworden.

Als solcher stand er und behauptete er sich ein Jahrzehntlang auf einem Podium, das in seiner örtlichen und kulturellen Bedeutung nur mit der Bühne des alten Burgtheaters verglichen werden kann, und vor einem Publikum, das mit dem Besten verwöhnt war. Als solcher, und vielleicht noch reiner, noch fleckenloser, weil dem Dunstkreis irdischer Misere enthoben, steht er jetzt vor dem Leser dieses Buches. Wir wollen nicht in die von Macaulay so genannte „Lues boswelliana“, die Lobeserhebungskrankheit der Biographen und Herausgeber verfallen, die ihrem Helden nur schlecht dienen, indem sie ihn über Gebühr preisen. Diese beiden Bände, die jetzt erst, acht Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, in zweiter Auflage herausgegeben werden sollen, enthalten nicht ausschließlich Edelsteine und Perlen. Aber sie umschließen eine Fülle des edelsten Materials, obwohl es „nur Feuilletons“ sind. Nur Feuilletons — so sagt man ja wohl, draußen im Reich zu-

mal, wo man dem glänzenden Ding durchaus keine dauernde Bedeutung zuerkennen will. Das Feuilleton ist das Aschenbrödel der Literatur, ein sonderbar verkehrtes Aschenbrödel freilich, das seine Karriere umgekehrt macht. Es feiert als Prinzessin auf dem Ball Triumphe, aber nur am ersten Tag, alle folgenden sitzt es in dürftiger Gewandung arm und verlassen hinterm Herde und liest Linsen, während die reichen Schwestern von der hohen Literatur tanzen gehen ... Indessen, es gibt Feuilletons und Feuilletons, und in der Hand der Besten zumindest, zu denen Herzl gehört, ist das eine Kunstform wie jede andere, eine, die hinter keiner an Feinheit und Nachhaltigkeit zurücksteht. Kann man sich Speidels Schriften, Kürnbergers gesammelte Aufsätze aus der neueren deutschen Literatur heute noch fortdenken? Ebensowenig vermag man von den Herzl'schen Feuilletons abzusehen; denn als ein Meister steht er neben den Genannten; nicht als ein Wesensgleicher, aber als ein ebenbürtiger Schriftsteller. Von Speidel in der Klassizität der Form, von Kürnberger in der Wallung des Temperaments und Schärfe des Urteils übertroffen, übertrifft er doch diesen und kommt jenem gleich an dichterischem Feingehalt und Zartheit des Empfindens. Das werden viele, die in ihm bei Lebzeiten nur einen „Plauderer" erblicken wollten, erst jetzt allgemach erkennen, wenn sie diese beiden Bände, in denen er sein Lebenswerk niedergelegt hat, in Händen halten und ihren Reichtum durchlaufen. Mosaikartig wird sich ihnen dabei aus vielen bunten und geschliffenen Steinchen das Bild des Schriftstellers Herzl zusammensetzen, den bei Lebzeiten der Feuilletonist überglänzt hat. Oder ist es doch wieder der Feuil-

letonist, der uns, vom Tage unabhängig, hier noch einmal, in einer zeitlosen Form, bezaubert? Das Feuilleton ist ja eine unendlich trügerische Form, ist es auch im angenehmen Sinne: Wer ein richtiger Feuilletonist ist, einer von den geborenen und begnadeten, wie Herzl einer war, der zeigt sich uns ganz erst im Buche.

November 1911.

Raoul Auernheimer.

Inhaltsverzeichnis

I. Von Kindern.

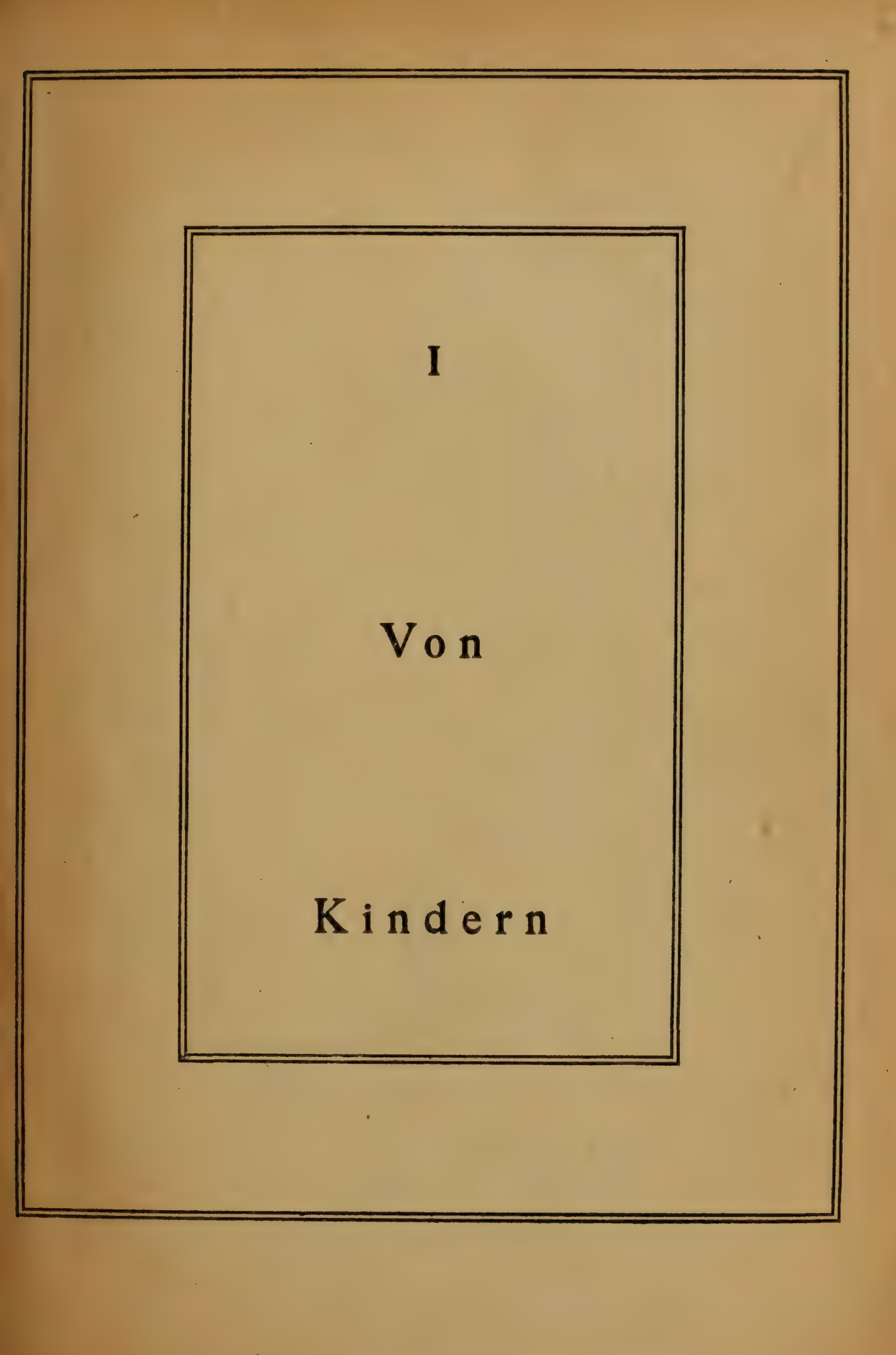
Seite

II. Komödien.

III. Wiener Stimmungen.

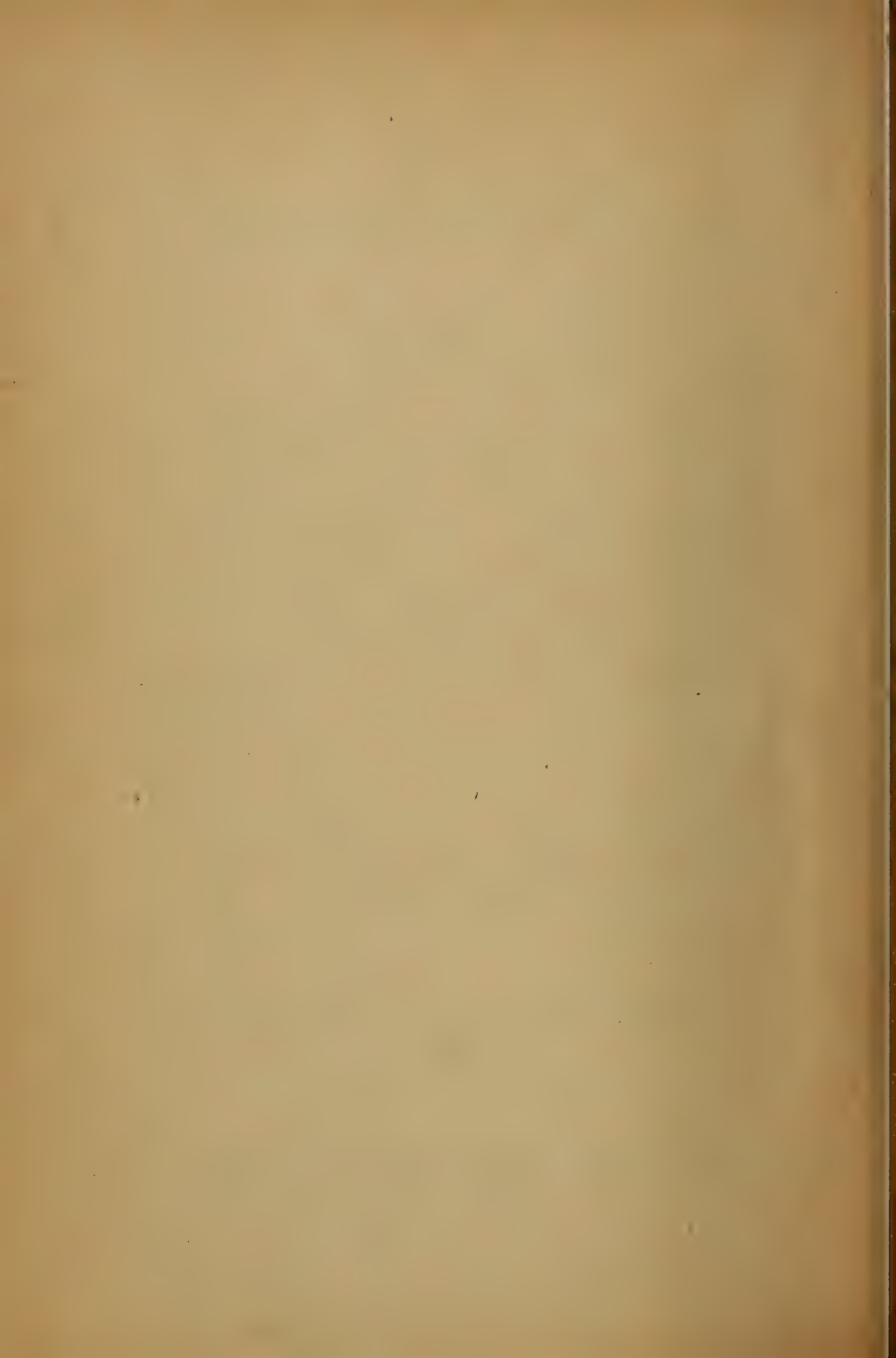
IV. Englische Nebelbilder.

V. Bücher.



I

Von Kindern



Die leere Kinderstube

Was man mit den Kindern alles erlebt! Ich komme nach Hause und will zu ihnen gehen. Vor der Tür der Kinderstube nicht wie sonst der liebe kleine Lärm zu hören. Sie spielen vielleicht ein stilles Spiel. Aber wie ich eintrete, finde ich ihre Zimmer leer; rein als wären die Kinder ganz fortgeflogen. Da fällt es mir aufs Herz, wie arm das Haus ohne sie wäre. Und bevor ich mir die vernünftige Erklärung gebe, daß sie jetzt wohl spazieren gehen, schaue ich schnell in alle Winkel, ob sie nicht doch Versteckens spielen. Es ist mir dabei sogar ein bißchen bange, wie es ihnen sein mag, wenn die Märchen erzählt werden, selbst diejenigen, die sie schon kennen. Man weiß ja, daß Rotkäppchen nicht vom Wolf gefressen wird, und Schneewittchen ist nicht wirklich tot, aber dennoch hat man dabei immer wieder Angst.

Nun sind sie fort, und ihr Nest so eigentümlich still. In einer Ecke stehen drei Paar kleiner Schuhe, die sie zu Hause tragen, schnurgerade nebeneinander gereiht. Auf dem Bett Paulinens liegen die rotblauen Schürzen der beiden Mädchen fein zusammengefaltet, auf einem niederen Strohsessel der lederne Gürtel des Buben. Auch das Spielzeug auf den weißen Schränken leblos in guter Ordnung, die hölzernen Pferde, der Wagen von Liliput, die Puppenzimmer für alle Lebenslagen, in welche die Puppen kommen können, und dort das Marionettentheater, vor dem sie lustig in die

Hände klatschen. In den Wiegen ruhen die wächsernen Babies mit geschlossenen Augen unter Spitzenvorhängen. Alles Spielzeug so verlassen, als hätten es die Kinder für immer weggelegt. Und das ist auch der Grund, warum man bei diesem Anblicke traurig werden muß. Denn was sich da in einer kurzen Abwesenheit unserer guten Herrschaft zeigt, das wird eines Tages wirklich sein. Alle diese Schätze werden in die Rumpelkiste wandern, obwohl es lauter historische Erinnerungen sind an sehr wunderbare Zeiten, die nicht wiederkehren.

Neulich haben sie selbst in der Rumpelkiste gekramt, um die alten Sachen, mit denen sie nicht mehr spielen wollen, auszumustern und wegzuschenken, pietätlos, wie Kinder sind. Und doch war dieser Wurstel mit den Schellen einmal eine große Freude, dieser eingesunkene Gummiball sprang ehedem hoch, die Trompete hatte Töne in sich, und der blaue Husar war sehr stramm, bevor ihm Hans die Beine ausriß. Kinder entfernen sich geschwind von ihren Spielsachen. Ja, weil sie so schnell wachsen und ungeheure Wege im Verständnisse zurücklegen. Aber für uns ist dieser kleine Kram doch ein Zeiger und ein Mahner an das Verrinnen der Jahre. Da gibt es eine leise pfeifende Kautschukpuppe, man sieht an ihr noch Spuren von dem Pätschchen, das sie umklammert hielt, von dem zahnlosen Mündchen, das sie zu benagen versuchte. Und das ist schon weit. Unsere Kinder lachen ergötzt, wenn man ihnen erzählt, daß sie so klein und dumm gewesen sind. Sie wollen es gar nicht glauben. Ach, es ist aber so, wiewohl es ihnen immer mehr als eine fabelhafte Geschichte erscheinen wird. Sie sind an alledem vorbeigekommen, ohne es zu sehen, und wir, ja, ja, wir auch. Da, in der leeren Kinderstube, muß ich plötzlich daran denken, und wie es jammerschade ist, daß man von diesen lieblichen Entwicklungen nichts für

andere Tage zurückbehält. Die Kindheit unserer Kinder ist wie Musik, die verschwebt und vorbei ist, ehe wir uns darauf besonnen haben, daß es etwas unendlich Süßes war. Nein, sie ist noch flüchtiger als Musik, weil wir diese ja wieder hören können, aber die Töne der Kindheit unserer Kinder bringt nichts zurück. Jetzt sind sie anders, als sie vor einem Jahre gewesen, und ich habe schon Mühe, mir den Ausdruck heraufzurufen, den ihre Gesichter vor zwei oder drei Jahren hatten, selbst wenn ich die Photographien jener Zeit betrachte. Sie waren bei der Aufnahme verdutzt oder befangen, wußten nicht recht, was man von ihnen wollte, und mußten freundlich, aber unbeweglich dreinschauen, als der Mann sich hinter dem dunklen Tuch verbarg. Darum sind alle die Bilder nichtssagend, auch sie bringen nichts wieder von dem, was damals war. Wie früh doch die Vergänglichkeit der Person beginnt!

Mütter, die Zeit und ein wenig Bildung haben, sollten Tagebücher führen über ihre Kinder, vom ersten Augenaufschlag des Bewußtseins an. Da sind wohl noch mancherlei tiefe Aufschlüsse über das menschliche Geschlecht zu holen. Es wäre dazu keine besondere Kunst des Schreibens vonnöten, nur ein aufmerksames Verzeichnen. Die erste Zeit eine Dämmerung, aus der sich allmählich die Funktion der Seele losringt in Wahrnehmungen und Übergängen, jede Wahrnehmung ein Ereignis, jeder Übergang ein namenloses Wunder. Was hat sich in dem Kinde schon alles zugetragen, bis es sich zum Gehen aufrafft und zum Sprechen entschließt! Das sind prähistorische Begebenheiten. Ich weiß nicht mehr, habe ich es irgendwo gelesen — vielleicht bei Taine „de l'intelligence“ — oder selbst an meinen Kindern bemerkt, daß sie das Sprechen früher verstehen als ausüben. Wenn sie einmal zu reden begonnen haben, nennen sie auch Orte und Personen, die sie

nur in der sprachlosen Zeit kannten und die seither vor ihnen nicht erwähnt wurden. Die Sprache ist aus lauter Rätseln zusammengesetzt. Es fällt mir ein, wie ich mich vor etlichen Jahren mit einem Freunde über die merkwürdige philologische Entdeckung vom Gegensinn der Urworte unterhielt und von meinen Kindern die Beispiele nahm: Pauline habe ungefähr den Wortschatz einer Ägypterin, die mehrere tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung gelebt hätte; Hans lalle etwa wie ein Kongoneger. Aber wie ihr Sprechen war, auf das sich diese damals vermutlich richtigen Vergleiche bezogen, davon habe ich keine Vorstellung mehr.

Wer sorgfältige Aufzeichnungen über die Entwicklung seiner Kinder von Tag zu Tag führte, der schriebe ein gutes und nützliches Buch. Man müßte die Scheu überwinden, daß es zu persönliche Dinge seien. Es sind vielmehr die allgemeinsten. Man nennt sie nur zu seinem eigenen Ergötzen mit den wirklichen Namen, und weil man die Aufschreibung einmal den Kindern zeigen will, bis diese groß sind und verstehen. Tatsächlich gehören solche einfache Gefühle und Gedanken, deren man sich nicht zu schämen braucht, die auch nichts Rühmliches sind, allen Menschen. Es ist das Natürliche. Wenn viele Leute die Chronik ihrer Kinder schrieben, was könnten die Anthropologen daraus lernen! Ich las vor längerer Zeit ein hübsches Buch, „l'arte dei bambini“ von Corrado Ricci, worin die sonderbare Verwandtschaft der Zeichnungen von Kinderhand mit der Kunst der Naturvölker nachgewiesen ist. Da wie dort in der hilflosen Darstellung dieselbe primitive Anschauung der Dinge. So daß wir eigentlich die ganze Geschichte des Menschengeschlechtes in unserer Kinderstube vorüberziehen sehen — wenn wir sie sehen. Aber wir haben so viele wichtigere Geschäfte im Sinn, wir müssen so nach Erfolgen und Gewinn jagen, daß wir uns gerade um dies

nicht kümmern, und erst, wenn die Kinderstube wieder leer geworden, überfliegt uns verspätet eine große Ahnung von dem, was unbemerkt vorbeigegangen ist.

Denke ich zurück an diese Jahre der Kinder, so weiß ich auch nicht mehr viel. Ein paar Wendepunkte höchstens, doch davor und dahinter ist alles gestaltlos. Eine Geschichte steht noch am deutlichsten vor meiner Erinnerung: Trudels Geheimnis . . . Trudel war ein kleines Kind. Es konnte nicht sprechen, aber wir glaubten dennoch, daß es ein gescheites Ding war. Es saß auf seinem hohen Stuhle ein bißchen eingezwängt zwischen dem Tischbrettchen und der gepolsterten Lehne und sah verständnisvoll den größeren Kindern zu, die sich schon abenteuerlich im Zimmer herumtrieben. Trudel war das Jüngste. Wenn die Kinder lustig waren, hörte man Trudel plötzlich singen. Niemand hat je erfahren, was Trudel sang, denn es waren Lieder ohne Worte und nach einer gänzlich unbekannten Melodie. Es begab sich aber in einer Nacht, daß ich zu Trudel gerufen wurde. Die anderen Kinder schliefen tief, nur Trudel war auf dem Arm ihrer Amme wach — und krank. Die arme Trudel hustete, ihr Körperchen war heiß und das liebe Gesicht schon ganz verfallen. Nun trug ich sie eine Weile herum und bemühte mich, sie mit den gewohnten Späßen aufzuheitern. Das gelang auch, obwohl ihre guten Augen fieberhaft glänzten. Sie summte etwas: Mm—mm—mm! Sie schien irgendwas zu wollen; nur war es nicht möglich, zu erfahren, was es denn sei. Von allem, was man ihr bot, wendete sie sich matt und verdrossen ab. Nur wenn man sie ruhig ließ, begann sie wieder: Mm—mm—mm! und blickte mich dabei so eigentümlich an, als ob sie mir eine Mitteilung machen wollte und nicht könnte. Es war quälend, anzuhören, wie sie nach einem Ausdruck rang, durch den sie vielleicht hätte andeuten mögen, was ihr weh tat.

Ihre Augen sprachen, sie gab dem Mm—mm—mm! stets neue Betonungen, aber die Lippen brachte sie nicht auf, und die hätte sie doch öffnen müssen, um ihr Geheimnis zu verraten. In dem leise bebenden Körperlein zuckte das Geheimnis wohlverschlossen. Und endlich war sie müde und schlief ein. Alles wurde still, die Lampe abgedreht, und das ganze Haus kam nach der Aufregung zur Ruhe. Das dauerte nicht lange. Aus einem kurzen verworrenen Schlafe wurden wir durch den Schreckensruf der Amme aufgestört: es stand wieder schlimm um das Kind. Trudel war zum Auslöschen. Ich nahm sie noch auf den Arm, sie sah mich noch einmal an, summte noch ihr Mm—mm—mm! dann stand ihr kleines Herz still. In meinen Händen hielt ich ihr erstarrtes Körperlein, das im Tode noch so rätselhaft war wie im Leben. Trudel war gestorben. Es war ein recht großer Schmerz. Wir mußten sie zu Grabe tragen. Das Leichenbegängnis war wie das eines erwachsenen Menschen, auf den Straßen brannten sogar die Gasflammen, denn es war allgemeine Trauer um das Kind. Als ich hinter dem Sarge herging, traten fremde Leute auf mich zu und sagten mir, wie leid es ihnen tue, daß Trudel gestorben sei, insbesondere, weil sie ihr Geheimnis mitgenommen habe. So kamen wir tiefbekümmert auf dem Friedhofe an, und da war schon alles vorbereitet. Aber wie ich die Grube sah, in die man unser Trudel hinabsenken wollte, da wurde mir der Schmerz zu groß — und ich erwachte. Es war schon heller Tag. Hineingestürmt in die Kinderstube, und da saß Trudel schon wieder frisch und munter in ihrem hohen Stuhl, ihre Augen waren hell wie der Tag, und über Nacht hatte sie gelernt, beim Sprechen die Lippen zu öffnen. Sie sagte jetzt ganz deutlich: Papa! Das hatte sie gestern sagen wollen, das war Trudels Geheimnis.

Also was? Die Erinnerung an einen schweren Traum

ist alles, was aus der Zeit geblieben ist. Dann weiß ich noch eine Geschichte von Hans. Die ist kurz, eigentlich nur ein Bild. Das war in Houlgate. Hans war dumm, unsagbar dumm. Er zählte fünf Vierteljahre und zeigte noch nicht die fernste Spur von Intelligenz. Er verstand einfach gar nichts, kein Wort, kein Spiel, machte auch noch keinen Versuch, sich aufzustellen. Er saß nur halbe Tage im Sand am Ufer, sah nach dem Wasserglanze hin oder patschte mit den Händen auf den Boden. Von der Villa des Oeillets konnte man das Kind mit seiner rosenfarbenen Meerhaube im Sande hocken sehen, neben ihm schlummerte seine Bonne. Da geschah eines Tages das Merkwürdige. Hans stemmte sich aus der sitzenden Haltung auf die Hände, stand frei auf und fing an zu gehen, ohne daß ihn jemand gehalten oder dazu aufgemuntert hätte. Er fiel gleich um, stand aber gleich wieder auf und ging weiter. Er hatte plötzlich das Gehen begriffen, der Dummkopf. Ich weiß nicht, was er noch im Leben leisten wird, aber so stolz werde ich wohl nie mehr auf ihn sein wie damals.

Seit diesem Tage sind nur fünf Jahre vergangen, und vorige Woche warf der Bursche so beiläufig hin: „Früher habe ich den unbestimmten Artikel nicht gekannt.“ Er kennt ihn jetzt. Wie wenn das gar nichts wäre! Und was liegt alles zwischen Houlgate und dem unbestimmten Artikel.

Dazwischen liegt der ganze Märchenwald, in welchem Kinder mit allerlei Getier verkehren, der Vogelsprache kundig sind und das Gras wachsen hören. Vor den Riesen haben sie nicht viel Furcht, und mit den Zwergen tun sie ganz vertraut, weil die auch klein sind. Lichtungen gibt es im Walde, da kommen Bären über die grüne Wiese gelaufen und kauern sich freundlich zu Füßen der Kinder hin, Wölfe lassen sich das Fell streicheln, und der Fuchs macht seine Späße. Blumen stehen da, wie man sonst nicht sieht,

aber wenn man sie brechen will, steigt daneben manchmal schlank wie eine Kerze ein Schlänglein auf und warnt. Das Schlänglein hat ein Krönlein auf dem Kopfe und ist eigentlich ein Königskind, das einmal beim Erdbeersuchen verzaubert ward. Über den Wipfeln kreist der Vogel Rock. Den Kindern aber kann nichts geschehen, denn der getreue Eckart ist immer in der Nähe. Nur müssen sie den Wald der Märchen nach einigen Jährchen auch verlassen, und draußen heißt es dann ernsthaft: Lernen!

Da steht nun die neue Schulbank in der Kinderstube. Unsere Kinder lernen schon. Trudel darf sich noch im Paradiese herumtreiben, Pauline und Hans lesen, schreiben und rechnen. Viel Plage. Noch wissen sie nicht, welch eine große Tür wir ihnen da aufmachen, durch die sie hinausgehen werden ins Leben. Künftig wird auch ihre Feder spielend über das Papier eilen, aber jetzt malen sie noch mit Müh und Not ihre steifen Striche. Köstlicher ist das Lesen. Was man da alles erfährt! Man reist mit Gulliver in fabelhafte Länder, mit Robinson Crusoe leidet man Schiffbruch, mit Lederstrumpf streicht man durch das Dikkicht, und man findet den Weg zur Schatzkammer der Gedichte. Und die Bibel wird aufgeschlagen. Die Schöpfung hat abermals begonnen.

Tag reiht sich an Tag, der Wunder ist kein Ende. Das größte ist aber doch, daß wir jetzt wieder den alten Weg entlang schreiten und ihn unseren Kindern weisen. Wir lehren sie unsere Gebete, die wir schon vergessen hatten. Und sie machen sich selbst einen neuen Zusatz: „Lieber Gott, laß morgen schönes Wetter sein!“ Das ist wichtig, sie haben recht — und wir beten lautlos mit ihnen: „Laß morgen für sie schönes Wetter sein!“ Es muß uns vor dem morgigen Tage bangen, denn er wird uns von ihnen trennen. Tage gibt es, sagt der römische Jurist, von denen

es sicher ist, daß sie kommen werden, wenn auch ungewiß, wann. Dafür ist ein gutes Beispiel der Tod. Andere Tage gibt es, die nicht kommen müssen, aber wenn sie kommen, geschieht es in bestimmter Frist. Ein solcher dies incertus an, certus quando ist der Tag, wo sie die Kinderstube verlassen. Die Mädchen muß man verheiraten, da kommen sie in ein anderes Heim — laß morgen schönes Wetter sein! Der Junge wird mit einem Ruck aufstehen und fortgehen, wie damals am Meer. Schon können wir es ermessen, wie kurz der Traum gewesen sein wird. Die Jahre laufen schnell dahin, o Posthumus. Und dann sitzen wir einsam, wie ich jetzt in der leeren Kinderstube, und betrachten traurig das Spielzeug, das sie für immer weggelegt haben, und wir mühen uns vergeblich die schöne Zeit zurückzurufen, von der nichts übrig bleibt . . .

Doch was ist das? Draußen hat sich die Glocke gerührt. Ein kurzer Lärm, ein Rascheln und Kichern, trapp, trapp, da sind sie vor der Tür, und reißen sie auf, und stürmen herein, mit roten Wangen vom Spaziergang. Sie wissen nicht, warum ich sie heftiger heraufhebe und an mich drücke. Ach, Gott sei Dank! noch ist die Kinderstube voll.

Unter dem Lebensbaum

Als der Sommer in unserem Garten war, lernten die Kinder eine junge Amsel kennen. Gerade reiften die Kirschen und man war im allgemeinen auf die Amseln nicht gut zu sprechen, denn sie fraßen alle Kirschen weg, wie sich die nur im Laub zu röten begannen. Hans wollte mit Pfeil und Bogen wider die Räuber ausziehen, obwohl er sonst ihr Freund war und sie gerne singen hörte. Man hielt ihn von seinem Feldzuge mit Mühe ab. Es wurde nun den Kindern erklärt, wie wir noch immer die Schuldner dieser guten Vögel blieben, die so viel Gesang in den Garten brachten. Sie nähmen sich den Lohn für ihre Lieder aus den Bäumen; eigenmächtig zwar, aber wenn sie uns vorher gefragt hätten, wären wir damit nicht auch zufrieden gewesen? Wir brauchten sie nicht erst mit Hanfsamen zu füttern oder ihr Bauer instand zu halten, sie lebten in ihrer edlen Freiheit und wären uns doch zugetan. Da konnte man zu dem bißchen Kirschendiebstahl auch gute Miene machen. Den Kindern leuchtete das ein, und als sie gegen Sonnenuntergang eine junge Amsel im Grase hüpfen sahen, näherten sie sich ihr mit freundlichen Gedanken.

Dieses Vögelchen konnte noch nicht fliegen. Es war gewiß aus dem Nest gefallen und fand nicht wieder zurück. Das war kein verwegener Kirschendieb, sondern ein schwaches Geschöpf, mit dem man Mitleid haben mußte. Die

Kinder umstanden es im Kreise, betrachteten es mit Scheu und Neugier, weil es doch ein fremdes Lebewesen war, und alle drei Kinder hielten die Hände vorsichtig hinter dem Rücken. Die arme junge Amsel piepste traurig, wahrscheinlich weil sie ihre Mama nicht mehr bei sich hatte; vielleicht auch, weil sie hungrig war. Die Kinder liefen um Nahrung für das verwaiste Tierchen und es waren die erlesensten Leckerbissen: Brotkrumen in Milch getaucht, kleine Stückchen Fleisch, ganz rote Kirschen endlich, eigens vom Baum geschüttelt für den Diebssprößling, der noch nicht stark genug war, um sich auf unredliche Art selbst fortzubringen. Aber die junge Amsel hüpfte den Kindern immer wieder fort und verschmähte das alles. Da nun die Sonne hinunter war, mußten die Kinder ins Haus und sie trennten sich mit schwerem Herzen von dem Vöglein, das jetzt die Nacht ohne Schutz im Garten zubringen sollte. Sie sprachen bis ins Bett von ihrer schüchternen Bekanntschaft und die arme junge Amsel flog wohl auch durch die Träume dieser Nacht.

Am andern Morgen war sie tot. Eines der Mädchen, Pauline oder Trudel, entdeckte gleich in aller Frühe den kleinen Leichnam, der im Grase lag. Da sahen die Kinder zum erstenmale in ihrem Leben den Tod. Die junge Amsel, die noch gestern lieblich anzuschauen war, lag starr und häßlich auf dem Rücken; das Hälschen hatte sich im letzten Krampfe verdreht und die Äuglein waren trüb verglast. Ein Schwarm Ameisen, wohl ein ganzer Stamm dieses geschäftigen Volkes, kroch um die Vogelleiche herum. Sie mußte jedenfalls vom Rasen fortgeschafft werden. Aber es sollte nicht auf eine gefühllose Art geschehen. Die Kinder nahmen sich vor, den armen Gast rechtschaffen zu begraben. Zuerst wurde ein Platz gesucht und sie fanden einen feinen unter dem immergrünen Baume, der mitten im Garten steht. Wie das spitze Bäumchen heiße, fragten sie, und bekamen die

Antwort: Thuja oder Lebensbaum. Auch dieser Name gefiel ihnen wohl, und so war es ausgemacht, daß der Vogel da ruhen sollte. Dort gruben alle drei, bis das Loch groß genug war. Dann holte Hans einen Schiebkarren; die Leiche wurde mit zwei Stäbchen aufgehoben, in den Karren gelegt, mit Reisern bedeckt und langsam nach dem Loche unter dem Lebensbaum gefahren. Dort kehrten sie den Karren um, der Vogel fiel hinter, sie legten einige große Blätter auf ihn und schaufelten die Grube zu. Dann warfen sie noch einen Hügel über dem Grabe auf und nahmen dazu den besten gesiebten Sand. Beim Reutern erklärte Hans: „Das ist der Trauersand.“ Pauline pflanzte einen Zweig von Rosen auf das Hügelchen und sagte: „Ich werde um die junge Amsel noch lange trauern.“ Damit war die Feierlichkeit beendet. Aber noch oft wurde des unglücklichen Vogels gedacht, der so kurze Zeit bei ihnen geweilt hatte und nun für immer unter dem Lebensbaume schlief. Täglich kamen die Kinder mit ihren Gießkannen und benetzten das Grab und den Rosenast. So groß war die Verehrung für den hingegangenen Vogel, daß Trudel einmal fragte: „Hast du mich lieber als die Amsel, die tot ist?“ Denn die tote Amsel hatte gewiß jeder sehr gern. Und doch wußte man von ihr weiter nichts, als daß sie gelebt hatte und gestorben war, noch bevor sie Kirschen stehlen konnte.

Bald nach dem Abenteuer mit der Amsel kamen Tage des großen Kummers. Da stand ein weißes Bettchen Tag und Nacht geöffnet und in dem Bettchen lag Pauline krank. Ihren Wangen entwich allmählich die Farbe, bis sie so blaß waren wie das Kissen, auf dem ihr blondes Köpfchen ruhte. Ihre kleinen, heißen Hände wurden immer zarter, immer schwächer und in jedem Gelenke plagte sie der Schmerz. Die Füßchen konnte sie nicht mehr bewegen und wenn ihre Mutter und ihr Fräulein sie aufhoben, schrie sie laut, wie

wenn sie mißhandelt würde. Da liefen den treuen Pflegerinnen die Tränen wohl manchesmal bis in den Mund und sie mußten sie verschlucken, weil sie die Hände zum Abwischen nicht frei hatten, auch weil sie ihr etwas vorscherzen wollten. Denn unser kranker Vogel verstand schon sein eigenes Leiden und war deshalb übler daran, als die Amsel im Garten. Sie suchte nach den Gründen ihrer Krankheit, und zwar, wie es Kinder von acht Jahren tun, nach den übersinnlichen. Ihre Krankheit war sicher eine Strafe vom lieben Gott und sie fragte ihn, warum er ihr diese Schmerzen geschickt habe; ihr, die doch immer an ihn denke, sich nach allen seinen Geboten richte? Einmal glaubte sie schon auf der Spur zu sein: sie war in der vorigen Woche unfolgsam gewesen. War es die Strafe dafür? Laut hielt sie ihre Zwiesprache mit dem lieben Gott, der ja den kindlichen Herzen so vertraut ist, aber gar viel zu tun hat, denn er muß an zahllosen Bettchen stehen und die Klagen und Wünsche der Unschuldigen vernehmen. Und sie betete oftmals im Tage: Lieber Gott, ich bitte dich, laß mich doch gesund werden! Wer aber zugegen war und es anhörte, der mußte sich tief in die Lippen beißen, weil ihr kleines Gesicht schon so matt und verfallen war. Und am Abend faltete sie ihre kranken Händchen und betete wie immer die alten Worte:

> Kranken Herzen sende Ruh',
> Müde Augen schließe zu,
> Laß den Mond am Himmel stehen
> Und die stille Welt besehen!

Dazu den Nachsatz, den die Kinder sich selbst ersonnen haben: „Lieber Gott, laß doch morgen schönes Wetter sein! Danke für den schönen heutigen Tag.“ Da war ihre Seele schon so rein und leicht, daß man in einfältiger Angst am liebsten nachgesehen hätte, ob Türen und Fenster

nur dicht genug geschlossen seien; sie möchte sonst unversehens hinausschweben.

Ja wohl, Gott muß die Kinder lieb haben, weil sie auch für solche Tage als für schöne danken. Sommer war es, hoher Sommer. Solange die Sonne am Himmel stand, konnten die Fenster offen bleiben. Da lag die kleine Kranke und sah mit Sehnsucht hinaus in die grünen Bäume. Im Laube aber waren die Amseln laut. Sie sangen die lustigsten Lieder, als wäre nicht unlängst eine ihres Stammes in diesem Garten kläglich verdorben. Und zwischen den Hecken, unten bei den Reben oder auf dem Hügel der Tannen trieben sich Hans und Trudel herum. Sie hatten sicherlich viel Mitleid mit ihrer armen Schwester und jauchzten nur leise, aber sie jauchzten. Denn sie waren jetzt weniger bewacht, als in anderer Zeit. Der Garten gehörte ihnen allein und da war er vielleicht das Paradies. Sie spielten nach ihrer Herzenslust, liefen nach Schmetterlingen, krochen in die Büsche, plauderten am Zaun mit Nachbarskindern, jagten mit Ball und Reifen, pflückten Blumen, naschten von den Beeren, wanden Kränze und setzten sie sich aufs Haupt. Und über allem war Sonnenschein. So daß ihrer jungen Selbstsucht diese Wochen, in denen ihr Schwesterlein zum Sterben war, wohl am köstlichsten mögen vorgekommen sein. Denn der Baum des Lebens ist zu allen Zeiten grün.

Aber noch besser als die Gesundheit ist die Genesung. Wenn ein schon verloren geglaubtes Menschenkind auf dem Weg aller umkehrt, ist das ein großes Fest. Der ganze Garten ist plötzlich noch einmal so grün. Es ist mehr Gesang in der Luft. Man möchte dem Gärtner, den Nachbarn, den Fremden, die draußen vorübergehen, die Hände drücken, weil das Kind sich zu erholen beginnt. Die Genesende kam zuerst auf einem Tragbette hinaus und es wurde bei der Thuja aufgestellt. Mit sonderbar erstaunten Augen nahm sie

wieder Besitz von allen Herrlichkeiten. Dann saß sie auf ihrem Rollstuhle, noch ein bißchen hilflos, doch immer freudiger. Dann lernte sie von neuem gehen und es gelang; sie ging, sie lief sogar. Und allmählich wurde alles wie zuvor. Aber welche namenlosen Wunder haben sich in diesen Übergängen einer gewöhnlichen Begebenheit vor uns abgespielt! Wir ahnen es kaum. Der Verdacht besteht, daß auch die Ärzte es nicht besser wissen. Sie richten zuweilen einen Körper wieder ein, wie die Arbeiter ein Lämpchen; doch was das für eine Kraft ist, welche den Kohlenfaden glühen macht, darüber vermögen sie wohl keine Auskunft zu geben. Das Rätsel rauscht fort und fort mit schwerem Flügelschlage über unseren Häuptern und wir fassen es nie. Sucht unser Blick darein zu dringen, so ist es nur, als sähen wir in eine schwarze Nacht. Es müßte uns gar sehr ängstigen, das Unerklärte, das uns beständig umgibt, hätten wir nicht eine Gabe, seliger als alle: das Vergessen. Das zeigen uns die Kinder, die ja unser unendlich reiner Spiegel sind, wie ihr Tun und Lassen auch ewige Gleichnisse des unseren enthält.

Um die Zeit, welche in der Hauschronik die der Genesung heißt, bekamen die Kinder abermals einen Vogel, einen gefangenen. Er wurde Hans genannt, war ein strohgelber Kanarienvogel und lebte vergnügt in seinem Käfig, wo es an Grünkraut und Sämereien niemals fehlte. Die Erinnerungen an die junge Amsel wurden durch ihn verdrängt. Die Kinder müssen ihn sehr geliebt haben, das erfährt man jetzt, nach seinem Hinscheiden. Auch er ist nämlich vor einigen Tagen in das unbekannte Land geflogen, aus dem kein Harzer Roller wiederkehrt. Wie stellten sich nun die Kinder zu diesem neuen Vogeltrauerspiel? Die beiden älteren weinten bitterlich und auch ihr Fräulein hat wacker mitgeweint. Nur Trudel zeigte eine auffallende Gemütlosigkeit gegen den verblichenen gelben Freund. Sie machte so-

fort nach seinem Hintritte den Vorschlag, ihn zu braten. Vor der allgemeinen Entrüstung zog sie sich beschämt, gekränkt und mit zuckenden Mundwinkeln zurück. Aber die anderen verrieten schon eine merkwürdige Empfindsamkeit. Hans erzählte die schönsten Züge aus dem Leben des Kanarienvogels, den wir alle nicht genügend gekannt hätten. Auch schilderte er unter Tränen den Verlauf der Krankheit: wie der arme Patient in den letzten Tagen so schwach war, daß er sich nicht auf der Stange halten konnte und immer wieder hinabfiel. Der Tierarzt wurde wohl gerufen, aber wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt: es war zu spät. Am Morgen, als das Bauer gereinigt werden sollte, fand man ihn regungslos liegen. Um die Kinder über den Verlust zu trösten, versprach man ihnen einen anderen Kanarienvogel. Da sagte Pauline: „Nein, ich will keinen mehr. Man hängt sein Herz daran und dann stirbt er.“ Hans wendete hierauf seine Aufmerksamkeit den letzten Ehren zu und wünschte die Anschaffung eines Glassarges mit der Inschrift in Goldbuchstaben „Vogel Hans.“ Es fand aber nur ein prunkloses Leichenbegängnis in einer Pappschachtel statt. Vogel Hans wurde neben der jungen Amsel unter der Thuja beigesetzt. Im Frühjahre soll auch über seinem stillen Hügelchen ein Zweig von Rosen gepflanzt werden, das ist abgemacht. Wenn nicht auch Vogel Hans bis zur Zeit der Rosen schon vergessen ist!

Kinder träumen das Leben als eine noch unbestimmte Melodie und wir, da wir ihr Wachstum begleiten, träumen es nicht anders mit ihnen. Was uns da umgibt, ist voll göttlicher Geheimnisse. Wie eine kleine Amsel plötzlich auf dem hellen Grase auftaucht und unter dem Lebensbaum verschwindet, so ist vieles, was uns zuteil wird, von unbekannter Herkunft und ebensolchem Hingang. Aber wir würden das ohne sie nicht sehen. In ihrer Ahnungslosigkeit sind sie unsere Lehrmeister. Sie zeigen uns erst das Leben, weil sie selber

das Leben sind, rätselhaft und lieblich. Sie öffnen uns die Augen für das Alltägliche — siehe, es ist größer als das Ungewöhnliche, schon darum, weil es endlos und gleichförmig wiederkehrt. Was einer mit seinen Kindern durchmacht, Schweres und Geringes, das machen alle durch. Er braucht es nur einfach, wie es gekommen, zu sagen, und er spricht allen Menschen aus der tiefsten Seele, als ob er ein Dichter wäre. So wird unser Dasein durch sie inniger. Was sind das für arme Leute, die keine Kinder haben!

Trudels Träne

Trudel schreibt auch schon. Es fehlen ihr noch fünf Buchstaben, darunter freilich das schwere k, dann hat sie das ganze kleine Alphabet. Es ist ein merkwürdiger Lebensabschnitt, und ich fange eigentlich erst bei Trudel an, ihn recht zu verstehen. Pauline und Hans haben ja diese Kunst bereits vor einiger Zeit erlernt; vor zwei und drei Jahren hielten sie dort, wo jetzt ihre Schwester Trudel hält, aber das war nicht so überraschend, weil man ihren vorherigen Zustand von dem, in den sie eintraten, noch nicht gut unterscheiden konnte. Die Erwachsenen sind durch so viele tausend Meilen von der Welt der Kinder getrennt. Wir wissen vielleicht noch weniger von ihnen als sie von uns. Die geheimnisvollen und großartigen Begebenheiten ihrer Entwicklung spielen sich vor uns ab, und wir gewahren kaum etwas davon. Allenfalls das Gröbste: daß ihre trübblauen Augen sich heller öffnen, daß ihre Händchen sicherer nach den Sachen greifen, daß ihr Lallen sich in deutlichere Laute umformt, daß sie sprechen, stehen, gehen lernen, daß sie wachsen. Und nun wachsen sie fort, rastlos, unaufhaltsam, wachsen uns nach, reifen in unsere Kenntnisse hinein, eilen unseren Erfahrungen entgegen, die wir ihnen mit aller Liebe nicht ersparen könnten, auch wenn wir wüßten, was in ihnen vorgeht. Aber wir ahnen nichts davon, obwohl wir selbst einmal durch diese lieblichen Gegenden geschritten sind. Vergeßlichkeit, auch ein Glück der Erdenkinder. Denn

wir vergessen das Leben nicht minder als den Tod. So fremd werden uns die Stufen einer Entwicklung, die wir am eigenen Leibe und Geiste durchgemacht haben, daß wir betroffen wie vor einer Entdeckung stehen, wenn wir zufällig auf das Gewöhnliche aufmerksam werden.

Als Pauline anfing, den berühmten Buchstaben i in ihr erstes braunes Heft zu malen, da wurde sie nur insgeheim tief bedauert. Ein Jahr später, als Hans mutig an das i heranging, schätzte man das Ereignis auch noch nicht ganz nach Gebühr. Ich glaube, wenn wir unsere Kinder lernen sehen, halten wir das, eben weil wir ihnen Fremde sind für ein arges Ungemach, wovor wir sie mit aller Liebe nicht zu bewahren vermögen. Schreiben lernen, welch ein Greuel! Wenn wir es nicht schon könnten, heute würden wir es gewiß nicht mehr herauskriegen. Das ist eben schlau eingerichtet, daß man die Kinder zu einer Zeit, wo sie sich noch nicht wehren, gewaltsam bildet. In der Wahl zwischen Strafe und Buchstabenmalen müssen sie sich für das letztere als ein geringeres Übel entscheiden. Und ehe sie sich's versehen, sind sie aus dem paradiesischen Zustande der Unwissenheit hinausgedrängt. Wie grausam, daß wir ihnen das glückliche Zeitalter, wonach wir selbst uns das ganze Leben hindurch zurücksehnen, so rasch und heftig abschließen. So ungefähr ist wohl der Gedankengang, mit welchem Eltern die ersten Lehrstunden der Kinder begleiten. Doch man darf dem armen kleinen Volk die Teilnahme nicht zeigen, sonst würde es sich auflehnen wie gegen eine zu schwache Regierung. Es ist so eingerichtet, daß das Paradies wohl immer da ist, aber daß es auch immer wieder verloren wird.

Bei diesem Ausgange des schönen Gartens ist nun Trudel angelangt, und da hat sie unlängst eine Träne vergossen. Eine einzige, kleine, runde Träne, die nicht zu Boden fiel, sondern auf das Blatt eines Buches, und deren Spur darum

noch einige Zeit erhalten bleiben wird. Das ist eine ganze Geschichte, nicht ohne Moral, und man mag daraus ersehen, wie viel ein Erwachsener von einem Kinde lernen kann, wenn er ordentlich aufmerkt.

Trudels Stellung in der Kinderstube war in den letzten zwei Jahren eine eigentümlich verachtete und beneidete. Sie war die einzige im Hause, die keine Pflichten hatte. Es wurde von ihr nur gefordert, daß sie gehörig esse und pünktlich einschlafe. Sonst in allem die Freiheit, die Landschaft Eden. Sie war eine liebenswürdige Barbarin, geduldet und verzärtelt. Sogar die größeren Kinder sprachen von ihr halb geringschätzig und halb wohlwollend als von der Kleinen. Zum Glück war sie noch nicht feinfühlig genug, um die Demütigung aus der Freundlichkeit herauszuspüren. Sie genoß nur wolkenlose Tage. Wenn die anderen Kinder tiefbekümmert über Aufgaben seufzen, spielte sie nach Herzenslust. Die mußten sich mit dem fürchterlichen Kopfrechnen plagen, während Trudel nur ihre Einbildungen umherstreichen ließ. Nie wird man erfahren, und sie selbst wird es vergessen, welche wunderbaren Abenteuer sie in ihrem Gemüt erlebte, als sie mit ihrer Puppe auf einem Stühlchen in der Ecke saß oder einen langen Bindfaden um ein Stück Holz wickelte, oder Blätter aus Papier schnitt, die ein Kranz wurden und dann märchenköniglich auf ihren Locken ruhten. Voll war ihr diese Zeit von Liedern, die lautlos durch die Seele ziehen. Das gibt es nur bei Kindern, sowie im Frühling bei Dichtern, die zu stolz sind, Verse für das Publikum zu machen. Man konnte das von fern ahnen, wenn man ihre Augen manchmal nachdenklich glänzen sah.

Hatte sie aber eine Vorstellung von ihrem Glück? Wie klein auch ein Menschenkind sei, darin steht es doch unter dem allgemeinen Gesetze: wir erkennen die gute Zeit nicht, so lange sie da ist. Nur wurde es Trudel durch den Gegensatz

leicht, ihre angenehmere Lage zu schätzen. Sie allein spielte so herrlich, indessen die andern gebeugt ein Diktando schrieben und die schwersten Vorwürfe bekamen, weil sie stets Fehler machten. Denn das Schreiben gehört wohl zum Bittersten, was es in der Welt gibt.

Auch der vortrefflichste Zustand hat seine Nachteile, darüber wurde sich Trudel natürlich bald klar. Wenn sie zu irgendeinem Geburtstage schriftlich gratulieren wollte, mußte sie sich einer fremden Hand bedienen. Wenn sie eine Geschichte vorgelesen haben wollte, mußte sie bei Fräulein, bei Pauline oder Hans betteln, und manchmal waren die dazu nicht zu haben, selbst nicht um den Preis der größten Abziehbilder und Schokolade-Zigarren aus Trudels Schatz. Da pflegte sie sich in ihrer Verzweiflung selbst Geschichten vorzulesen. Das heißt, sie tat, als ob sie läse, da sie es ja nicht konnte. Sie spielte Lesen, mit einem aufgeschlagenen Buch, in welchem sie von Zeit zu Zeit ein Blatt umlegte und mit halblaut hinplätschernder Stimme, die den Tonfall des geläufigen Vorlesens nachahmte. Erinnerungen waren es an schon Gehörtes, aber auch viel freie Erfindung, und wer nicht genauer hinhorchte, konnte bei diesem gleichmäßigen Wortflusse wirklich glauben, daß alles aus dem Buche komme. Die Sätze klangen nicht unverständiger, als die mancher Kinderbücher. Ab und zu verwechselte sie die Namen ihrer Helden, ließ eine Person wiederkommen, die soeben gestorben war, und was sonst noch den sorglosen Erzählern, auch größeren als Trudel, passiert. Und das nahm sich etwa so aus: „Aber Edith," sprach die Mutter, „du bist wohl wieder auf den Knien herumgerutscht, ich sehe, du hast ein Loch im Strumpfe. Ein fünfjähriges Mädchen, das ist nicht hübsch." Das kleine Mädchen hörte diese Vorwürfe der Mutter mit Tränen in den Augen an, und das Weinen war ihr näher als das Lachen. Hierauf entgegnete der Vater: „Wir müssen

ihr das abgewöhnen, denn unsere Elsbeth ist wilder als ein Junge." Bald darauf verreiste der Vater für einige Wochen, und als er eines Tages nach Hause kam, hatte sich Elsbeth das Herumrutschen auf den Knien abgewöhnt. Übrigens stopfte sie ihre Strümpfe selbst, wenn sie durchlöchert waren, wie wenn sie schon ein erwachsenes siebenjähriges Mädchen gewesen wäre. Sie war aber erst sechseinhalb. Darüber freuten sich ihre Eltern sehr.

Die kindliche Erzählungskunst erinnert an die kindliche Malerei; an die mit henkelartigen Ohren versehenen Köpfe, die ohne Hals auf viereckigen Rümpfen ruhen; an die Häuser, die kleiner sind, als der eintretende Mann. Aber wie es auch sei, den Kindern sagen diese Darstellungen mehr vom Leben, als uns manches vollendete Werk der Kunst. Schon daraus läßt sich ersehen, um wie viel großmächtiger und herrlicher ihre Einbildungskraft ist, als unsere herabgestimmte, gealterte.

Trudel war also reich an Entschädigungen für das, was ihr versagt blieb. Wollte ihr niemand die Freundschaft erweisen, eine Geschichte vorzulesen, so nahm sie sich ein Buch, dichtete laut etwas darein, wenn sie es auch gelegentlich verkehrt hielt. Sicher stand in dem Buche nicht so viel, als sie darin fand. Sie hatte dazu noch die Freiheit, welche den größeren Kindern abging. War das nicht eine höchst rosenrote Zeit?

Nun denn, wer das annahm, irrte sich sehr. Trudel war nicht glücklich. Um es mit einem Worte zu sagen: sie hatte keinen Sinn für ihr Paradies. Sie fühlte sich zurückgesetzt, erniedrigt und beschämt. Sie empfand ihre Unwissenheit sehr drückend. Sie kam sich geringer vor, und nicht etwa beglückter, weil sie nicht auch lernte, wie die andern Kinder. Als ich einmal abends an ihrem Bettchen stand und mir von ihrem Tagewerk erzählen ließ, gestand sie es kummervoll. „Die Kinder sind zu mir häßlich," sagte sie; „immer

haben sie vor mir Geheimnisse. Da muß ich traurig sein. Heute haben sie mir wieder nichts vorlesen wollen. Da habe ich vor Trauer gesungen, damit sie es nicht merken sollen, aber meine Stimme war gebrechlich.“ Und ihr Stimmchen bebte wirklich noch vor verhaltener Rührung, als sie das berichtete. Denn auch die Kinderstube hat ihre Dramen, die wir nur nicht beachten, weil sie so unscheinbar sind, so schnell vorüberhuschen. Aber für diese kleinen Herzen sind sie gerade schwer und groß genug, um Seufzer aus ihnen zu pressen. Kurz, Trudel sehnte sich danach, lesen und schreiben zu können, wie die andern. Sie wollte auch aus dem Paradiese hinaus.

Von allen Wünschen des Lebens geht dieser am sichersten in Erfüllung. So ist es auch Trudel ergangen, wie die Träne in dem Buche beweist. Das Buch ist ein graues dünnes Bändchen und nennt sich Fibel. Auf der zweiten Seite unten ist ein kreisrundes Fleckchen mit leise gezacktem dunklerem Rande sichtbar: das ist die Träne, Trudels bittere Träne. Sie befindet sich unter dem Worte „Fisch“. Warum hat das Kind da geweint? Weil es lernen mußte? Nein, so einfach ist auch die Psychologie der Kinder nicht. Trudel hat ja lernen wollen. Sie war froh, als ihr das Büchlein aufgeschlagen wurde. Und schon so bald nach dem Anfange sollte sie die Lust verloren haben? Wahrlich, das kann es nicht sein. Das war es auch nicht. Nicht die Lust — den Mut hatte sie auf der zweiten Seite verloren. A—s—t, Ast, N—e—s—t, Nest verstand sie noch. Aber F—i—s—c—h, sch, Fisch überstieg ihre Fassungskraft. Da kam sie sich so hilflos vor, so verloren, und sie glaubte, sie erlernte es nie; von allen Leuten würde sie die einzige sein, die nicht lesen könnte, gerade sie mit ihrer Lust an Märchen und Geschichten. Da tropfte aus kindischer Verzweiflung das Tränlein auf das Blatt.

Kaum ein paar Wochen sind vergangen, und schon ist

das weit. Tag um Tag sitzt nun Trudel über ihr Schulheft gebeugt, und malt und malt Buchstaben, Ziffern, die immer leserlicher werden. Schon will sie sich auch ihrer Wissenschaft für die Zwecke des praktischen Lebens bedienen, denn ihr Mut ist wiedergekehrt und sogar nach den überwundenen ersten Schwierigkeiten gewachsen. Jüngst hatte sie ein ziemlich schweres Verbrechen begangen: nach dem Abendgebet hatte sie eigenmächtig das Gitter ihres Bettes herabgelassen und war herausgestiegen. Am andern Morgen lag eine dem Frevel entsprechende Strafe in der Luft, und Trudel war zerknirscht. Da kam sie auf den Gedanken, ein Entschuldigungsschreiben zu verfassen. Sie setzte sich entschlossen hin, linierte mit leider recht krummen Strichen ein Blatt, zierte es obenauf mit einem Abziehbilde von Blumen und begann: l—i, li, b—e, be, libe, m—a, ma, m—a, ma, mama, libe mama. Weiter kam sie freilich nicht; es fehlten ihr einige Buchstaben zum Ausdrucke ihrer ganzen Reue.

Kindereien, jawohl. Aber was ist menschlicher als das Kindliche? Gar vieles, was den ernsthaften Leuten wichtig vorkommt, verschwindet bedeutungslos neben diesen jungen Trieben eines erwachenden Lebens. Es ist der Frühling der Bildung, rührend und heiter, bezaubernd wie aller Lenz. Ein Kind hat geweint vor Ungeduld, weil es nicht früh genug aus dem schönen Garten kommen konnte, in den kein Weg zurückführt. Wenn die Kinder groß sein werden und alle wunderbaren Begebenheiten dieser einfachen Zeit vorbei sind, als ein einziger Traum, kann es sich ereignen, daß Gertrud selbst unter altem Bücherkram die Fibel findet, sie aufschlägt und auf Seite zwei beim Worte „Fisch“ die vergilbte Tränenspur entdeckt. Und weiter mag es sich ereignen, daß dann neben die erste noch eine zweite Zähre auf das Blatt fällt. Es ging zu langsam vorwärts, meldet die erste Träne. Nein — sagt die zweite — zu schnell.

(1899.)

Die Schatzausstellung

Mitten in der Pariser Stadt, auf dem Boulevard des Capucines, steht diese Musikhalle. Vor dem Eingange ungeheure bunte Anschlagzettel mit Versprechungen der Schaugenüsse: Tänzerinnen in allen möglichen Entkleidungen, Drahtseilkünstler, Pistolenkönige, dressierte Schweine, Bänkelsängerinnen, Bauchredner. Nachts ist das Haus in elektrische Lichtfluten getaucht. Kleine Weibchen trippeln, rascheln mit leisem Seidengeknitter herbei, auf der Suche nach ihrer täglichen Liebe. Und Defraudanten aus aller Herren Länder treffen hier zusammen, um den Traum von Paris in einer billigen Ausgabe zu genießen.

Aber bei Tag ist an diesem gemeinen Orte jetzt die Ausstellung von sehr kostbaren Schätzen. Die Schätze werden nachmittags von ihren Besitzern hergebracht und eifersüchtig gehütet und nach wenigen Stunden wieder fortgetragen. Weil die Märzluft noch rauh ist, hüllt man die Schätze in gute warme Tücher, so daß beim Kommen und Gehen beinahe nichts von ihnen sichtbar wird. Die eiligen Leute auf der Straße ahnen zumeist gar nicht, was in dem dicken, blauen Wollbündel steckt, das eine der Frauen voll seliger Angst an sich preßt und heimschleppt. Was darin steckt? Ein Schatz von unermeßlichem Wert: das schönste Kind von Paris und wahrscheinlich ist es zugleich das schönste der bewohnten Erde. Denn die Frau kommt von der Schönheitskonkurrenz der Kinder. Das sind die kostbaren Schätze, die

jetzt in der Musikhalle auf dem Boulevard ausgestellt werden. Eine Zeitung hat diesen Wettbewerb veranstaltet. Es war wohl nur beabsichtigt, ein bißchen Aufsehen zu erregen und das Blatt volkstümlich zu machen. Ich weiß nicht, ob das Unternehmen Erfolg haben wird, bezweifle es sogar. Aber wer in Gedanken den Boulevard, diese breite Straße der Menschlichkeit, entlang schlendert, der findet da plötzlich ein neues Schauspiel, voll von Lachen und Rührung, ein Schauspiel, naiv und groß, heraufgeholt aus dem tiefsten Geheimnis unserer Natur und hinweisend auf unser Höchstes, Reinstes.

Kommt man aus dem Gassenlärm in den Vorraum der Ausstellungshalle, ist gleich die rosige Stimmung über einem. Da die Garderobe, anzusehen wie ein Kinderkleiderladen. Mäntelchen in allerlei hellen, zarten, zärtlichen Farben, Mützen, Häubchen, Jäckchen mit Spitzen, Pelz, Bändern und worin sich sonst noch die Narretei jung stolzer Mütter erschöpft. Und die in den putzigen Hüllen staken, kündigen sich schon an, obwohl man sie noch nicht sieht. Eine schmale Holztreppe führt in den oberen Stock hinauf, wo die Ausstellung ist. Durch den Stiegenausschnitt dringt ein bißchen Unruhe, Gepiepse, Weinen, Kichern, Summen, Schreien herunter. Beim Steigen gerät man bald in eine heißere Luftschicht. Im Saal ist es wie in einem Treibhaus. Die Kleinsten sollen sich an die Wärme des menschlichen Körpers erinnert fühlen. Denn an der Wettbewerbung nehmen selbst die eben Ausgeschlüpften teil. „Für Kinder beiderlei Geschlechts von zwei Monaten bis zu drei Jahren, in welchem Land immer geboren," heißt es sportmäßig in der Anzeige.

Da sitzen sie nun Tag für Tag, die ahnungslosen Preiskämpfer. Jeden Nachmittag kommen andere siebzig Kinder daran. Sie haben fortlaufende Nummern. Von halb 2 bis 6 Uhr müssen sie zur Verfügung der Preisrichter gehalten

werden, obwohl das Besichtigen im Prüfungszimmer nur zwei Minuten dauert. Das bringt eine gewisse Spannung und Atemlosigkeit in jede Abteilung. Die siebzig Mütter fiebern ein bißchen, und wenn am Abend ihr Kind nicht unter den Vorgerufenen ist, so haben sie schon einen rechten Kummer. Dieser Aufruf bedeutet aber nichts, erklärt man ihnen tröstend; man lasse lediglich die Kinder vortreten, die von den Richtern in eine Reihe gestellt werden. Es ist damit noch nicht gesagt, daß gerade diese die schönsten oder nicht die schönsten seien. Es geschieht nur der Gründlichkeit halber. Ja, das beruhigt sie, alle Siebzig. Wenn gewissenhaft geurteilt wird, kann über das endliche Ergebnis kein Zweifel sein, denkt sich — jede.

Und so sieht man sie geduldig bis zum Abend harren, siebzig zuversichtliche Mütter mit ebensoviel allerschönsten Kindern. Der Saal ist eng, wird noch geschmälert durch einige Buden mit Spielzeug, Milch, Bäckerei und verschiedenen nützlichen Gegenständen für Kinder. Aber welch eine Welt in diesem kleinen Raum! Jeden Augenblick gibt es einen lustigen oder traurigen Zwischenfall, Jubel und Not. Paradiesisch geht es zu. Nichts Menschliches wird hier verborgen, und mit den Kindern wandeln auch die Mütter in einem Zustande tiefer Unschuld. Da ist ein ganz Kleines. Unbehaglich zappelt es und beginnt zu piepsen. Und auf den ersten Schrei öffnet die Mutter eilig, unermüdlich, ja geradezu dankbar ihr Kleid und legt das Baby an die Brust. Sie weiß gar nicht, ob jemand zuschaut. Sie ist im Saal, nein, in der Welt allein mit ihrem Kinde. Täuschen mich meine Augen nicht, so fühlt sie sich geschmeichelt, daß es ihm schmeckt. Darum läßt sie es auch noch forttrinken, wenn seine Zähnchen schon heraus sind und recht weh tun. Dann ist die Schmeichelei sogar viel bedeutender, weil es kein dummes Wurm mehr ist. Das kann man bei den Frauen

der kleinen französischen Bourgeoisie oft sehen. Sie sparen mit den Kindern, aber sie sparen ihre Zärtlichkeit nicht. Der Malthusianismus ist die merkwürdigste Form der Liebe zu den Kindern. Und ich unterscheide den Malthusianismus des unteren Bürgertums in Frankreich wohl von dem des oberen. Im letzteren ist das eine Korsetfrage.

Man kennt Frankreich nicht, wenn man seine herrlichen Kleinbürger nicht kennt. Sie sind der wahre Reichtum, der Mut, die Größe, die Zukunft dieses Landes, zugleich auch der Wall gegen den Umsturz; sie bilden eine Art sozialer Militärgrenze. Sie sind fröhlich, strebsam und aufgeklärt. Und der beste Weg, sie kennen zu lernen, ist die Beobachtung ihres Verhältnisses zu den Kindern. An Sonntagen im Sommer muß man sie aus dem Boulogner Wäldchen heimkehren sehen. Es ist freilich Staub und Traurigkeit in diesen Dämmerungen, wie in jedem Volksvergnügen, auf das man sich immer wieder sechs Tage hindurch unverbesserlich freut, Woche um Woche, das ganze Jahr. Aber der müde Vater trägt sein Kind im Arm. Es schläft. Und da war mir manchesmal, als müßte ich grüßen. Es zog auch darin etwas Großes vorüber: die Bewegung, die wir das Aufsteigen der Klassen nennen. Denn dieser Vater hebt sein Kind in eine höhere Schicht hinauf. Jetzt schläft und träumt es noch seine Jugend. Später wird er es im Wachen, Lernen, Arbeiten heben, so hoch er vermag. Beim einzelnen sieht das geringfügig aus; vielmals wiederholt, ist das Ergebnis wunderbar.

Der niedere Bourgeois hat hier eine Zärtlichkeit für sein Kind, die ans Mütterliche grenzt. Das Kind muß an jeder seiner Vergnügungen teilnehmen. Oft ist das schädlich, und zuweilen für die Zuschauer ergötzlich. Ich sah einst am Sommersonntag einen wunderlichen Vater, der zugleich Radfahrer war. Er mochte von Suresnes, Saint-Cloud oder Viroflay heimkehren. Vorn an der Lenkstange hatte er Flieder-

zweige angebunden und hinterm Sattel einen Korb aus Weidengeflecht. In dem Korb lag ein Wickelkind und sog an der Milchflasche. So brachte er sein Kind auf dem Zweirade ins Grüne, so brachte er es hübsch wieder heim.

In der Schatzausstellung auf dem Boulevard des Capucines sieht man daher auch Väter. Man erkennt, daß sie gestern gearbeitet haben und morgen wieder arbeiten werden. Es sind keine Bummler. Aber heute ist ein Ehrentag. Der Familienschatz wird der Welt gezeigt. Da stehen sie also herum, die Väter, leicht gelangweilt und recht steif im Bratenrock, und die Ofenröhre von einem Hut auf dem schwitzenden Kopfe. Was ihre Ansicht von der Sache ist, und welches Kind sie wohl für das schönste halten, das verbergen sie hinter einer feierlichen Miene, indes die Mütter jeden mit den Augen anbetteln um ein bißchen Bewunderung für ihren Schatz. Natürlich ergeht die stumme Aufforderung nur an die Ausstellungsgäste; von den Eltern, die selbst etwas auf diesen Jahrmarkt bringen, ist Unparteilichkeit doch nicht zu erwarten. Dennoch blicken die Mütter einander nicht neidisch oder gehässig an. Der Wettkampf ist voller Liebenswürdigkeit. Alle haben ein überlegenes Lächeln. Jede ist ihrer Sache so sicher. Einen Schatten von Eifersucht erregen nur die besonders reich gekleideten Kinder bei den Müttern der übrigen. Sie finden sich auch damit bald ab. Die eine denkt sich: „Meines hat das nicht nötig.“ Die andere: „Meines wäre in diesem Putz viel tausendmal schöner.“

Zum Glück ist die Gleichheit vor den Preisrichtern gewahrt. Die Kinder müssen in einem Vorzimmer splitternackt ausgezogen werden. Dennoch schmuggelt manche vorsichtige Mutter ein blaues oder rosenfarbenes Bändchen ein, das scheinbar nur die Haare zusammenhalten soll, aber auch sonst noch wirken mag — obwohl ihr Mädchen solche Mittelchen wahrhaftig entbehren könnte. So handeln nämlich

die Mädchenmütter. Die Bubenmütter sind wesentlich anders, wie man weiß; sie verschmähen die Zierlichkeit, sind lediglich auf rohe Kraft aus, höchstens noch auf Intelligenz.

Wie allerliebst ist dieses Aus- und Ankleidezimmerchen! Kaum Platz für die Stühle, auf denen die sechs Mütter oder Ammen sitzen. Auf ihren Knien hält jede das Baby und schält es aus seinen Hüllen. Eine Menge von Wäschestücken, auch bei den Ärmeren. Jäckchen, Unterjäckchen, darunter noch ein Tüchlein und ha! wieder ein Jäckchen. Ferner vielerlei Röcklein und Höslein, alles blitzblank, wie es nicht immer sein mag. In der Eile werden die Gegenstände durcheinandergeworfen, man wird sie später beim Ankleiden mühsam suchen, und das wird die allgemeine Aufregung noch vermehren. Entblößen läßt sich Bébé gern, aber beim Anziehen ist es erbittert. Jeder Strumpf eine Katastrophe. Sechs Schreihälse heulen gleichzeitig. Die Mütter sind außer sich, sie möchten am liebsten weinen; sie schnappen ja aus einer Stimmung in die andere, ganz wie ihre Gebieter, die Kinder.

Wenn die Mütter das Zimmer des Preisgerichts verlassen, sind sie ein wenig beklommen. Es fällt ihnen aufs Herz, daß die Prüfung so schnell vorüber ist. Zwei Minuten! Das Kind wird auf den grünen Tisch gestellt, die Richter betasten sein Bäuchlein und die Schenkelchen mit freundlich wichtiger Miene, schreiben etwas in ihr Heft. Bébé wird noch auf die Korbschale einer Wage gesetzt und auf einen Tisch gelegt, wo eine weiße Frau es mit einer Stange mißt. Beim Messen schreit jedes. Warum? Dann ist die drollige Assentierung vorbei. Das Ergebnis wird nicht gleich mitgeteilt. So gehen die Mütter mit Bangen hinaus. Hat man ihr Kind auch wirklich erkannt als das, was es ist?

Wie viel Angst, Stolz und Naivität sieht man bei dieser Prüfung! Das ganze Mutterherz legt sich da bloß und bebt. Welch ein rührendes Geständnis bedeutet schon das Erschei-

nen der Allermeisten! Denn die mitgebrachten Kinder sind in der Regel nicht einmal hübsch. An zwei Tagen habe ich die Ausstellung besucht und kein einziges wirklich schönes Kind gesehen, nicht ein einziges, wie man sie in Dörfern zu Haufen sieht: blitzäugig, mit harten roten Backen und festen Gliedern. Das da sind bleiche Kinder einer Großstadt, erzählen von Sünden der Väter, vom harten Kampf ums Leben, von schädlichem Überfluß und schädlicherem Mangel, von engen Wohnungen in lichtlos hohen Häusern; kurz, sie erzählen Paris. Aber daß die Mütter diese Kinder zum Schönheitswettstreit bringen, das ist das Ergreifendste.

Unvergeßlich wird mir eine sein. Hagere Frau mit abgehärmten Wangen und dunkel fieberhaften Augen. Ihr Bübchen zweijährig, lieb, matt, verdickte Gelenke, zu großer Bauch, und blaß, blaß. Als es auf dem Tische stand, nickten die Richter, die wohl Kinderärzte sind, einander blinzelnd zu. Der eine befühlte den Schädel des Jungen und fragte die Frau: „Die Fontanellen sind noch nicht lange geschlossen, nicht wahr?“ Sie errötete schnell, schluckte trocken, wußte offenbar nicht, ob die Frage etwas Gutes oder Schlechtes bedeute, und gab zurück: „Fontanellen? Ich weiß gar nicht, was das ist . . . Fontanellen?“

Sie hätte Aufklärung gewünscht. Doch schon stand ein anderes Kind auf dem Tisch. Sie mußte wegtreten. Noch einen Augenblick sah sie ängstlich drein. Dann war sie gefaßt. Sie fand es eilig heraus: das mit den Fontanellen war ein geheimer Vorzug ihres Kindes, den sie selbst bisher nicht geahnt hatte.

Ich sah diese Mutter später im Saale wieder. Ihr Knäblein spielte sehr befreundet mit einem unbekannten Kind, und an dessen Mutter wendete sie sich listig. Ich hörte die Worte: „Mich haben sie nach den Fontanellen gefragt. Das scheint

etwas Besonderes zu sein. . . . Oder nicht? Hat man Sie auch gefragt, Madame? . . .“

Die andere schüttelte den Kopf und schwieg mitleidig. Die Fragende starrte nun in einem Ahnen vor sich hin.

Mütter! Heilig in ihrer Unschuld, heilig in ihren Schmerzen. Was immer die Mutter vorher gewesen und wie sie auch später werden möge, das Kind vollzieht an ihr eine Reinigung. Vom Wunder der Schöpfung, dessen Gefäß ihr Leib ist, wird sie verklärt. Und der Schimmer zerfließt nicht, so lange das Kind allein ihr Leben ausfüllt. Was gäbe diese Frau, wie sie mit dem kümmerlichen Kind vor dem Schönheitsgericht steht, für ein gutes Bild. „Die Mutter mit den Fontanellen“ könnte es heißen. Und niemand würde über die Benennung lachen.

Ja, Maler her in diesen kleinen Saal. Wenn einer recht versteht, was er sieht, und wenn ihm der Pinsel gehorcht, kann er da was Großes schaffen. Zum einzigen breiten Fenster herein wälzt sich gewaltig der Nachmittagssonnenschein. Draußen mageres Geästel von Bäumen des Boulevards im Vorfrühling. Mit dem Rücken gegen das Licht, daß ihre Haare einen Goldrand haben, eine lachende Mutter, die ihr Kind an beiden Ohren hält und auf ihrem Schoß umwirft. Andere treiben andern Unsinn. Im Hintergrund ein Puppentheater. Eine ländliche Amme sieht erstaunt drein, der Säugling schläft. Einige Kindertypen. Ganz kleine mit zwecklosen Gebärden, stumpf nach der Sonne gerichteten Augen. Kinder, die den Hanswurst betrachten. Ein unartiger Struwelpeter wirft sich auf den Boden. Zwei Mädchen machen Bekanntschaft, ein drittes verbirgt sich scheu hinter einer Rockfalte der Mama. Ein blonder Bub, darstellend einen Matrosen vom „Formidable“, hat die Hände stolz in den Taschen seiner ersten Hose und beobachtet kleinere, die auf der Erde herumkriechen, lachen, spielen, weinen. . . .

Nur soll daraus nicht die niedere Gemütlichkeit eines Lobbildes auf die Familie werden. Keine spießbürgerlichen Amoretten. Die Mütter sind die Hauptsache. Der Maler wird glückliche und schmerzensreiche zeigen. Selbst die Gestalten, die er weise vernachlässigt, die er hinter dem Lichtstrahl verbirgt oder in Winkeln verdämmern läßt, werden etwas von der Mütterlichkeit ausdrücken. Da eine Gebärde der Angst, dort eine prahlerische Haltung oder die wonnevolle Sorge beim Säugen, verschiedener Jubel und Kummer. Aber der gute Platz in der Komposition gebührt der bedrohten Mutter, der Madonna mit den Fontanellen.

Das schönste Kind? Da ist es, meine Herren Richter! .... Sie hält es stolz und bangend in die Höhe, das fahle, kränkliche — ihren Schatz.

(1895.)

Armensommer

Es gibt eine Wäremestuben-Sentimentalität, welche vorzüglich im Winter gedeiht. Wenn der Schnee recht hoch liegt und ein eisiges Wetter durch die Gassen fährt, werden unsere Herzen weich. Wir schlagen draußen den Pelzkragen höher hinauf oder rücken drin den Lehnstuhl näher an den warmen Ofen, und um das Schicksal mit unserem Behagen zu versöhnen, widmen wir ein Sümmchen für die Schwächlinge, die nicht so geschickt waren wie wir und sich kein so geborgenes Plätzchen zu sichern verstanden. Aber auch diese milden Regungen müssen uns von namhaften Unbilden der Witterung abgenötigt werden; es muß etwas zum gemeinen Elend hinzukommen, wodurch unsere Phantasie in Aufruhr gerät. Ich habe mir einmal sagen lassen, daß für die Wärmestuben nicht viel eingehe, bevor die Temperatur unter den Gefrierpunkt sinkt. Unsere Güte braucht Erfrorene, um aufzutauen. Man lasse die gräßlichsten Bilder der Not an unseren Augen vorüberziehen, wenn man eine unserer Tränen sehen will. Kommt aber der liebe Frühling ins Land, so hat in unserer erquicklichen Vorstellung alles Ungemach der Massen ein Ende. Wenn der Flieder blüht, gibt es wohl keine Misere. Ich glaube, wir sind weniger hartherzig als beschränkt. Wir haben eine bescheidene Anzahl sozialer Begriffe, mit der wir in den vier Jahreszeiten befriedigt auskommen. Wie die alten Darsteller der Horen denken wir uns den Frühling, den Sommer,

den Herbst, den Winter mit wenigen Attributen, und was der Gang der menschlichen Entwicklung an neuen, wohltätigen oder grausamen Bedingungen zum Leben hinzugetan hat, davon geben wir uns keine Rechenschaft. Wahrlich, unsere Einfalt grenzt noch immer ans Allegorische.

Sommer. Der Sommer ist da. In uns sind nur Vorstellungen von starkem Blühen und Reifen mit der Hora des Sommers verknüpft. Mit einer Sichel schreitet die lendenstarke Göttin durchs Korn. Üppiger atmet in ihrer verjüngten Mutterschaft die Erde. Und neben, über diesen antikisierenden Bildern des Sommers gibt es neue vom Tage: wie wir der Hitze, dem Dunst und Staub unserer Städte entfliehen ins Gebirge, ans Meer. Wie reich ist unsere Zivilisation geworden, daß wir uns in jedem Augenblick die Jahreszeit schaffen können, nach der uns verlangt. So gibt es Liebhaber des Frühlings, welche das ganze Jahr den Lenz genießen, weil sie im Winter nach dem Süden und im Sommer nach dem Norden gehen. Die Erde hat immer alles, Blüten und Schnee zur gleichen Zeit, was ihr wollt und wie es euch gefällt. Und da durch eine wundervolle Technik die Entfernungen aufgehoben sind, können auch die Menschen immer alles erreichen, Blüten oder Schnee, je nach ihrer Lust. Aber das gilt nur von denen, die etwas haben. Denn die Armen sind noch nicht so weit im Verzaubern der Jahreszeiten. Für sie ist der Winter noch Winter, der Sommer noch Sommer, ihr Leben vergeht in der alten Natürlichkeit, indes die Kultur das Angesicht der Erde allmählich verändert. Da nun die Armen in der alten Weise ihr Dasein verbringen, so mag es in der milden Zeit des Jahres, in der lieblichen, für sie wohl am besten sein. Luft kann in ihre düsteren Wohnlöcher dringen, die man nicht mehr zu heizen braucht. Es kommt überhaupt mehr Sonnenschein und Freiheit in ihr Leben. Erträglicher sollte dieses Leben demnach im Sommer sein,

wird man schließen. Der Schluß ist vernünftig, und darum sind wir ja auch mit unserer Hilfe im Sommer sparsamer als im Winter. Doch wer das Leben der städtischen Massen aufmerksamer betrachtet, wird die sonderbare Wahrnehmung machen, daß sie in der guten Jahreszeit nicht glücklicher sind, als in der schlechten. Verdrossener schleppen sie sich durch die glühenden Tage, und eine Melancholie zittert für sie durch den Dunst warmer Abende. Ist nur die größere Last der Atmosphäre daran schuld, oder hat es noch heimliche, tiefere Gründe? Da ist die Statistik der großen Stadt mit einer seltsamen Angabe: daß die Zahl der Selbstmorde in der angenehmen Jahreszeit wächst. Warum? Ist die Widerstandskraft der Kämpfenden geringer, steigt die Unlust, zu leben, wenn die Natur ihre Reize entfaltet? Solche rätselhafte Zahlen, die von der Existenz der Massen berichten, liest man häufig, ohne sie weiter zu beachten. Aber es steckt doch darin eine Frage, die man nicht los wird, bis endlich ein zufälliger Blick in den Alltag die Antwort liefert.

Jawohl, etwas ganz Alltägliches ist der Sommer der Armen und leicht zu ergründen, so leicht, daß sich keiner diese unscheinbare Mühe nimmt. Man gehe an Abenden hinaus an den Rand der Stadt, wo die furchtbaren Zinskasernen der Arbeiter-Legionen stehen. Zum Beispiel an den Währinger Gürtel in Wien. Da wird man Dinge zu schauen bekommen, die manchen Aufschluß geben. Zu den Fenstern der Häuser hinaus lehnen sich erschöpfte Männer lufthungrig Unterhalb der Stadtbahn, auf dem langen, unverbauten, mit ein paar Gräsern bewachsenen Platze, welchen die Kinder hier Wiese nennen, kauern müde Weiber, spielen blasse Kinder. Keine bunten Begebenheiten, auch kein erheblicher Lärm; vielmehr ist alles gedrückt, einförmig, unauffällig. Es wirkt nur großartig durch die vielfache Wiederholung der einzelnen Trostlosigkeit. Und man braucht nur einen solchen

Schauplatz gut angesehen zu haben, so kennt man viele; viele in derselben Stadt und in anderen Städten, in anderen Ländern. Es ist ein universaler Zug darin. Dort, wo wir immer sind, erkennen wir das am wenigsten. Aber wenn wir uns auch an den Wohnorten anderer Menschen umgetan haben und dann wieder die Bezirke von ehemals durchschreiten, so gewahren wir, daß alle diese Menschlichkeiten nichts Örtliches an sich haben, sondern etwas Allgemeines sind. Gleichzeitig tauchen dieselben Erscheinungen auf an Orten, die miteinander nicht verkehren, unter Menschen, die voneinander nichts wissen. Sie sind eben Menschen und geraten in gleiche Bedingungen des Lebens, folglich entwickeln sie sich oder verkommen gleichartig Der Zufall ist freilich der Werkmeister dieser Entwicklung oder dieses Verkommens. Wollten wir uns aber vorstellen, wie ein Demiurg verfahren müßte, um Sinn und Art der Menschen umzubilden, so sehen wir da seinen Weg: er müßte die Bedingungen ihres Daseins planvoll ändern.

Doch bleiben wir beim Währinger Gürtel. Rechts und links hohe Häuser mit einem oberflächlichen Aufputz von billigem Bauzierat. In der Straßenmitte stehen jetzt die neuen Pfeiler des Viadukts für die Stadtbahn. Die Wölbungen sind hoch und freudlos, denn sie geben keinen Himmelsausschnitt. Häuser vorn und Häuser hinten. Dennoch ist dieser dürftige Platz längs der Pfeiler ein Ausflugs- und Erlustigungsort für die Kinder, für die Proles der Leute, die ringsum in viel ärmeren Gebäuden als die des Gürtels wohnen. Wiese nennen sie diesen Platz, Wiese. Nie sah man eine Wiese von traurigerer Gestalt. Eine dünne Reihe kränklicher Bäumchen steht am Straßenrande. Diese Bäumchen werden wohl nie in ihrem Leben stark werden und Schatten spenden, so wenig wie die Menschenpflänzchen, die hier kümmerlich gedeihen. Und auf dem Rasen gibt es mehr Glassplitter und

Topfscherben als Grashalme. Das aber ist der Schauplatz des Armensommers, die Wiese des Proles.

Was ist daran besonderes? Kinder spielen an einem freien Ort. Aber welche Kinder, und welch ein Ort des Lachens und der Rührung! Denn für diese bleichen Kinder ist es eine paradiesische Gegend, und sie verbringen hier eine gar holde Zeit ihres Lebens. Sie spielen beinahe die gleichen Spiele wie die Kinder der Reichen und empfinden dabei dasselbe Glück. Wahrscheinlich macht sich ihre Phantasie sogar mehr Bewegung, weil das Spielzeug dürftiger ist. Für die kunstvollen Erdarbeiten, Tunnels und Kanäle haben sie nur alte Holzlöffel als Schaufeln und Spaten, und eine leere Zündhölzchenschachtel muß als Holzkübel dienen. Die Springschnur hat keine Handhaben und ist nur ein gemeiner Strick, aber sie springen hochvergnügt hinüber. Und selbst die englischen Formen der Unterhaltung sind hierher gedrungen; es wird um den Fußball gekämpft, wobei die Spielworte, so gut es geht, übertragen werden; der Goalkeeper wird ganz einfach Kohlgeber genannt. Der vorherrschende Zeitvertreib jedoch, der in den meisten Kindergruppen geübt wird, ist wilder, als die in den gemäßigten Zonen der Gesellschaft vorkommenden Kinderspiele. Es ist ein Messerwerfen, das sie „Spitzeln“ nennen. Wer das Messer derart wirft, daß es im Boden stecken bleibt, darf weiterspielen; wer das nicht trifft, muß es abgeben. Da hocken sie in Gruppen um das Fleckchen aufgelockerten Erdreichs, fast alle barfuß; das Messer schwirrt immer zwischen einem Dutzend nackter Arme und Beine, die Hände haschen danach, sobald es geflogen, und es ist nur merkwürdig, daß sie sich in den Hasten und Streiten nicht die Haut aufschlitzen. Auch halbwüchsige Mägdlein, die schon Hüterinnen ihrer kleineren Geschwister sind, treiben dieses scharfe Spiel. Da sitzt eine mit einem Säugling auf dem

Schoß, das arme Baby hat zur Täuschung seines Durstes einen Kautschukpfropf im Mündchen, und vor den leer starrenden Äuglein, am schmutzigen Näschen dicht vorbei dreht sich die spitze Klinge.

Sie singen auch artige Ringelreihen und Tanzliedchen aus sehr alter Zeit, die ein Geschlecht von Kindern dem andern überliefert. „Florian, Florian hat gelebet sieben Jahr'; sieben Jahr' sind um, die Poldi dreht sich um.“ Nachdem sich die Poldi umgedreht hat, muß sich die Anna umdrehen, dann die Marie, dann die andere Marie, dann der Franzl und endlich der Edi. Man lernt ihrer aller Namen kennen. Der Edi ist der Kleinste, der Seligste, ein dreijähriges Bübchen in halboffenem Höslein, ganz dumm vor Stolz, daß er mit den größeren Kindern im Drehtanz spielen darf. Er war schon gekränkt und verlegen, weil vorher andere Namen gesungen wurden, als der seinige, denn er versteht dieses einfache Spiel noch gar nicht. Ja, das Weinen war ihm schon näher, bis plötzlich auch sein Name gesungen wurde. Und nun dreht sich auch der Edi um und lacht über das ganze schmutzige gute Gesichtchen und tanzt mit seinen bloßen Füßchen über die Glasscherben, die er gar nicht spürt. Nach dem Reigen läuft er zu Muttern hin, zu der armen, abermals sichtbarlich hoffenden Frau, die noch ein Schwesterlein auf dem Arm hat, und weil er sich im Reigen so rühmlich bewährt hat, daß die übrigen Kinder auch seinen Namen sangen, verbirgt Edi vor Glück und Scham sein struppiges Köpfchen in den Rockfalten der Mutter. Aber das Schwesterlein blickt von deren Arm traurig auf Edi hinunter und hüstelt.

Ach, die ganze Brut ist so schwach und bleich, frühem Sterben offenbar verfallen. Wenn die Glasscherbenwiese ihre Erholung vorstellt, wie mögen die Schlupfwinkel sein, aus denen sie hieherkriechen, in die sie zurückkehren, wenn der Vater von der Arbeit kommt? Um die siebente Stunde leert

sich wie mit einem Schlage dieser schöne Ausflugsort, Mütter und Proles schleichen gesenkten Hauptes heim. Es ist ein klagender Zug. Nach kurzen Stunden des Aufatmens müssen sie wieder zurück in die Enge. Und weil ihr Trieb zu einer natürlichen Lebensweise in der lieblichen Jahreszeit nur gereizt und nicht befriedigt wird, darum ist ihr Sommer noch schwermütiger als ihr Winter. Sie sind glebae adscripti ohne die gute Scholle, die der Mensch zu seinem Gedeihen braucht. Und da mag auch jener tiefere Grund stecken, der die vermehrte Lebenslust gerade in milder Zeit erklärt. Es sind vielleicht Selbstmorde aus Heimweh nach der Natur.

So wird man trauriger Gedanken voll, wenn man den Sommer der Armen auf dieser Scherbenwiese betrachtet. Plötzlich dampft oben ein Zug der Stadtbahn vorüber. Ein Gleichnis für unsere ganze Zeit. Unten hocken sie gedrückt und hoffnungslos an den Pfeilern des Viadukts und ihre Brut verkümmert, indes oben schon der Zug braust, dahinaus, wo es wirkliche grüne Wiesen gibt.

(1898.)

Die Hütte Hiobs

Es war ein Mann im Lande Uz, der hieß Hiob. Derselbe war schlecht und recht gottesfürchtig und mied das Böse. Als nun Gott der Herr die Wette annahm, welche ihm der Satan antrug, und den schlecht und rechten Mann schlug in allem, was diesem teuer war, auf daß sich seine Gottesfurcht erhärte, da tat Hiob seinen Mund auf zur unermeßlichen Klage. Seinen Tag verfluchte er. „Der Tag müsse verloren sein, darinnen ich geboren bin, und die Nacht, welche sprach: Es ist ein Männlein empfangen! . . . Warum bin ich nicht gestorben vom Mutterleib an! So läge ich doch nun und wäre stille; schliefe und hätte Ruhe . . . wie eine unzeitige Geburt, die man verborgen hat, wäre ich gar nicht, wie Kinder, die das Licht nie gesehen haben."

Ist es nicht ein Buch aller Zeiten, in dem das geschrieben steht? Und wie oft mögen die Worte Hiobs aus der gepreßten Brust von Menschen sich losgerungen haben, seit der gottgefällige Mann von Uz sein nach den Prüfungen noch mehr denn vorhin gesegnetes Leben beschloß? Wie oft? In Wahrheit ist ein jeder von uns Hiob. Jeder ist es, war es oder wird es zu irgendeiner Stunde sein. „Wäre ich gar nicht, wie Kinder, die das Licht nie gesehen haben!" Dieses Wort in Hiobs Klage ist ergreifend. Heraufgeholt ist es aus dem tiefsten Weh des Lebens, und es enthält eine eigentümlich großartige Vorstellung von der Seligkeit; wie ein Kind sein, das nie das Licht gesehen hat. Ein Da-

sein, beendigt, bevor es noch begonnen hat. Der Überschwang des Schmerzes scheint sich da in einer unmöglichen Einbildung zu ergehen. Gibt es solche Geschöpfe?

Jawohl. Und nun sind wir mit einem Sprunge aus der zeitlosen Einfalt der Schrift herübergekommen in unseren heutigen Tag, auf den festlichen Jahrmarkt, welcher sich jetzt draußen vor unserer Stadt ausbreitet. Eine Ausstellung ist es, die neue Art von Jahrmarkt. Man sieht hier alles, was der Menschengeist, rastlos sich vorwärts bewegend, an immer sinnreicherem Werkzeug, an immer vollendeteren Gütern den früheren Besitztümern der Kultur hinzufügt. Die Menschen haben sich ein Heer eiserner Sklaven, die man Maschinen heißt, geschaffen. Unvorhergesehene Kräfte der Natur sind heute wie durch Zauberei gebändigt. Gewaltige Räder aus Stahl drehen sich oder stehen still auf einen Fingerdruck. Auf Riemen schwingt sich die sonderbare Kraft des Dampfes weiter. In dünnen Drähten werden Schall und Licht und Energie unhörbar und unsichtbar dahin geleitet, wo man sie heraustreten lassen will. An das alles haben wir uns eiligst gewöhnt, wenn wir auch freilich noch nicht wissen, welche Rechte es uns gibt und welche Pflichten es uns auferlegt. Aber da steht mitten im Jahrmarkt eine Bretterbude, vor der wir betroffen stillehalten. Was ist da zu sehen? Nichts, etwas Gewöhnliches aus allen Tagen. Schon Hiob kannte es und nannte es: Kinder, die das Licht nie gesehen haben.

Mit einem ungenauen, die Neugierde der Unschuldigen scherzhaft irreleitenden Namen heißt diese Bude die Kinderbrutanstalt. Fehlt nur noch das große Schild mit dem aufgemalten Storch, welcher die bereits ausgebrüteten Kinder in seinem Schnabel trägt und an die hierzu geeigneten Familien gewissenhaft abliefert. Übrigens ist die Schildermalerei nicht unerläßlich, denn man weiß ohnehin allgemein, wie es der Storch macht. Die Kinder selbst wissen es am

wenigsten, weil sie gerade schliefen und träumten, als er sie brachte. Sie brauchen es auch nicht zu wissen, sie erfahren es noch immer früh genug. Das ist die gute Zeit, die nicht getrübt ist vom Ahnen und Erkennen. Kein höheres Wort findet Hiob, der sich auf verlorenes Glück versteht, als dieses sehnsüchtige von der vorigen Zeit: „Da Gottes Geheimnis über meiner Hütte war.“

Aber die Erwachsenen, welche durch die Ausstellung wandern und an die Kinderbrutanstalt kommen, schmunzeln listig. Sie haben ein erfahrenes und doch unsicheres Lächeln. Wie, am Ende noch ein Fortschritt der Wissenschaft? Jetzt halten wir schon vieles für möglich, und insbesondere die Philister sind in der jetzigen Zeit ein wenig demoralisiert. Früher spotteten sie über jede Neuerung, jetzt sind sie bereit, an die unwahrscheinlichste Erfindung zu glauben. Man hat schon gehört, daß Pferdekraft durch Maschinen ersetzt wurde; vielleicht auch die Kraft des Storches? Nun, ganz so töricht stellt es sich wohl keiner vor, der vor der Bude auf den vielbegehrten Einlaß harrt, aber allerlei besondere Erwartungen mögen die Besucher dennoch haben. Nur das, was sie wirklich sehen werden, die Kinder, die nach Hiobs Wort um ihre Seligkeit betrogen werden, erwartet wohl niemand.

Das heitere und neugierige Gedränge vor der Tür ist im Grunde genommen begreiflich. Es ist eine der allgemeinsten Angelegenheiten, tout le monde a passé par là. Die Frauen blicken einigermaßen verschämt vor sich hin, die Männer haben eher einen ironischen Zug im Gesichte, während sie vor der Bude auf den Einlaß harren. Man muß eine besondere Eintrittsgebühr entrichten, woraus der Erfahrene gleich erkennt, daß es weniger auf die Belehrung als auf die Belustigung der Gäste abgesehen ist. Als in einer richtigen Schaubude gibt es denn auch hier naive Erwartung und eine Enttäuschung, die nicht eingestanden wird. Es ist einer

der hübschesten Züge in der menschlichen Natur, daß die Besucher einer Schaubude ihre Enttäuschung nicht am Besitzer der Bude, sondern an den nachfolgenden Neugierigen rächen. Beim Verlassen der Ausgangstür hütet man sich, eine verdrießliche Miene zu machen: andere sollen auch hinein!

Enttäuscht sind selbstverständlich nur diejenigen, die ein fremdartiges Naturspiel zu finden hofften. Aber es ist nur das gemeine Spiel der Natur mit seiner Lieblichkeit und seinem Schrecken, das in den Glaskästen gezeigt wird. Nur um die Stimmung der Dame ohne Unterleib oder des zweiköpfigen Kalbes bei den anspruchsvolleren Gästen hervorzubringen, ist auch ein Ausrufer da. Er ist das Ideal eines Redners für solche Gelegenheiten. Nie werden frühgeborene Kinder, die man in Schaukästen gegen Eintrittsgeld ausstellt, einen besseren Erklärer finden, als es dieser Mann ist. Er versteht es, über seine Auseinandersetzungen einen unbestimmten Duft von Wissenschaftlichkeit zu breiten. Er ist noch sachlich und schon interessant. Was er schildert, sind nur einfache Schränkchen aus Glas und Eisen, die auf eine nicht verblüffende Art mit frischer Luft versehen und in gleichmäßiger Wärme erhalten werden. Und im Schränkchen liegt schlummernd ein Minus zwei Monate altes Knäblein. Aber was macht er daraus, mit den feinsten Mitteln der Redekunst, mit zurückhaltenden Andeutungen, weisem Stokken an den kritischen Punkten. Er hat, um es kurz zu sagen, den Takt für seine Aufgabe. Marktschreierei würde an diesem Orte verletzen; zu gelehrt möchte er auch nicht werden, weil er schließlich doch nur zu Laien spricht. So ist also eine leichte Trockenheit im Erklären, durch ein kleines Lächeln oder vielsagendes Hüsteln ab und zu gemildert, offenbar das Richtige. Wir genießen einen im besten Sinne volkstümlichen Vortrag. Der Mann hätte vielleicht nur um eine Kleinigkeit mehr zu lernen gebraucht, so wäre er ein Uni-

versitätsprofessor geworden. Er hat alles, was dem Publikum Vertrauen einflößt: eine sichere, überlegene Art zu reden, gemessenen Tonfall, schlichte Gebärden, eine beginnende Forscherglatze, eine Geschicklichkeit im Verdunkeln der einfachsten Dinge, die er zu erklären scheint. Und nur ein einziges Fremdwort in seiner Darstellung zerstreut unseren Irrtum, daß wir eine Leuchte der Wissenschaft vor uns haben. Er sagt an einer Stelle: Die Prosperarität der Lebensfähigkeit läßt nichts zu wünschen übrig. Ich glaubte schlecht gehört zu haben, da mir seine Gediegenheit im übrigen einen gewissen Eindruck gemacht hatte. Ich blieb darum bis zum nächsten Vortrag, um zu hören, ob die Prosperarität wiederkommen würde. Sie kam wieder.

Aber vielleicht ist das ein absichtsvolles Zwillingswort, und der ausrufende Gelehrte der Kinderbrutanstalt denkt sich dabei etwas. Die Prosperität der Lebensfähigkeit ist eine Rarität! Dann ist es ein Ausspruch, den Hiob selbst getan haben könnte. Am Publikum geht das übrigens als Wahrheit wie als Irrtum unbemerkt vorüber. Auch die Besucher der Hütte leisten manchen schönen Ausspruch, und man könnte eine fesselnde Sammlung von Gewöhnlichkeiten zustande bringen, wenn man einige Stunden lang am Schaukasten die vorbeiziehenden Leute belauschte.

Indessen liegen die Kindlein in ihren mütterlich warmen Kästchen und schlafen, schlafen, als wollten sie nie erwachen. Sie werden nach allen Regeln der neuesten ärztlichen Kunst gepflegt. Der begabte Ausrufer hat mit ihrer Erhaltung weiter nichts zu tun. Die Anstalt hat zwei Ärzte, von denen einer beständig anwesend ist. Auch gibt es Ammen und geschulte Pflegerinnen für die drei armen Kinder, die sich so unvorsichtig beeilt haben, in das ihnen freilich unbekannte Leben zu treten. Drei Kinder werden nämlich jetzt „ausgebrütet.“ Eins davon litt gerade an einem Katarrh, als ich es

in dem abgesonderten Pflegeraume sah. Es wand sich und schrie mit seinem namenlos dünnen Stimmchen in einer Qual. On entre, on crie, et c'est la vie. Die Ärzte und die ganze Wärterschaft beugten sich über das zuckende Körperchen, das sie gleichsam gewalttätig am Leben erhalten wollen. Alle Schlauheiten werden aufgeboten, um das Seelchen nicht entweichen zu lassen. Behutsam wird das schmächtige Geschöpflein angefaßt, sinnreich genährt, unablässig bewacht. Die Körperwärme wird gemessen, das Gewicht in kurzen Zeitabständen erhoben. Aber der Arzt zuckte die Achseln, als ich ihn nach einem stärkeren Aufschrei des Kindes fragend anblickte. Es werde vielleicht nicht davonkommen. On crie, on sort, et c'est la mort. Was möglich ist, um die Abreise des kleinen Gastes zu verhindern, geschieht. Besser behütet kann ein solches Pflänzchen nicht werden. Und doch soll der Vater des einen Kindes Bezahlung verlangt haben, sonst nehme er es aus der Ausstellung fort. Die juristische Frage taucht auf, wie er diesen Anspruch begründe. Verlangt er das Honorar für sich oder seinen Sprößling. Armes Würmchen, das schon vor seiner rechtmäßigen Geburt Geld verdienen muß. Da liegt es, fröstelnd, fiebernd, die bebenden Glieder an den mageren Leib gepreßt, ähnlicher einem ungefiederten Vogel, und nur der Ausdruck von übertierischem Weh im kleinen Gesichte verrät, daß es doch schon ein Mensch ist. Und sie wollen es aufpflegen, aufpäppeln — „retten" mit einem Wort. Hiob aber würde fragen: Mit welchem Recht?

Hingegen scheinen sich die beiden andern in ihren durchsichtigen Schränken gar nicht übel zu befinden. Höchstens haben sie mehr Licht, als ihnen nach der natürlichen Ordnung der Dinge jetzt gebührte. Grelles Tageslicht, elektrisches Licht. Die Zuschauer wollen etwas sehen. Und da schützen sich die armen Nascituri, wenn sie nicht schlafen, indem sie die dünnen Ärmchen vor die halboffenen stumpfen Äuglein hin-

aufziehen. Von Rechts wegen noch ungeboren, müssen sie sich schon gegen äußeres Ungemach verteidigen. Dieses Parieren des allzuhellen Lichtes ist offenbar ihre erste zweckmäßige Bewegung, die ihnen von feindlichen Umständen aufgenötigt wird. Übrigens ist das Zappeln und Strampeln der Ärmchen und Beinchen rosig anzusehen, wie bei allen kleinen Kindern. Sie sind gar noch freier, weil man sie nicht in Windeln und Kissen verpackt, um der zartesten Haut jeden Druck zu ersparen. Ist es also noch der schmerzlose Zustand, nach dem der Dulder seufzte?

Wenn man kleine Kinder betrachtet, so tauchen alle Rätselfragen auf, welche die Menschheit auf einer nun schon langen Wanderung begleitet haben. Es ist ja auch wahr: die Neugeborenen führen uns an den Anfang der Zeiten zurück. Sie bringen uns eine Botschaft aus großer Ferne, wir können sie nur nicht entziffern. Und wenn wir uns über ihre Wiegen beugen, ihr Lächeln im Traume sehen oder den ersten Schmerz, der über ihre Mienen huscht, so fühlen wir uns dem Ewigen unseres Geschlechtes näher. Die Wissenschaft hat mit diesen warmen Schreinen nicht viel zu schaffen, das ist gleich klar. Aber viel Poesie steckt darin, eine ahnungsschwere Poesie. Keime werden trotz der Natur erhalten. Menschen, die nicht über die Erde gegangen wären, zwingt man hervor. Wenn sie nun zu der Reife ihres Lebens kommen, werden sie nicht jammern um die verlorene Seligkeit, wie es jener tat? Werden sie nicht klagen um das vorige Glück, da Gottes Geheimnis über ihrer Hütte war?

(1898.)

Der Lachonkel

Jede ordentliche Kinderstube hat ihren Lachonkel — es muß kein Blutsverwandter sein. Die Familienzugehörigkeit besteht einfach im Lachen. Er ist furchtbar komisch; man weiß eigentlich nicht, wodurch und warum. Aber wenn er kommt, wenn seine Stimme nur im Vorzimmer laut wird, wenn er nur zur Tür hereintritt, freuen sich die Kinder schon. Erinnerung und Ahnung ist in diesem Vorgefühle, denn so lustig, wie er, ist niemand auf der Welt. Alles an ihm ist komisch: die Grimassen, der Bart, die Hände, die Stiefel, der Hut, der Stock. Er macht Späße, über die man bis zu Tränen lachen muß. Er weiß Geschichten, bei denen man sich am liebsten auf den Fußboden legen und wälzen möchte. In den Taschen seines Rockes stecken immer die wunderlichsten Überraschungen. Ja, er kommt wohl sicherlich geradewegs aus dem Märchen, wo es am lustigsten und tiefsten ist. Die Kinder klettern an ihm herum wie an einem Baum, und sie lassen ihn nicht fort, wenn er gehen will. Er muß dableiben, noch und noch, er muß ihnen Zauberkunststücke zeigen, Tierstimmen nachahmen, Schattenrisse mit den Fingern zwischen Licht und Wand spielen, muß ihnen schnurrige Reimlein vorsprechen und Bilder malen, auf denen die Menschen aus Nase und Füßen bestehen, während die Häuser nur Dächer und Fenster haben. Dem Lachonkel verdanken Kinder ihr erstes Bild von der Welt, dessen Lustigkeit auf seiner Mangelhaftigkeit beruht.

Aber der Lachonkel spielt eine gar gewaltige Rolle im Leben der Kinder. Sie lieben ihn mehr, als sie es in ihrer Ausdrucksarmut sagen können. Sie lieben ihn wie Hündchen einen Menschen, der mit ihnen spielt. Sie lieben seine Überlegenheit, die sich wie täppisch ansieht; sie lieben seine Herablassung, denn er ist ja doch ein Großer; seine Güte, die sie hinter den Schwänken ahnen. Auch hat er offenbar im Leben nichts anderes zu tun, als sich mit ihnen abzugeben. Er ist nicht so beschäftigt, wie Vater und andere ernste Leute, sondern er kommt und geht zwecklos. Sein ganzes Geschäft ist wohl nur die Belustigung der Kinder, man weiß nämlich sonst nichts von ihm. Und welche Zwiesprache er mit ihnen in der grüngoldigen Zeit hielt, das ist verloren gegangen. Die Kinder wachsen und sind dann natürlich treulos, und wie von einer untergegangenen Insel erlischt die Kunde vom hellen Stübchen, von Spielereien und Märchen und vom Lachonkel, der in alledem mitten drin stand. Ja, wenn die Kinder wachsen, muß er sterben, denn ihr Wachstum ist immer sein Tod. Er war vielleicht nur die Verkörperung der Kinderzeit in einem unverständlich großen Menschen. Sicher ist nur, daß er spurlos zu den versunkenen Märchen heimgegangen ist, und um ihn wiederzusehen, müßte man den Kinderblick haben. Ach, wie sah er denn aus, der Wunderbare! Was war an ihm das Anheimelnde und Komische? Ist von ihm ein Porträt erhalten, so verrät es gewöhnlich nichts. Er sieht aus wie andere altmodisch gekleidete Menschen, von denen es feststeht, daß sie nicht mehr da sind. Und aus dem Bild erfährt man nicht einmal, warum man in der Jugend lachen mußte, wenn man ihn nur ansah. Geschweige denn die Worte, die Lieder, die tausend Schnurren.

Dennoch wäre es ein Vergnügen, wenn man ihn erschauen könnte. Er würde uns die Jugend erklären, die wir nicht verstehen, wenn wir sie leben, weil wir jung sind. Und die wir

später erst recht nicht verstehen, weil wir dann alt sind. Was ist es, das die Kinder lachen macht? Ist es das Schöne oder das Häßliche? Ist es das Große oder das Kleine? Ist es die Dummheit oder die Weisheit? Die Fragen sind nicht ohne Reiz und Wert, weil es immerhin als ausgemacht gelten kann, daß die Kindheit unser aller gemeinsamer Ursprungsort ist, wie wir uns auch von ihr entfernen.

Andere Fragen schließen sich an, wenn man einmal im Ernst späterer Jahre angefangen hat, darüber nachzudenken. Der Lachonkel muß doch auch sozusagen ein Mensch für sich gewesen sein, nicht nur eine Gestalt der Kinderstube. Er muß auch seine eigenen Schicksale gehabt haben, die ihn kneteten, bis er so komisch wurde. Er war wohl kein Erfolgreicher, sonst hätte er Wichtigeres vorgehabt, als sich mit anderer Leute Kindern abzugeben. Ja, er hatte nicht einmal seinen eigenen Hausstand, nicht den Rang eines Vaters, wie schon der Name Onkel andeutet. Wie kam er nun zu seiner Einfalt und Herzlichkeit, welche ihn tauglich machten zum Gespielen der Kleinen? Komisch fanden wir ihn, nur dies eine ist gewiß. Aber war er selbst dabei lustig oder traurig?

Nun gibt es dennoch einen solchen heiteren Freund, der nicht mit einer einzigen Jugend verschwindet. Er ist seit vierzig Jahren der Lachonkel aller deutschen Kinderstuben. Zwar ist er in diesen nicht leiblich anwesend, aber, was das Wesentliche ist, im Geiste. Wenn ihm ein Geschlecht entwachsen ist, jauchzt ihm schon das nächste entgegen. Immer neue Dreikäsehoch steigen auf, und ihre Fröhlichkeit umplätschert ihn wie ein Brüsselbrunnen. Er hat sich — das Wort ist nicht zu viel — verewigt. Busch heißt er, Wilhelm Busch.

Wer ihn aber sehen will, den Onkel Busch, der muß mit dem Bildnisse fürlieb nehmen, das Lenbach malte. Das

ist seinem humoristischen Hausschatze vorgedruckt und zeigt ihn noch in jüngeren Jahren, vielleicht in der Mitte der Vierzig. Das war seine kräftigste und lustigste Zeit. Wie ein Spaßmacher sieht er darauf nicht aus, eher ernst, elegisch. Lenbach muß ihn so gekannt haben. Fein ist diese Nase, von deren Flügel eine tiefe Furche nach dem Mundwinkel strebt, aber im dichten Schnurrbart verschwindet. Im schlanken Vollbart erste graue Fäden. Über den schönen, scharfen, traurigen Augen eine sehr hohe Stirne: Maleraugen und eine Denkerstirn. Dieser vornehme Herr soll die Schwänke von Max und Moritz, die Ausgelassenheiten der frommen Helene, alle Bubenstreiche und Bauerntölpeleien ersonnen, gezeichnet und mit wurstigen Reimen versehen haben. Sieht so der Lachonkel aller Kinderstuben aus? Man möchte sich beinahe vor ihm fürchten, so erbarmungslos ist sein Blick. Lenbach wollte offenbar etwas in den Kopf hineinmalen, mehr als die gemeine Ähnlichkeit: Unterschätzt mir diesen Lustigmacher nicht, er ist ein großer Herr. Er wirft sich weg, aus guter Laune oder aus Ärger, doch selbst wenn er mit Philistern wiehert und mit Kindern spielt, ist und bleibt er ein großer Herr.

Der Fall Busch ist auch tatsächlich seltsam. Dieser Meister war schon lange vollkstümlich, bevor er zur Geltung kam; sein Werk wurde bejubelt und sogar gekauft, ehe man es verstand, und obwohl alle seinen Namen kannten, wußten die wenigsten, wer er war. Er mußte sich durch seinen eigenen Ruhm hindurchringen, schwerer, als es anderen wird, aus dem Dunkel zu dringen. In seiner Erscheinung war ja nichts, was die Erklärer von Absichten, die Entdecker von Kunstwundern anregen konnte, ihr Licht leuchten zu lassen. Er brauchte auch keine Gruppe zur gemeinschaftlich billigeren Reise, denn er war sich selbst gerade genug. So ging er einfach ins Volk und zu den Kindern, redete zu

ihnen, wie ihm der Schnabel gewachsen war, und schmierte ihnen selbstvergessen, vielleicht auch ein bißchen verzweifelt, seine spaßigen Zeichnungen hin.

Denn er war in seiner Jugend auf Höheres ausgewesen. Er hatte auch ein richtiger Maler werden wollen, mit Farben auf der Leinwand. Es gelang ihm aber nicht, darin auf einen grünen Zweig zu kommen. Vielleicht war er zu gedankenvoll und literarisch aufgelegt, um ein guter Maler zu werden. Zur Zeit, da er zum niedersten Genre überging, blühten ihm vermutlich die Rosen nicht. Kam er durch den Zufall eines Atelierscherzes oder bei irgendeiner anderen Gelegenheit darauf, sich als Clown zu versuchen? Genug, er blieb dabei. Der Hunger ist ein guter Lehrer, der die Maler zu Zeichnern für die Witzblätter heranbildet. Und dann ist es in der Regel aus mit der großen Kunst. Diese Herrin verlangt ja nicht nur Bedürfnislosigkeit oder ausreichendes Betriebskapital, sondern auch Geduld und Ruhe. Der Einfall will reifen, der Entwurf ausgeführt werden. Die Weisen sind nun darin einig, daß es sich gar nicht verlohnt, so große Anstrengungen zu machen. Das Leben geht vorüber, und es war nichts. Die Nachwelt aber, du lieber Gott! Am Ende hat sie einen anderen Geschmack, und dann war es erst recht nichts. Und wenn sie auch den Kranz einem Künstler auf das Grab legt, was hat er davon? So mengt sich aus Leichtsinn, Not und Weisheit die Stimmung, in der ein Großer, wie Busch, auf die große Kunst verzichtet.

Nun ist es wunderbar, zu sehen, wie der Verstauchte dennoch ein unvergängliches Werk hervorbringt. Er läßt sich gehen, und gerade dadurch gelangt er auf seinen Weg. Die Zerrbilder bekommen einen Sinn, weil er sich mehr anstrengen müßte, um sie sinnlos zu machen. In dem, was einer gestaltet, ist allemal seine Person drin, so groß oder so klein, wie sie eben ist. Seine Auffassung von den Men-

schen, von der Welt, sein Standpunkt ist darin enthalten. Und was immer der Lachonkel den kleinen Kindern erzähle, die ihn nicht verstehen, er wird ihnen doch nur das sagen, was ihm, gerade ihm einfällt. Seine Weisheit kleidet er für sie freilich in kindliche Worte und Formen. Sie sehen von Personen und Sachen nur einzelne Merkmale: die Brille am Lehrer, das Hinken der alten Tante, den morschen Schornstein am Hause. Das Einzelne, Auffallende ist komisch, weil es ein ganzes Wesen offenbar ungenügend vorstellt. Man kommt sich dem gegenüber viel vollendeter vor, man freut sich, man lacht. Noch vergnügter wird die Stimmung, wenn einem andern etwas passiert, wobei er aus dem Gleichgewichte gerät. Das Pech der anderen ist eine unerschöpfliche Quelle der Erlustigung. Jawohl, wer die Menschen unterhalten will, darf keine zu gute Meinung von ihnen haben. Die Komik des ganzen Buschischen Werkes beruht auf der Kenntnis und Ausnützung der menschlichen Schadenfreude. Damit sind die unerhörten Sachbeschädigungen sowohl wie die furchtbaren Morde und Verwundungen erklärt, die bei ihm begangen werden. Das Blut fließt bei diesem Spaßmacher in Strömen, abgerissene Gliedmaßen, zerquetschte Leiber, aus Versehen weggeschnittene Nasen, abgezwickte Ohren sind durchaus gewöhnliche Erscheinungen in seiner heiteren Welt. Ein aufgespießter Arm, eine geangelte Fußzehe, eingeklemmte Finger sind kaum erwähnenswert. Die Betten, in denen man bei ihm schläft, sind immer viel zu kurz. Die Füße ragen immer qualvoll darüber hinaus. Behaglich liegt bei ihm niemand, zum mindesten nicht lange. Und sitzt eine Familie frohgemut beim Braten oder beim Kaffee, so kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie bald durch schwere Unfälle in der Mahlzeit gestört wird. Daß niemals Glas- oder Porzellangeschirr bei ihm vorkommt, ohne zerbrochen zu werden, daß Hosen zerfetzt, Röcke verbrannt, Hüte eingedrückt wer-

den, darf zu den minderen, aber noch immer freudigen Ereignissen gerechnet werden. Der Schaden, den er in seinen gesammelten Werken anrichten läßt, ist unermeßlich. Man darf sagen, daß alle seine handelnden Personen schließlich ruiniert sind. Alt und jung, arm und reich, groß und klein gehen bei ihm mehr oder weniger jämmerlich zugrunde. Und dies, dies ist die Quelle unserer großen Fröhlichkeit.

Sieht man schon, wer dieser Lachonkel ist, der mit den Kleinen spielt? Er kennt ihre Grausamkeit und weiß sie zu behandeln. Sie lachen über ihn, und er lacht über die Ergötzten. Manchmal gibt er ihnen Lehren, die trivialsten von der Welt, weil er nämlich weiß, daß sie die feinen, guten nicht befolgen würden. Oder er gelangt mit einer scheinbaren Mühe zu Weisheitssprüchen billigster Sorte. Die sind auch gut genug. Und schließlich kann man in der Weisheit nicht über das Sprichwort und in der Dichtung nicht über das Volkslied hinauskommen. Doch zuweilen verrät sich der lyrische Poet, der in dem Schmied plumper und possierlicher Reime steckt, und dann sagt er:

Jeder schau der Nachbarin
In die Augensterne,
Daß er den geheimen Sinn
Dieses Lebens lerne.

Denn ein Dichter und ein Weiser ist er, nahe dem Volke und nahe den Kindern. Manche seiner Schnurren sind schon in die allgemeine Sprache hineingewachsen, wie eine neue kleine Pflanzung in den Wald. Den Volkston trifft er, wenn er gerade will, ergreifend gut, zum Beispiel im „Braven Lenchen". Das ist ein echtes Märchen.

Seine komischen Zeichnungen im Holzschnittstriche werden aber immer seinen Namen zu immer neuen Kindern tragen. Die Kontur der Menschen und Dinge ist komisch.

Doch mit der Zeit wächst man und findet eine größere Anzahl von Merkmalen heraus, die Konturen füllen sich, und man entdeckt, daß die Auswüchse durch Elend oder Leiden verursacht sind. Und wenn man alles versteht, so hat man das Lachen verlernt.

(1902.)

Aquis submersus

In den Wässern versunken. Anders läßt sich der Zustand nicht benennen. Ich bin irgendwo im Gebirge. Nichts ist gleichgültiger, als der Name meines Ortes. Wenn ich ihn sagte, würde man ihn nach der Schilderung dennoch nicht erkennen. Die Leute halten ihn für eine leidlich elegante Sommerfrische mit Villen, Gasthöfen, mit nervenschwachen Gästen, die sich kalt abreiben lassen, und mit einer klagenden Kurmusik. Aber in Wirklichkeit ist es der Grund eines tiefen Sees. Die Inseln in der Runde sehen von hier wie Berge aus, weil wir sie vom Fuß bis an den Gipfel betrachten können. Doch ragen wahrscheinlich nur die höchsten über den glatten Spiegel des Sees, und dort gelten sie als Inseln.

Niemand würde sich übermäßig wundern, wenn man ihm erklärte, daß in Tagen vor der menschlichen Geschichte hier große Gewässer waren. Sie haben sich in hunderttausend Jahren verlaufen, ihre letzte Spur dieser rasche Bach, der über Steine von dannen stürmt. Die hohen Berge sind zuerst herausgetrocknet; die mittleren schienen eine Weile Sandbänke, bis sie anfingen, als Inseln zu schimmern, dann auch Berge wurden, da der Spiegel immer niederer auf die Hügel sank und sich endlich im Tale verlor. Das ist so lange her, daß sich der ganze Seegrund mit Pflanzen des festen Landes bedeckt hat, und die Eintagsleute wissen von der bedeutenden Begebenheit gar nichts mehr. Ich habe es ja auch nur zufällig erfahren, als ich an mir selbst wahrnahm, daß ich untergegangen sei, versunken im märchenhaften Wasser, submersus.

Philosophisch läßt sich dieser äußerst seltene Zustand als die Ausgleichung oder Mitte zwischen Pessimismus und Optimismus bezeichnen. Die Welt ist für mich tatsächlich nicht vorhanden, obwohl ich das Dasein nicht verneine, es vielmehr pflege, und in dieser Form sogar liebe. Aus meinem früheren Erdenwallen ist mir bekannt, daß es Kämpfe und Widerwärtigkeiten ohne Zahl für die Menschen gibt. Auf meinem Seegrunde ist das alles nur noch Erinnerung, des unmittelbaren Schmerzes ledig. Ich weiß von den Menschen nichts, und sie nichts von mir. Manchmal bilde ich mir ein — und da ist der Traum am tiefsten — daß ich nie wieder auftauchen werde. Ich bin und bleibe der Verschollene für diejenigen, die mich haßten und meiner noch eine Zeit gedenken werden, auch für diejenigen, die mich liebten und mich bald vergessen mögen. Das bißchen, was ich mir errungen habe, lasse ich als niemands Gut an der Oberfläche schwimmen; ich sehe, wie ein paar Fische nach dem Stückchen Brot schnappen, und ich lache dazu in meinem profunden Glücke. Denn ich bin ohne Pflicht und Sorgen, und mein ganzer Tag ist ohne Inhalt. Man sieht erst ein, wenn man solches empfindet, wie verlogen unser herkömmlicher Kommentar zum Leben ist. In Wahrheit ist nichts überflüssiger, als das Wichtige, womit wir unsere Existenz beschweren. Nur die offiziöse Lebenslüge, welche den Menschen über seine eigensten und einsamen Bedürfnisse täuscht, kann behaupten, daß wir etwas sein, haben oder vorstellen müssen. Alle Irrtümer stammen von dieser ersten Lüge des Systems. Nein, hingehen sollte man ohne Wunsch nach Macht, Ruhm und Besitz. In ganz Griechenland waren freilich ihrer nur Sieben so weise, und anderswo mögen es noch weniger sein.

Als mir diese Erkenntnis noch neu war, in den ersten Tagen der Versunkenheit, meinte ich als ein Dilettant, es sei das Glücklichste, gar nichts von den Vorgängen jenseits

des Wassers zu erfahren. Aber das ist offenbar falsch. Der Genuß des Seegrundes wird noch inniger und feiner, wenn man der fernen Dinge dennoch bewußt wird, natürlich in einer gedämpften, halbvergangenen Weise. Und ich lese die Zeitung, die so angenehm verspätet eintrifft. Die Ereignisse sind schon alt, bis sie zu mir dringen. Man glaubt es kaum, wie sehr das die Katastrophen mildert. Die Kriege kommen einem dadurch noch entlegener vor. Die Feuersbrünste sind bereits gelöscht, ich weiß es, wenn ihr Schein mich erreicht. Das Ministerium, von dem kein Hund ein Stück Brot hätte nehmen wollen, als das Blatt aus der Presse kam, hat gewiß schon wieder viele Freunde in dem Augenblicke, da ich die Krisengerüchte vernehme. Ein unvergeßlicher Gatte, beziehungsweise Vater, Großvater, Bruder, Schwager, Schwiegervater, und ich weiß nicht, welche Rollen er sonst noch spielte — kurz, einer jener Unvergeßlichen, Unersetzlichen, deren es so viele gibt, ist nach kurzem Leiden selig im Herrn entschlafen. Die Nachricht wäre sicherlich noch betrübender gewesen, wenn ich sie früher erfahren hätte. Aber ein Tag ist vergangen, und ich darf beruhigt annehmen, daß die Angehörigen zum größten Teile getröstet sind. Ach, und die Literatur, die Kunst. Ich lese Notizen, die von neuen und überspielten Genies melden, diese für die nicht genannten so furchtbar beleidigenden Notizen, diese blutigen Kränkungen für die Alten, wenn es sich um einen Jungen, und für die Jungen, wenn es sich um einen Alten handelt. Ich stelle mir dabei vor, mit welchem bitteren Lächeln oder mit welchen Giftworten diese jetzt schon welken Reklamen in den am schwersten heimgesuchten Kaffeehäusern begrüßt wurden, und nie habe ich mich inbrünstiger darüber gefreut, daß ich aquis submersus bin.

Doch auch die Verirrungen seien eingestanden, sonst hätte dieses Bekenntnis keine Ehrlichkeit. Tage gab es, an denen ich schreiben wollte. Die Natur war stärker, o viel

stärker! Aus dem Tintenfaß krochen die Wörter schwer und spärlich auf das weiße Blatt. Da seufzte ich sehr, und ich hielt mich für ebenso verloren, wie versunken. Bis auch daraus eine Freudigkeit erwuchs. Ich erkannte, daß das Schreiben selbst von Gedanken, geschweige denn von anderem, ein Vergehen wider die Natur sei. Jener Spruch meines alten Freundes Swift kam mir wieder in den Sinn, ein Spruch wie Harz eines edlen Baumes. Swift sagt: „Das Gehirn in seiner natürlichen Lage und heiteren Ruhe hegt keinen Gedanken der Unterjochung eines anderen unter seine Meinungen, Wünsche oder Gefühle.“ Und das ist doch das mindeste, was ich wollen muß, wenn ich schreibe: Menschen unterjochen, sie durch die Gewalt oder List meiner Worte zu meinen Ansichten bekehren, ihnen meine Wünsche einträufeln, ihnen meine Gefühle zur Nachahmung aufzwängen. Will ich das nicht, so ist mein Dichten sinnlos, wie ein Pfauenrad. Und ich denke heiter an manchen Pfau, der widerliche Füße hat und sich „in Schönheit“ spreizt. Alles möchte ich eher, als diesen gleichen. Es ist mir die eitle Wonne eines Narren, seinen Namen, der verweht wird, auf ein vergängliches Werk zu setzen. Reime können sich nur im süßesten Elfentanze schwingen, auch wenn ich sie in mich hinein schweige und kein Verlangen trage, sie von anderen bewundern zu lassen. So zauberte ich mir auch die farbigsten Schauspiele in meine Einsamkeit und genieße sie allein, als wäre ich ein sehr stolzer König von Bayern. Poesie und Weisheit beginnen, glaube ich, dort, wo man darauf verzichtet, sie schriftlich festzuhalten. Die Welt, mein Freund, werden wir nicht verbessern und keinen einzigen ändern. Und wenn nicht einmal dieses winkt, so ist es wahrlich schade um den schönen Tag am Schreibtisch, da die schönen Tage allmählich selten werden.

Es ist ein junger Herbst, und es gemahnt mich an die eigene Lebenszeit, an die grauen Haare, die sich an den

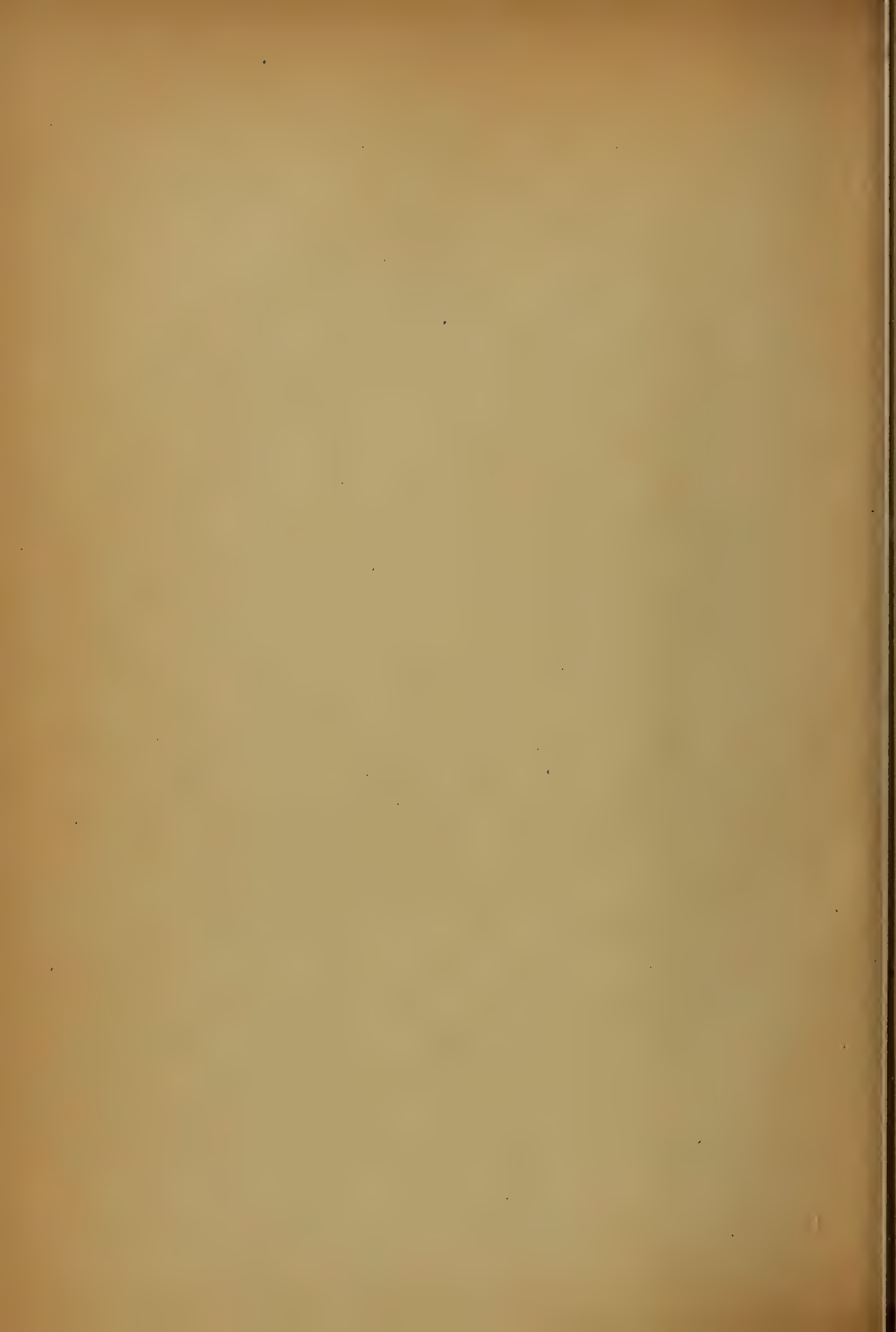
Schläfen zeigen. Wenn ich mit den Kindern über die Bergwiesen gehe, freue ich mich schon der Sonne, weil sie mir den Rücken wärmt. An dieser Freude erkenne ich meinen Herbst. Aber das Leben ist noch wundervoll, noch neu, und nie waren die Gänge so frisch, wie in diesen Tagen. Mit leidlich guten Gesellen, mit Frauen bin ich in anderen Zeiten auf solchen Wegen geschritten. Das war nichts. Mit Kindern muß man gehen. Kinder führen einem erst die Natur zu Gemüte. Ihre Fragen, die ich, Gott sei es geklagt! nicht immer befriedigend beantworten kann — ihre Fragen erschließen mir erst manches Gefilde. Die Mädchen sind jetzt zehn und sieben, der Junge ist neun Jahre alt. Schon ein gelehrtes kleines Volk und sie überschätzen mein Wissen in einer oft unheimlichen Art. Einiges weiß ich ja vom Leben, aber ich werde mich hüten, ihnen das zu sagen. Dann gibt es wieder vieles, was ich nicht weiß, zum Beispiel in der Zoologie, Botanik, Mineralogie, Physik, Weltgeschichte, Geographie, mit einem Worte in sämtlichen Fächern. Und gerade in diesen hohlen Stellen klopfen sie mit einer beängstigenden Treffsicherheit an. Dank einem glücklichen Zufalle, kannte ich den Gaurisankar, als das Gespräch auf die Bergriesen der Erde kam; die anderen ließ ich mir von ihnen angeben, indem ich mich schlau als Prüfer gebärdete. Man lernt so viel, wenn man mit Kindern spazieren geht. Die Prüfungsfinte nützt freilich nicht immer. Es tauchen Fragen auf, die geradezu beantwortet werden wollen, und die Verlegenheit des vermeintlich Allwissenden wird bitter. In solchen Augenblicken rette ich mich durch eine Ablenkung auf die Schönheit der Landschaft oder ich finde einen sonderbar gestalteten Baum. Nur kommen sie zuweilen doch zäh auf ihren Gegenstand zurück, und ich weiß mir nicht anders zu helfen, als indem ich sie auf die Zukunft verweise. „Das werdet ihr später lernen!“ sage ich ihnen ernst, weil ich es früher nicht gelernt habe.

Oder ich schneide die Frage ab: das ist nichts für Kinder. So läßt es sich im Leben der Völker und Kinder beobachten, wie die Unwissenheit von der Autorität geleitet wird.

Bald ist das eine, bald ist das andere Kind an meiner Seite. Die Größere fürchtet sich vor Hunden, und kommt ein Köter in Sicht, so hängt sie schon an meinem Arme und schmiegt sich gar zärtlich an den Schützer, bis die Gefahr vorbei ist. Kinder erleben so viel auf einem Spaziergange und wir mit ihnen. Dann hat die Kleinere vierblättrigen Klee gefunden und schwingt das Glücksblatt mit Jauchzen. Neben mir her hüpft und plaudert sie wie ein Bach. Sie zeigt mir ein Blümchen auf der Wiese und erkundigt sich, verdächtig blinzelnd, ob ich es kenne. Ich überhörte die Frage, bis sie mit ihrer Wissenschaft herausplatzt: Augentrost heißt es. Und gleich erzählt sie mir auch die Geschichte von dem erblindeten Kinde und dem Blümlein Augentrost. Von Waffen aber klirrt es in den Gesprächen des Buben, wenn er neben mir hergeht und mächtig Schritt halten will. Er ist jetzt sehr bewandert in der deutschen Heldensage. Walter mit der starken Hand und Hagen von Tronje leben wieder. König Etzel regiert. Siegfried bekämpft den Lindwurm. Die Gralsburg leuchtet wie nur je. So versammeln sich alle Märchen auf dem Seegrunde. Die Kinder hüten sie, und es ist ihr Schatz.

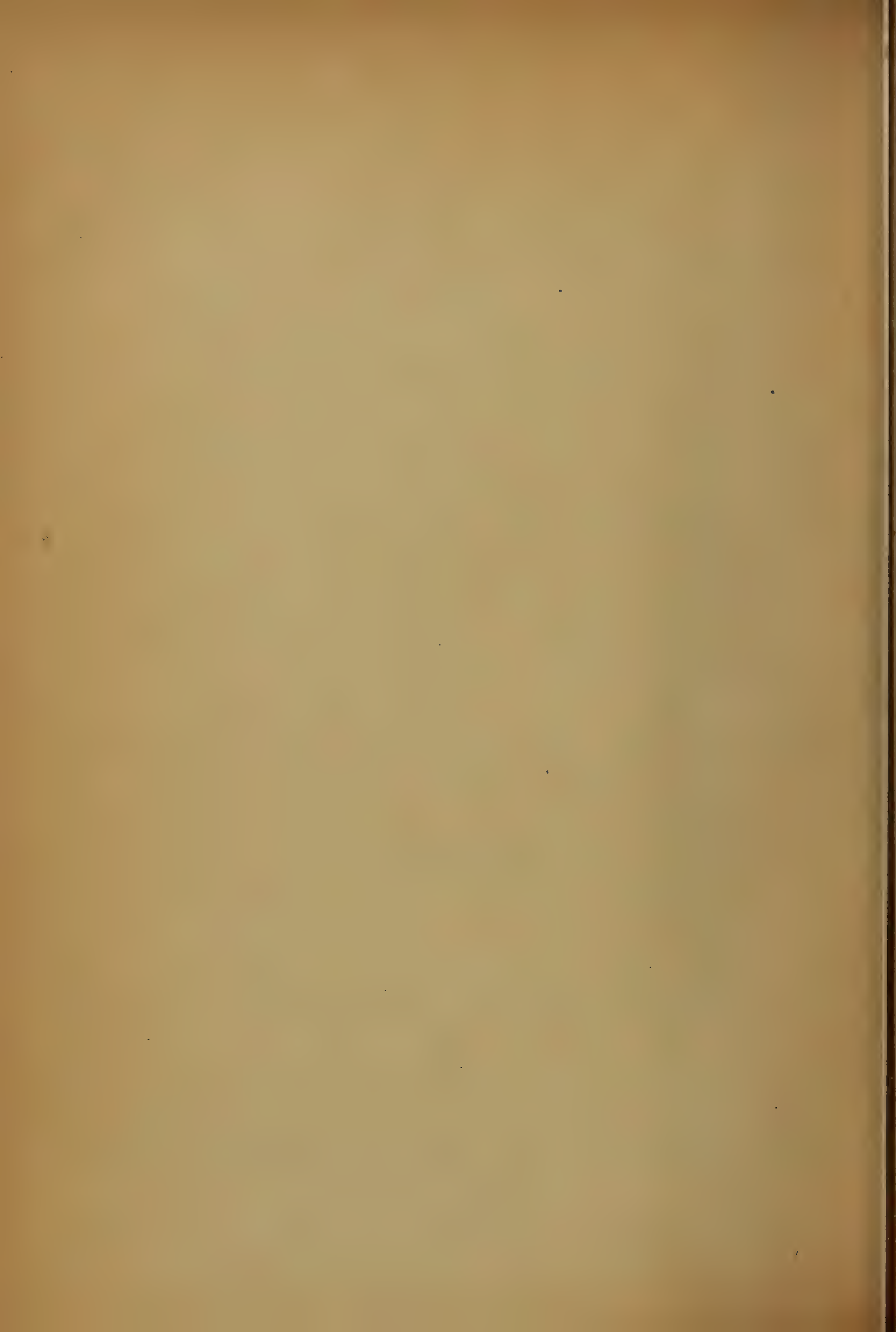
Aber es gibt keine Sage, die so wundersam wäre, wie die jetzige Wirklichkeit ihrer Jugend. Sie werden das erst in einer anderen Zeit wissen. Wie schade, daß ich es ihnen nicht erklären kann. Ich müßte viel klüger oder viel einfältiger sein, wenn ich ihnen das unvergeßbare Abenteuer verständlich machen wollte, wie wir über Wiesen gingen, auf denen die Herbstzeitlose nickte. Weiter hat sich nichts begeben, und das war so viel.

(1900.)



II

Komödien



Überschwemmung in der Sommerfrische

Eine der wesentlichsten Vergnügungen der Großstädter ist es, im Sommer Kleinstädter zu werden. Sie lassen sich zur Natur herab, manche treiben die Leutseligkeit so weit, daß sie schier wie die Bauern werden, schuhvernagelt, kurzbehost oder buntbekittelt; sie spielen Bua und Dirn, gröber und echter als die anmutigen aristokratischen Schäfer des achtzehnten Jahrhunderts, denn die Schäferei hat sich sozusagen demokratisiert. Aber die meisten bringen es doch nur bis zur Kleinstädterei. Die größerstädtischen Gewohnheiten schrumpfen ein, der Gesichtskreis verengert sich, die Interessen werden kleinlich, und nur die Klatschsucht wächst, die faule Neugierde, in der man sich halbe Tage lang auf den Bänken der Promenade räkelt und die Vorübergehenden mustert. Man kümmert sich um die Privatangelegenheiten der Nächsten, schätzt ihre Ausgaben, wenn möglich auch ihre Einnahmen, man guckt ihnen in die Töpfe, durchbohrt ihre Geheimnisse und schneidet ihnen die Ehre kurzweg ab. In der Großstadt hat jeder seine Laster für sich, hier hat er sie für alle. Es ist eine recht miserable Unterhaltung.

Freilich gibt es in den Sommerfrischen auch reizende Menschen, und diese reizenden Menschen bilden sogar eines der heitersten Lustspiele, die noch zu schreiben sind. Ein Merkmal der reizenden Menschen ist, daß sie „einander kennen lernen". Sie lernen einander selbstverständlich nicht kennen, sie reden es sich nur ein. Der Zufall bringt sie zu-

sammen, sie wohnen in derselben Pension oder in einem gemeinschaftlichen Garten. Man lebt hier nicht so abgeschlossen wie in der Stadt, es nachbart sich leichter. Die Sommerbekanntschaft sieht von vornherein ungefährlicher aus, weil sie befristet ist. Jeder denkt sich, daß er den Verkehr nur bis Ultimo Sommer auf sich nehme. Im Herbst ist die Geschichte sicherlich aus; hat man einander nicht behagt, so wird man sich nachher gegenseitig als Luft behandeln. Es ist eine angenehme Freundschaft auf Kündigung, und das stimmt die Gemüter gleich ganz froh. Die angeborenen guten Eigenschaften der reizenden Menschen wagen sich an das Tageslicht. Die reizenden Menschen sind gefällig, teilnahmsvoll, viele sind witzig und alle wohlhabend, oder sie scheinen dies wenigstens. Denn ein anderes wichtiges Merkmal der reizenden Menschen ist die Wohlhabenheit. Es würde sich vielleicht ein Mehltau auf manche liebenswürdige Bekanntschaft senken, wenn der Verdacht Platz hätte, daß die Verhältnisse nicht in bester Ordnung seien. Die reizenden Menschen treten entweder gruppenweise auf, dann sind es reizende Familien mit einem prächtigen Papa, einer engelsguten Mama, fehlerlosen, munteren und dabei sittsamen Töchtern und allerliebsten Jünglingen, die in Kniehosen radfahren. Oder sie kommen einzeln vor, dann sind sie reizende junge Witwen oder reizende geschiedene Frauen. Und reizende Junggesellen gibt es auch, die oft ganz verfluchte Kerle sind, Anekdoten erzählen, Tänzchen arrangieren, Kartenkunststücke machen und Schauspieler kopieren — kurz, alles verstehen, wodurch man weibliche Herzen erobert. So lange nun die reizenden Menschen das gewöhnliche Sommerleben führen, bleibt ihr Lustspiel gewissermaßen latent. Nur der Betrachter kleiner Albernheiten genießt es. Und es verläuft gemächlich, selten nimmt es den üblen Ausgang einer Verlobung. Am Verfallstage nimmt man in der Regel gerührten Abschied

mit Blumen, die ins Coupé gereicht werden und die Empfängerin ebensowohl wie die Mitreisenden bis zur Ankunft belästigen. Die Mitreisenden können übrigens aus den verdorrenden Zeichen im Koffernetze erfahren, daß sie eine Reizende zur Gefährtin haben. Wenn man die Blumen dann nach der Prahlerei wegwirft, sind auch die reizenden Menschen zur Erinnerung verwelkt.

Bisher ist das noch kein besonderes Lustspiel, höchstens die Exposition zu einem solchen. Die Handlung beginnt, wenn die reizenden Menschen auf den Einfall geraten, einander wieder aufzusuchen; wenn sie ihre Liebenswürdigkeit gegenseitig überschätzen, die Sommerworte ernst nehmen, die übliche Einladung beim Abschiede später befolgen. Ah, da lernen sie einander kennen. Wenn der Vorhang zum letztenmale fällt, ist es eine unsägliche Erleichterung für die handelnden Personen, daß sie fortab nichts mehr miteinander zu tun haben werden.

Als Erreger der Komödie kann aber auch ein gemeinschaftlicher Unfall dienen, der die Sommerfreunde trifft. Ein bißchen Wasser zum Beispiel kann recht unerwartete Eigenschaften aus den Menschen zutage fördern. Wer zu einer solchen Zeit die Augen aufmacht, sieht allerlei Dinge, die sonst mit guter Art verborgen werden. Nichts Neues, zugegeben; das Merkwürdigste, was wir erleben, steht ja immer schon irgendwo in einem alten Sprichwort. Jeder ist sich selbst der Nächste; besser bewahrt, als beklagt; Freunde in der Not gehn hundert auf ein Lot; was du nicht willst, daß dir geschehe, das tue einem andern. Die Weisheit der Völker, was? Sonderbar, von wie viel Egoismus die Weisheit der Völker strotzt. Dem andern sollst du nichts Übles tun, klingt das nicht beinahe altruistisch? Ja, wenn nicht der Motivenbericht wäre: weil du nicht willst, daß es dir geschehe. Das Sprichwort ist das anonyme Bekenntnis der Menschen.

Also haben auch wir an dem Orte, wo uns das große Wasser heimsuchte, einige alte Sprichwörter als neue Wahrheiten entdeckt. Die Wässer haben sich schon wieder verlaufen, und unser Ort war zum Glück von schwererem Schaden verschont, all sündhaft Vieh und Menschenkind ist mit dem Leben davongekommen und nur an manchen Stellen ein Hauch von Schlamm noch zurückgeblieben. Die Armen freilich haben da und dort recht empfindlich gelitten. Aber das ist ja der Lauf der Welt, und es ist darin nichts, was uns überraschen könnte. Die Hütten sind offenbar dazu da, daß sie weggeschwemmt werden. Es wird dann dafür gesammelt, daß sie wieder annähernd so elend an derselben Stelle aufgerichtet werden. Wir nennen das allgemein Wohltätigkeit. Und durch die Art, wie sie geübt wird, ist Aussicht vorhanden, daß sie auch künftighin noch Gelegenheit haben wird, sich zu zeigen. Das ist erfreulich, denn die Wohltätigkeit ist zweifellos eines unserer besten Gefühle. Unser alter Freund, das Sprichwort, regt uns ja auch schalkhaft zum Wohltun an, indem es uns Zinsen davon verspricht.

Unser Ort — er bleibe ungenannt, weil er möglicherweise ein typischer oder idealer ist, mit den vereinigten Merkmalen vieler — unser Ort liegt recht angenehm an einem hellen Wasser, das über blanke Kiesel eilt und in welchem die fröhlichsten Forellen heranwachsen, bis sie groß genug sind, um den Feinschmeckern mit Butter und Kartoffeln vorgesetzt zu werden. Auf beiden Ufern stehen zierliche Villen, in denen man nur über gute Geschäfte nachdenken kann. Eine Promenade dehnt sich im Schatten der Bäume, da steht auch Bank an Bank, und die Lästermäuler lästern, während die Kurmusik den holden Abendstern aus „Tannhäuser“ spielt. Das Wasser fließt hell dahin, und manche Sommergäste mögen seit Jahren hierherkommen, ohne jemals in die Wellen geschaut zu haben. Und so hat es sich begeben.

Die Sonntagsbörse in Damenhüten verging noch bei angeregter Stimmung. Montag fing es zu regnen an. Der Regen wurde zunächst als ein gewöhnlicher Wald- und Wiesenregen aufgefaßt, weil wir ja trotz Falb noch immer nicht viel wissen. Die kosmischen Vorgänge endigen in unserer Beschränktheit. Dienstag begann man über den Regen zu räsonieren. Mittwoch erklärten einzelne mürrische Personen, in deren Urlaub dieser Regen fiel, daß „so etwas nur ihnen passieren könne.“ Donnerstag wurde die Sache plötzlich ernst — für die armen Häusler dicht am Ufer vor dem Orte, dort, wo er noch nicht elegant ist. Für die andern, die in hohen Villen wohnten, wurde der Regen nur interessant, um so interessanter, je höher die trüben Wellen in dem munteren Flüßchen gingen, das nun ein wilder Strom geworden war. Es sind wahrscheinlich keine schlechten Menschen, wenn sie es auch gut haben, nur die Deklamation von Demagogen würde so etwas behaupten. Aber es ist doch wunderbar, wie objektiv man die Überschwemmungen betrachtet, wenn man über dem höchsten Wasserstande wohnt. Die Psychologie der Geborgenen wäre ein hübsches Kapital zur Menschenkunde. Weit vom Ziel ist gut vorm Schuß, sagt unser vortrefflicher Freund, das Sprichwort. Und wenn man nun nach Mitteln suchte, um in den Geborgenen höhere Grade der Teilnahme hervorzurufen, man fände wohl nur dieses: ihnen die Füße ins Wasser einzutauchen. Sie würden alles gleich viel besser verstehen. Sie würden wissen oder ahnen, wie dem Manne dort drüben zumute ist, dem jetzt die bräunlichen Wogen seinen Holzstoß wegschwemmen, einen Holzstoß, in dem viel Schweiß und Arbeit und Darben und Sorgen stecken. Oder mit welchen Gefühlen die Kaufleute am Kanal, der früher die Promenade war, ihre Läden zusperren, weil das Wasser steigt und steigt. Und aus den Fluten, welche unheimlich schwel-

len, erhebt sich eine Stimmung der Hilflosigkeit. Woher um Gottes willen kommen diese hastigen Wässer und wohin gehen sie, was wollen sie noch zerstören? Brückenreste, Baumleichen schwimmen vorbei, gefährden, was noch von Brücken steht. Am Hauptpunkte unseres Ortes stand eine alte große, ungeschlachte Brücke. Es war eine brave alte Brücke, die sich wehrte wie ein Mann. Mitten auf dem Geländer ragte der Brückenheilige aus bemaltem Holze. Die Brücke hielt lange, lange aus, es war die ansehnlichste Brücke weit und breit, wenn man von den eisernen Emporkömmlingen der Eisenbahn absieht. Aber sie war verloren, das konnte man gewahren, wie das Wasser durch die Bretterwände leckte und die Balken der Fußsteige langsam hob. Und dieser Brücke, die sich sonderbar bewegte, als ob sie ein leidendes Wesen wäre, sahen wir zwei Tage hindurch sterben zu. Die Ortsbewohner waren wie um die Agonie eines Angehörigen versammelt, und es war etwas Mittelalterliches in der Art, wie sie in die Fluten starrten. So mag es in den alten Zeiten über sie gekommen sein, und durch die Geschlechter hat sich eine dumpfe Angst vor den Naturgewalten fortgeerbt. Weiter unten am Flusse war schon am Freitag eine große Brücke weggerissen worden, und als die Trümmer am Kohlenmeiler vorbeitrieben, stürzten die Bergdörfler aufgeregt aus ihren Hütten. Eine Frau hob bitterlich zu weinen an. Warum? Die Brücke gehörte doch keinem besonders. Ist der Gemeinsinn so stark bei diesen armen Leuten? Oder ist gleich die Erkenntnis da, was dieser Verlust bedeute? Störung des Erwerbes, Hemmung des Verkehres, Verlängerung der schweren Gänge mit der Last auf dem gebeugten Rücken.

Indessen saßen die Geborgenen nicht ohne Behagen auf sicheren Balkonen und sahen sich objektiv das Schauspiel der Überschwemmung an. Dort an der alten braven Brücke,

die so lange widerstand, ist das Hotel mit der großen Loggia. In dieser Loggia saß man trocken und gut. Es bildeten sich angenehme Kreise, in denen man scherzte, flirtete, Neuigkeiten besprach und auf den Untergang der Brücke als auf etwas immerhin Interessantes wartete. Als das Wasser stieg, war man in der Loggia wie im Speisesaale eines Ozeandampfers, unter den Fenstern rauschten die Wellen. Es war beinahe die Arche Noäh. Und da sprach eine Dame ein höchst merkwürdiges Wort, man könnte es ein vorsintflutliches Wort nennen. In der Loggia waren nämlich, wie es in jeder Arche Noäh sein soll, verschiedene Arten, allerdings nur von Menschen, versammelt. Nicht alle gehörten der gleichen Vermögens- und Gesellschaftsschichte an. Die Dame, die häßlich war wie der Hochmut, sah sich um und sagte zu ihrer Tischgenossin halblaut: „Wenn uns etwas passiert, wird es uns in recht schlechter Gesellschaft passieren.“

Aber die rächenden Gewässer brachen auch nach diesem Worte nicht herein und schwemmten die märchenhaft häßliche Frau nicht fort. Nur die brave alte Brücke hoben sie plötzlich auf mitsamt dem treuen hölzernen Schutzpatron, und nun zog die Brücke, die viele Jahre lang den Verkehr der beiden Ufer freundlich vermittelt hatte, von ihrer Stelle weg, stromab. Eine kurze Zeit schwamm sie in voller Breite, stattlich, fast feierlich dahin, bis sie an der nächsten Flußwende zerbarst und an der Eisenbahnbrücke kläglich in Trümmer ging. Die Leute am Ufer schrien auf. Das Ungemach fiel nun selbst die Geborgenen an, wenn auch in bescheidenem Maße. Die Füße wurden ihnen nicht ins Wasser getaucht, nur die Fußspitzen ein wenig benetzt. Einen Augenblick hieß es, Not an Nahrungsmitteln drohe. Da war mit einem Schlage jeder sich selbst der Nächste. Die reizenden Menschen sahen einander plötzlich erkältet an. Neid und Feindseligkeit schossen zwischen ihnen auf. Und

das wäre der Punkt, wo der Lustspieldichter, der vergessen wird, mich zu zitieren, einsetzen müßte. Es gibt ja Menschen, in denen durch die Not alle Tugenden aufgerüttelt werden; aber dagegen andere, von denen bei solchen Anlässen wie mit einer stählernen Bürste der Firniß weggerissen wird, und das sind eben die reizenden Menschen.

Es war wirklich keine ernste Sintflut, wir litten auch leiblich keine Not. Nur die Brücken hatten wir verloren, unsere Brücken: die Bahn, die Post, den Telegraphen, die Zeitung. Da konnten wir eine Philosophie des Verkehrs anstellen. Und die Hemmung dauerte gerade so lange, daß wir ein wenig über unser Verhältnis zu den Verkehrsmitteln nachdenken konnten. Jeder klagt nur über seine zerstörten Brücken. Wie wir so mit einem Ruck in die Hilflosigkeit der Zeit zurückgeworfen waren, welche uns nicht ferner liegt als das Leben unserer Großväter, da wurden wir uns jäh und vorübergehend unseres Reichtums bewußt. Denn unsere Brücken sind schnell wieder aufgerichtet und tragen uns nach den fernsten Ufern. Was war das für eine heitere Rührung, als die Post wieder kam! Die Post ist da — trarah, trarah! singen die Kinder. Das ist ein altes Lied. Man lernt es verstehen, wenn die Post einmal tagelang ausgeblieben ist, wie in der Großväterzeit.

Nachdem sie uns diese kleinen Lehren gegeben hatten, huschten die Wässer eiligst wieder von dannen. Der Himmel wurde wieder blau und die Menschen wurden wieder reizend.

(1897.)

Die Romantik der Armen

Im Gerichtssaale lernten wir dieser Tage ein ungewöhnlich zartes Lustspiel kennen. Auf den ersten Blick erregt es Gelächter; aber wenn wir näher zusehen, entdecken wir, daß die komischen Züge zusammengesetzt sind aus lauter Traurigkeit. So haben wir auch da und dort in Winkeln unserer Erinnerung schnurrige Gestalten stehen, über die unsere kindliche Roheit einst hell zu lachen vermochte, und wenn wir uns diese Hinkenden oder Buckeligen vergegenwärtigen, finden wir plötzlich erstaunt, daß wir uns über ihre Schmerzen belustigten.

Dieser Gerichtsfall ist einer der Stoffe aus dem Leben, die man ebensowohl zu derben Späßen, wie zu leisen Schattenspielen der Heiterkeit ausgestalten könnte. Das letztere klingt freilich nicht recht wahrscheinlich, denn die Hauptperson der Komödie ist nur eine arme Köchin. Der handfeste Scherz wird daraus eine Narrensposse machen und sie vielleicht „Die verliebte Köchin“ nennen, wobei sich aus dem Gegensatze von Mehlspeisen und Schwärmereien einiges Gelächter wird herausholen lassen. Aber bei dem Versuche, die Gefühle einer verliebten Köchin mit freundlichem Ernst zu schildern, wird sich, fürchte ich, manches nach Parfüm schnuppernde Näschen rümpfen. Der Versuch ist übrigens schon in „Germinie Lacerteux“ den Goncourts gelungen. Ist es nicht eine pöbelhafte Romantik, die nur

vornehmen Leuten vornehme Gefühle zutraut? Es steckt darin der Bedientenrespekt vor guten Kleidern. Schicksale einer Köchin — wie burlesk, wie nieder! Ja, vergessen wir nur nicht, daß es auch Megären und hysterische Halbtiere gibt, die in seidenen Gewändern durch das Leben rauschen.

Die Daseinsbedingungen der Armen erfordern harte Naturen oder härten die zarten ab. Darum kommt die Empfindsamkeit der Armen so selten zum Vorschein. Die Allzuzarten gehen ohnehin im großen Gemetzel spurlos zugrunde. Nur manchmal erfährt man etwas von ihnen, wenn eine drollige oder schauerliche Verbindung von Umständen sie einen Augenblick zur Merkwürdigkeit macht. Was gibt es für Selbstmorde mit hinterlassenen kuriosen Briefen. Die das Leben „nicht länger aushalten können", erzählen uns freilich auch mit ihren Episteln nicht viel. Es ist etwas Unabgestuftes in ihrer Romantik. Aber die es „aushalten", die es tragen und die wir gewöhnlich erst zu sehen bekommen, wenn im Gerichtssaal ein Stück Privatleben demoliert wird, die melden uns, was die Romantik der Armen ist.

Das Schicksal dieser verliebten Köchin könnte ein ganz feines Lustspiel geben. Der Künstler, der es schriebe, müßte sich zunächst auf das wiehernde Gelächter von Dummköpfen gefaßt machen; aber gerade das wäre für einen rechten Künstler verlockend. Die Gefühle der Köchin dürften auch nicht etwa in einer eleganteren Gestalt verkörpert werden, sondern es müßte alles in der ursprünglichen Tracht dieser wahren Begebenheit spielen. Und allmählich wäre der Hohn der Zuschauer zu besiegen, indem man sie tiefer und tiefer hineinführte in die Seele des armen Mädchens.

Der Kern der Handlung läßt sich, wie es bei einem guten eindringlichen Stück sein soll, in wenigen Worten sagen.

Eine Köchin lernte bei ihrer Freundin einen Soldaten kennen. Es kam zwischen ihr und ihm zu keinem Liebesverhältnisse. Sie sah ihn vor sieben Jahren nur zwei- oder dreimal. Dann erhielt sie von ihm sieben Jahre hindurch Briefe, in denen er ihr seine Liebe und Geldnot gestand. Sie schenkte ihm sieben Jahre lang ihre Liebe und ihr Geld, ohne ihn je wieder gesehen zu haben. Erst nach Ablauf dieser Zeit entdeckt sie, daß die Briefe nicht vom Soldaten, sondern von der betrügerischen Freundin herrührten. Diese hatte alles Geld und jeden Kuchen für sich verwendet.

Das scheint eine zu magere Handlung zu sein. Aber auch Lustspiele des Marivaux haben diese hübsche Magerkeit. Ich denke mir die Handlung analytisch geführt und mit der trockenen Sentimentalität Marivaux' dargestellt. Später wollen wir uns damit unterhalten, das Stück aufzubauen. Sehen wir uns zuerst die wirklichen Personen der Komödie an, wie sie uns durch die Zeitungsberichte aus dem Gerichtssaale vorkommen.

Drei Gestalten treten hervor: die Betrügerin, die Betrogene und wie hinter einem Traumschleier der geliebte Soldat. Schade, daß der fesselnde Gegenstand dieser Schwurgerichtsverhandlung nicht vorher bekannt war. Man hätte sich die Angeklagte und besonders die Beschädigte ansehen können. Aber man kann sie sich vorstellen: Beide ärmliche Geschöpfe, an denen wir im Leben tausendmal vorbeikommen. Sie sind reizlos, haben aber doch die wohltätige Illusion über sich selbst — wie wir alle. Das wandelt unbemerkt dahin, das geht auf den Markt, steht am Herd, hat seinen Horizont am Ende der Gasse beschränkt und verbringt dennoch ganz bewegte Lebensläufe. Es gibt so viele Existenzen, die nur durch Schmerzen bunt werden. Wer das Durcheinander der Unzähligen von oben herab zu sehen vermöchte, aus einer halkyonischen Stimmung,

ohne Mitleid und doch tief verstehend, der fände vielleicht heraus, wie viel Erhaltendes und Erquickendes in unseren Schmerzen steckt.

Das Leben der verliebten Köchin wäre wohl traurig vergangen ohne diesen schönen Betrug. Vom Gerichtstische aus gesehen, durch die Schnörkel der Paragraphen hindurch, erscheint die Handlungsweise der Angeklagten nur als ein „dreihundert Gulden übersteigender“ Betrug, der „an Raffinement und Hartherzigkeit seinesgleichen sucht“. So ungefähr wurde unter Stirnrunzeln gesagt. Das Raffinement war aber nicht übertrieben groß, und die Hartherzigkeit kann ich gar nicht finden. Recht muß Recht bleiben, natürlich. Das Verbrechen muß geahndet werden, selbstverständlich. Nur die Psychologie dieser Beurteilung ist ein bißchen ungenügend.

Für uns hier steht ja die Frage der Beschädigung nicht so, wie sie mit seiner leichten Steifheit in unserem Strafgesetze formuliert ist: ob sie diesen oder jenen Betrag übersteige. Wir werden sogar die unerwartete Vermutung aufstellen, daß die liebevolle Köchin überhaupt nicht beschädigt worden sei, obwohl ihr sieben- oder achthundert Gulden herausgelockt wurden. Es waren ihre gesamten Ersparnisse, aber sie hat dafür die farbigsten Illusionen eingetauscht und die köstlichsten Schmerzen genossen. Es war ihre kleine Lotterie. Wie ihre nummersetzenden Berufsschwestern, hat sie alles, was ihr Fleiß erwarb, für eine angenehme Erwartung hingegeben. Sie hat sich damit das Glück jedoch wirklich gekauft. Das Glück ist ja nur etwas Eingebildetes. Sie besaß es sieben Jahre lang, ohne Trübung. Der angebetete Soldat hätte sie im näheren Umgang höchst wahrscheinlich gequält. So aber wuchs er in ihren Träumen zu einer immer vollkommeneren Heldengestalt auf, und ihre Liebe wurde mit jedem Opfer, das sie ihm brachte, größer und reiner.

Zur Kenntnis dieser schlichten Seele hätte es gut gedient, wenn in der Gerichtsverhandlung die Antworten auf die betrügerischen Briefe vorgekommen wären. Doch genügen auch diese schon, weil man erkennt, was auf das einfältige Herz wirkte. Und jeden der verlogenen Zettel bewahrte sie treu auf. Es befremdete sie kaum, daß sie ihn die lange Zeit über nicht zu Gesicht bekam. Er schrieb ihr wohl öfters, sie möge ihn besuchen; doch es trat immer irgendein „Hindernis“ dazwischen, und sie schickte sich geduldig darein. Auch das Hindernis war übrigens romantisch. Dann war er wieder frei, und sie nicht. Ihre Dienstgeberin gestattete ihr nicht, auszugehen; das war wohl der typische Fall. Die Betrügerin wußte das immer rechtzeitig und spielte mit der Ahnungslosen. „Sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief“. Die Romanzenstimmung ist die gleiche, ob es sich um zwei Königskinder oder um Köchin und Soldat handle.

Das Lied wohnt ja beim armen Volk. Wir werden uns nicht wundern, wenn in den gefälschten Briefen häufig der Ton des Volksliedes durchschlägt. Denn so sprechen die Armen von der Liebe. Die Betrügerin traf den Ton gut, weil sie selbst wahrscheinlich einmal eine Betrogene war.

„Ich kann vor Tränen nicht mehr schreiben. Es grüßt und küßt Sie tausendmal der verlassene Franz . . . .“ Oder: „Um Gottes willen, wenn wir doch schon zusammen wären. Rosina, wenn du wüßtest, wir mir bange ist.“

Da war sie sehr gerührt. Ein andermal schrieb er: „Wenn wir zusammen wären, könnten wir schon lange ein Kleines haben.“ Da sehnte sich die Arme nach ihrem versäumten Kinde. Es ist die einzige Stelle, wo das Spiel der Betrügerin hartherzig erscheint. Denn die anderen Gaukeleien kamen nur dem Tränenbedürfnisse der Leichtgläubigen entgegen. Das meiste klingt für uns geradezu possenhaft dumm.

Vereinzelt sind feine Wendungen des Betruges, wie etwa: „Nun, liebe Rosina, brauche ich noch drei Gulden. Also, wenn Sie mich gern haben, schicken Sie mir sie durch Julie (das ist die Betrügerin), aber sagen Sie ihr nichts von dem Gelde, sondern geben Sie es in ein verschlossenes Kuvert.“

Doch solche Schlauheiten waren bei Rosina gar nicht vonnöten. Sie glaubte alles. Sie hatte durch ihn recht große Aufregungen, er machte gar viel Schreckliches mit. Einmal wurde er auf rätselhafte Weise angeschossen, seine „Lunge war angegriffen.“ Da hat sie wohl sehr geweint und gleich alles geschickt, was sie besaß. Die seelenkundige Betrügerin wirkte besonders durch Erregung des Mitleids. Das Weinen ist für manche Frauen ein Vergnügen. So mußte der unsichtbare Franz häufig krank sein. Wenn Rosina von seiner Schwäche hörte, liebte sie ihn wohl noch stärker. Denn eine gute Kreatur muß einen Schwächeren haben, den sie lieben kann. Das war auch vielleicht die ganze Erklärung ihrer Liebe: sie glaubte, daß er von ihren Unterstützungen abhing.

Und nach sieben schönen Jahren der Schwärmerei brach die Entdeckung über die arme Rosina herein. Nicht für die Betrügerin war das eine Katastrophe, sondern für die Betrogene. Es ist ganz verständlich, was einige Zeugen erzählen, daß die Enttäuschte tiefsinnig wurde und sich das Leben nehmen wollte. Es war offenbar nicht der Jammer um ihr Geld, das sie so schwer verdient und so leicht hingegeben hatte. Sie mag selbst geglaubt haben, daß ihr nur um die Ersparnisse leid war. Wie soll ein so armer Kopf sich auf solche Gefühlsunterscheidungen verstehen! Auf den Verlust ihrer Ersparnisse konnte und mußte sie eigentlich schon lange gefaßt sein, und darüber wäre sie am Ende gar nicht in Verzweiflung geraten. Aber daß plötzlich aus ihrem Leben der ausfüllende Traum herausgenommen wurde, das nahm ihr allen Halt.

In der kleinen Komödie, die wir an den Rand des Zeitungsberichtes hinkritzeln, ließe sich alles in Heiterkeit auflösen. Es wären zwei Akte, wie man sie zuweilen im Pariser Théatre Libre spielte. Man denke sich dazu den sanften Ton des Francois de Curel. Der Gang der Handlung wäre ein Hindrängen auf die Entdeckung. Zugleich mit der Entdeckung auch die Tröstung vorzubereiten. Auf dem zweiten Plan stünde eine Gegenfigur: etwa die „Herrschaft", bei der die liebende Rosina dient. Die Herrin könnte zynischen Abenteuern nachlaufen, indes die Küchenjungfer schwärmt und sich härmt. Als illustrierendes zweites Spiel wäre der Verlauf einer solchen Ehe zu zeigen, nach der sich Rosina vergeblich sehnt. Die Fälscherin der Briefe könnte gleichzeitig die unglücklich verheiratete Frau vorstellen. Zank und Streit in deren Hause würde der zweite Akt vorführen, so daß die getäuschte Liebhaberin noch vor der endlichen Entdeckung ahnt, ihr Los sei das beneidenswertere. Sie hat doch das Beste von der Liebe gehabt: die Träume, die Erwartungen. Die sieben Jahre der hübschen Täuschung waren ihr Gewinn. Denn um das Leben zu ertragen, brauchen die Intelligenten einen Gedanken und die Einfältigen ein Gefühl.

(1896.)

Die Patronessen

Eine Wiener Frühlingsposse.

Personen:

Schlapper } Komiteemitglieder.
Knips }

Damen und Herren der Gesellschaft.

1. Bild.

(Dachkammer in der Vorstadt, mit aller erdenklichen Armut ausgestattet.)

Knips (liegt wach im Bette und liest das vorgestrige Morgenblatt.)

Schlapper (stürmt herein): Grüß dich!

Knips: Ebensoviel.

Schlapper: Brr — hier ist es nicht übertrieben heiß.

Knips: Wenn du verwöhnt bist, so geh in die Wärmestube.

Schlapper: Rate, warum ich komme.

Knips (ironisch lächelnd): Vielleicht, um dir Geld auszuborgen?

Schlapper: Das ist ein gelungener Einfall. Ich bezweifle, daß du einen Gulden im Vermögen hast.

Knips: Du sprichst auch gleich von Unsummen.

Schlapper: Pumpbruderherz, uns ist geholfen. Ich verspreche dir einige Monate vorzüglichen Götterlebens, täglich zweimal warme Fleischspeisen, Zutritt in den besten Häusern, vielleicht eine wohlhabende Braut, jedenfalls den Beginn einer Karriere, in der du es weit bringen kannst,

wenn du kein Esel bist, und noch viel weiter, wenn du einer bist.

Knips: Ich betrachte dich als einen Wahnsinnigen und gehe auf deine Ideen ein. Was hast du vor?

Schlapper: Ich veranstalte einen Eliteball.

Knips (scheu): Du hast ganz recht.

Schlapper: Geduld, dein Enthusiasmus wird erwachen. Ich will dir zuerst das Prinzip erklären. Wenn du zu jemandem gehst und etwas für dich verlangst — was geschieht? Er gibt dir eine Kleinigkeit.

Knips: Das ist schon ein günstiger Fall.

Schlapper: Wenn du nun für andere kommst, gibt er dir gar nichts.

Knips: Na, siehst du.

Schlapper: Oder sehr viel. Die erste Regel ist also: wenn du für dich etwas haben willst, mußt du es für andere verlangen. Darauf beruht die ganze Politik.

Knips: Ich folge deinen Ausführungen mit gespannter Aufmerksamkeit.

Schlapper: Du und ich, wir sind zu stolz, um zu arbeiten. Aber wir haben Sinn für Wohlleben. Da gibt es nur ein Mittel: wir müssen uns lancieren. Wir eignen uns beide für die Couplet-Karriere.

Knips: Du wirst mir schon sagen, was das ist.

Schlapper: In Wien gibt es eine Menge Leute, die durch das Couplet ihren Weg gemacht haben.

Knips: Seidl und Wiesberg, Kriebaum und Nowak, Guschelbauer.

Schlapper: Unsinn. Das Couplet ist symbolisch aufzufassen. Das Couplet ist die Geselligkeit, der harmlose Scherz, Tanz, Gesang, alleweil fidel. Dabei macht man Bekanntschaften, schüttelt Hände, leistet kleine Gefälligkeiten, wird Bruder und Bruder. Dann macht man eine Sinekure aus-

findig, führt die erworbenen Freunde ins Treffen, läßt sich empfehlen und ist ein gemachter Mann. Es lebe die Gemütlichkeit!

Knips: Schlapper, dein Gedanke ist schön, aber unausführbar. Man müßte ganze Stiefel haben.

Schlapper: Ich kann dir ein Paar verschaffen, und zwar aus Lack.

Knips: Lack?

Schlapper: So wahr ich hier stehe.

Knips (begeistert): Von jetzt ab gehöre ich dir mit Leib und Seele.

Schlapper: Ich habe den Besitzer eines Tanzsaales für die Sache erwärmt. Wir werden beide von Kopf bis Fuß bekleidet. Dann veranstalten wir den Eliteball. Was braucht man dazu? Einen Saal, einen Zweck, ein Komitee und Patronessen. Den Saal hab' ich, den Zweck hab' ich . . .

Knips: Nenne ihn.

Schlapper: Unterstützungsverein für Betreiber brotloser Studien. In das Komitee wählen wir eine Anzahl Geschäftsleute, die keine abgesagten Feinde einer billigen Reklame sind. Ihre Nennung im Komitee erspart ihnen ein Inserat in der Zeitung. Zum Kassier nehmen wir einen begüterten Mann, der noch keine Defraudation begangen hat. Es muß solche Leute geben. Dann fahren wir herum und laden ein.

Knips: Fahren?

Schlapper: Auf Ballunkosten. Zuerst werben wir uns die Patronessen an, dann kriegen wir die bekannten Persönlichkeiten herum, die sich überall gern sehen lassen; dann dringen wir in die Bürgerhäuser ein, wo es Mädchen zum Tanzen und zum Verheiraten gibt. Dann tauschen wir Ehrenkarten aus mit anderen Ballkomitees. Mit dem Präsidenten der angehenden Hühneraugenoperateure stehe ich schon auf

gutem Fuß. Auch der Eliteball der Fensterputzer wird uns zugänglich sein. Andere Komitees werden uns vielleicht anfangs ignorieren. Aber wir werden uns durchsetzen. Jedenfalls verbringen wir einen vergnügten Fasching. Wir durchwandern alle Schichten der Wiener Bevölkerung. Wir werden bekannt, beliebt und satt. Und jetzt auf zum Schuster!

2. Bild.

(Salon bei der Gräfin Haubenstock.)

Diener: Die Frau Gräfin bittet die Herren, hier zu warten.

Schlapper: Gut, mein Freund!

Knips (leise): Sei nicht so keck mit ihm.

Schlapper (ebenso): Verstehst du nicht. Man muß fest auftreten.

Knips: Au!

Schlapper: Was gibt's?

Knips: Ich bin fest aufgetreten. Die Lackschuhe sind mir viel zu eng.

Schlapper: Ich wählte sie mit Absicht, um dir ein Vergnügen zu machen.

Knips: Oh, oh!

Schlapper: Du wirst jubeln, wenn du sie ausziehst . . . Pst, die Gräfin.

Gräfin (alt, mager, leutselig und geschminkt; sie rauscht herein und liest von den Visitkarten die Namen ab): Herr Schlapper?

Schlapper: Aufzuwarten, Frau Gräfin. Und das ist Herr Knips, Vizepräsident des Unterstützungsvereines, mein Stellvertreter im Ballkomitee.

Knips (verlegen): Ganz richtig.

Gräfin: Ah, ein Komitee? Bitte, Platz zu nehmen.

Schlapper: Gnädigste Gräfin werden sicher schon von unserem humanen Unternehmen gehört haben.

Gräfin: Gewiß, gewiß.

Schlapper Dann dürfen wir vielleicht wagen, zu hoffen, daß gnädigste Gräfin huldreichst unsere Patronessen-estrade durch Ihre hohe Anwesenheit verschönern werden.

Knips (für sich): Kann der kriechen!

Gräfin: Ich weiß wahrhaftig nicht. Ich sage nicht nein — aber auch nicht ja. Man müßte doch wissen, in welcher Gesellschaft man da wäre.

Schlapper: Fürstin Rothenthurm, Gräfin Brzmrska, Baronin Hohenmarkt, ferner die singhalesische Botschafterin und die Herzogin von Seilerstatt.

Gräfin: Wie, die Seilerstatt auch? Dann glaube ich allerdings, daß ich mich an Ihrem schönen Unternehmen werde beteiligen können.

Schlapper: Gnädigste Gräfin bitte ich nur noch um die eine Gunst, Ihnen im Namen der Armen die Hand küssen zu dürfen.

Gräfin (huldvoll): Auf Wiedersehen, meine Herren!

3. Bild.

(Salon beim Bankier Achtelmann, sehr diskrete Eleganz.)

Schlapper: Hier werden wir die solide Grundlage finden. Von der Hochherzigkeit des Adels allein kann eine wohltätige Anstalt wie die unserige nicht leben.

Knips: Du sprichst, wie wenn die Anstalt existierte. Du bist von einer Frechheit — und mein Schuh drückt mich auch.

Schlapper: Der Genuß beim Ausziehen.

Knips: Wie konntest du der Gräfin die anderen Damen versprechen? Ich bin noch sprachlos.

Schlapper: Wir eilen zu ihnen, sagen jeder, daß die anderen angenommen haben — so bekommen wir alle.

Achtelmann (erscheint): Was verschafft mir die unerwartete Ehre?

Schlapper: Herr v. Achtelmann, Sie werden schon von unserem humanen Unternehmen gehört haben.

Achtelmann: Gehört habe ich zwar nicht, aber ich denke mir schon, Sie sind nicht gekommen, um mich zu bereichern.

Schlapper: Sehr gut! (Stößt Knips in die Seite:) Lach! (Zu Achtelmann:) Sehr guter Witz. Wir sind also gekommen, Herr v. Achtelmann, um die Frau v. Achtelmann als Patronesse einzuladen. Es werden noch andere Damen der Aristokratie als Patronessen mitwirken.

Achtelmann: Noch andere? Mein lieber Herr, was ist Ihnen lieber: Wenn meine Gemahlin als Patronesse erscheint und nur Ihre Estrade verschönert, ohne weitere Ausgaben — oder wenn ich Ihnen einen Geldbeitrag widme?

Schlapper: Wir sind ein humanes Unternehmen und müssen leider auf Geld sehen.

Achtelmann: Schön, meine Herren, dann lassen Sie mir Ihre Adresse da, und warten Sie, bis ich Ihnen etwas schicke. Es war mir nur ein Vergnügen.

4. Bild.

(Beim Fabrikanten Krapfinger.)

Knips: Der Achtelmann ist dir nicht aufgesessen.

Schlapper: Laß gut sein — ich habe durch ihn eine Idee bekommen. . . . Küß die Hand, Frau von Krapfinger! Erlauben Sie, daß wir uns vorstellen: ich bin der Präsident und das ist mein Freund, der Herr v. Knips, Vizepräsident vom Ballkomitee. Wir möchten Sie als Patronesse bitten, und Ihre liebenswürdigen Töchter sollen den Ball eröffnen. Knips und ich bitten schon jetzt um die Ehre, darf ich bitten, Fräulein — wie ist der werte Taufname?

Mitzi: Mitzi.

Schlapper: Das hab' ich mir gleich gedacht. Darf ich

um den ersten Walzer bitten? Auf Sechs, ja? . . . (Zu Knips:) Engagier du die andere.

Knips (erbittert): In den Schuhen tanze ich nicht.

Schlapper: Und eine Tanzordnung haben wir, meine Damen — wunderbar!

Mitzi, Steffi (gleichzeitig): Was ist's denn?

Schlapper: Geheimnis, Überraschung, großartig! Also, Frau v. Krapfinger, schlagen Sie ein! Sie sind Patronesse!

Frau Krapfinger: Ich kann ja nicht, ohne meinen Mann zu fragen.

Schlapper: Bitte, der Herr v. Krapfinger wird einverstanden sein. Wir haben schöne Patronessen: eine Herzogin, eine Fürstin, drei Gräfinnen, fünf Baroninnen. . . .

Mitzi (hingerissen): Mutter!

Schlapper: Und ich bitte: keine Orientalin! Die reiche Achtelmann hat durchaus Patronesse werden wollen. Wir haben abgelehnt. Der Herr v. Knips ist mein Zeuge. Wir machen einen Eliteball ohne Isra.

Frau Krapfinger: Wenn das so ist. . . .

Steffi (fällt ihr um den Hals): Ja, ja, ja!

Schlapper: Ich bitt' um den zweiten Walzer.

5. Bild.

(Bei der Herzogin Seilerstatt.)

Gräfin Haubenstock: Sie kennen also diese beiden Leute gar nicht? Der eine ist schlank, groß, der andere dick, klein. Der Dicke hinkt. Wenn sie rasiert wären, könnte man sie für Diener aus einem guten Hause halten in ihrem Frack mit der weißen Halsbinde. Sie beriefen sich bei mir auf Sie, Teuerste!

Die anderen Damen (durcheinander, lachend und entrüstet): Bei mir auch, bei mir auch.

Herzogin. Ich hatte gerade nicht Zeit und ließ ihnen sagen, sie sollten später wieder kommen.

Diener (nähert sich ihr): Die Herren Schlapper und Knips.

Gräfin Brzmrska: Ich glaube, wir sollen uns ein bißchen über sie lustig machen — und dann hinaus!

Fürstin: Ja, ja, unser Patronessenmetier ist sonst langweilig genug — immer auf derselben Estrade, immer mit denselben Notabilitäten, die mit den Jahren nicht amüsanter werden; immer bewundernd angestarrt von derselben Menge. Seien wir einmal die lustigen Patronessen von Wien.

Herzogin: Sie sollen kommen.

Schlapper (eintretend): Alle beisammen?

Knips (beklommen): Das kann schief gehen.

Herzogin: Ich habe schon viel von Ihnen gehört, Herr Schlapper.

Fürstin: Und ich von Ihnen, Herr Knips.

Gräfin Brzmrska: Sie steigen auf wie ein Meteor.

Baronin Hohenmarkt: Wie zwei Meteore.

Knips (für sich): Ich fürchte, Meteore fallen.

Schlapper (sicher): Wir tun unser Möglichstes, Durchlaucht. Wohltätigkeit durch das Vergnügen, Vergnügen durch die Wohltätigkeit ist unser Wahlspruch.

Herzogin: Wir können Ihre edlen Bemühungen nicht besser belohnen, als indem wir Sie bitten, an einer kleinen Lustbarkeit teilzunehmen, die wir für Sie veranstalten. . . . Bleiben Sie einen Augenblick hier, meine Herren! Kommen Sie, meine Damen! (Alle Damen ab.)

Schlapper: Nun, Knips, was sagst du? Habe ich die Wiener Gesellschaft erobert?

Knips: Ich kann's noch gar nicht glauben. Ich bin betäubt — und die Schuhe drücken gräßlich.

Haushofmeister (tritt ein, bleibt vor ihnen stehen, reckt den Arm aus).

Schlapper: Was wollen sie?

Haushofmeister: Hinaus!

Schlapper: Sie sind in einem Irrtum.

Haushofmeister: Hinaus!

Knips: Ich bitte dich, gehen wir. Beim drittenmal wird geschossen.

Schlapper (setzt den Hut auf): Gut! Aber man wird von mir hören! (Geht.)

Knips (schleicht hinter ihm): Ich wollte gleich nicht. Es war verfehlt.

Schlapper: Ja verfehlt, ein Ballkomitee zu machen. Diese Zeit ist in Wien vorüber. Jetzt muß ein Mann wie ich in die Politik eintreten. Komm!

Knips: Da gibt es auch andere Stiefel.

Schlapper: Und ich werde die Gesellschaft doch noch erobern! (Beide ab.)

Die Patronessen treten lachend ein.

(Der Vorhang fällt.)

(1896.)

Ein hochanständiges Ufer

Das Meer . . .

Koterien am Strande. Unter Zeltschirmen aus rotweißem Segeltuch sitzen erschöpfte Herren und zeichnen mit dem letzten Aufgebot ihrer Energie Kreise in den Sand; sitzen Damen und sprechen von ihren Schneiderinnen. Wenn über die Schneiderinnen nichts mehr zu sagen ist — aber wie oft geht die Sonne unter, ehe man so weit hält — dann wenden sie sich den Hutmacherinnen zu. Damit läßt sich der Rest des Lebens ausfüllen. Zuweilen vereinigen sich die Geschlechter, und es wird Ehre abgeschnitten. Mein Gott, jedem ist etwas Übles nachzusagen; dies ist sogar das wichtigste Merkmal der guten Gesellschaft. Und Zelt steht gegen Zelt, Koterie wider Koterie. Denn am Sommerstrand von Houlgate in der Normandie finden sich verschiedene Leute, wohlgemerkt, lauter hochanständige. Ich habe lange gesucht, wodurch sich Houlgate von den vielen anderen Seebädern dieser lieben, weichen, sandigen Küste des Normannenlandes unterscheide. Nun hab' ich's: durch die Hochanständigkeit. Wenn Sie hier Bekannte treffen oder Bekanntschaften machen, so werden Sie sich natürlich zuerst über das Wetter verständigen. Hat sich aber ergeben, daß Ihre Ansichten in diesem Punkte sich nicht zu schroff gegenüberstehen, um ein ferneres Zusammenleben unmöglich zu machen, dann werden Sie bestimmt über die Sittlichkeit des Strandes zu reden anfangen. Eine fast ebenso unvermeidliche Nuance

ist es, ein paar abfällige Worte über das schlimme Trouville hinzuwerfen, dessen weiße Häuser man an günstigen Tagen fern drüben leuchten sieht.

Freilich kennen wir feine Abstufungen der Hochanständigkeit. Es gibt Familien, die so viel Geld haben, daß es an Vornehmheit grenzt. Ferner Adelige, in deren Geschlecht sich seit Jahrhunderten niemand durch Arbeit entehrte oder durch andere Leistungen als das Heiraten hervortrat. Daneben recht viele verzweifelt Bürgerliche. Wie sich das gegenseitig haßt und verachtet und doch nicht ohne einander leben kann — es ist, um das verlorene Lachen wieder zu finden. Pudelnärrisch wird die Posse, wenn eine größere Gesellschaft beisammensitzt, stundenlang, als ob sie sich unterhielte. Denn keiner kann sich entschließen, wegzugehen, weil er weiß, daß die gebliebenen über ihn herfallen werden, sobald er den Rücken gedreht hat. So gestalten und erhalten sich diese anmutigen Gruppenbilder der Geselligkeit. Was die Menschen tun und treiben, hat, ach, so köstliche Erklärungen.

Zuerst, wenn man hieher kommt mit dem festen Entschlusse, heilsam zu verdummen, macht man das alles ergebenst mit. Auch da ist es ja blau und grün, bräunlich gelb und goldig, es flutet und ebbt, wandelt sich rastlos, das Meer. Man sieht es nur manchmal mit zerstreutem Blicke an, während man unter einem rot-weißen Zelt sitzt und mit dem Stock wichtige Kreise in den Sand zieht. Man steckt noch in den Menschen. Den wenigen, die den Mut haben, sich öffentlich Blößen zu geben, sieht man beim Baden zu. Die Männer stürzen sich heldenmäßig in die Fluten, die Frauen sind hold und zierlich auch im Wasser. Diese sind ganz schwarz gekleidet: schwarze Strümpfe, schwarze Schwimmkleider über den wahrscheinlich ebenfalls schwarzen Miedern. Denn wir sind an einem hochanständigen

Ufer. Eine Abendgesellschaft könnten sie in solcher Tracht dennoch nicht besuchen, weil man da dekolletierter sein muß. Aber selbst in ihrem schalkhaftesten Geplätscher denken sie unverwandt an die boshaft lächelnden Zuschauer am Strande. Die Mageren können nicht begreifen, daß man dick sei, und die Kurzen kichern ironisch über die Langen.

Man führt das Kasinoleben. Dreimal in der Woche wird Theater gespielt. Die Stücke müssen tugenhaft und einaktig sein, weil die jungen Mädchen nachher tanzen wollen. Ich glaube, ich kenne jetzt den tugendhaften Einakter so gründlich, wie wenige Leute in Europa. Personen: der Vater (ein alter Schwachkopf, der unterm Pantoffel steht), die Mutter (ein zänkisches, unausstehliches Weibsbild in empörend grellen Schlafröcken), die Tochter (sittsames junges Geschöpf in duftigen Kleidern, das Köpfchen leicht zur Seite geneigt, einfach, freundlich und bescheiden, wie die Mädchen kurz vor der Ehe zu sein pflegen, mit einem Worte: ach, wie lieb!), endlich der junge Mann (der sie heiraten wird, der arme Teufel). Die Hauptschwierigkeit für den Dichter des tugendhaften Einakters ist: den jungen Mann mit der achtbaren Familie bekannt zu machen. Er kennt sie nämlich nicht — natürlich! — er wird sie erst später kennen lernen; aber das geht uns nichts an. Er kommt zum Beispiel Wohnung suchen, oder es fällt ihm ein Blumentopf auf den Kopf, oder ein Freund schickt ihn, oder er irrt sich in der Adresse (sehr hübscher Einfall), oder er hatte mit dem Vater einen Wortwechsel im Kaffeehause. Kurz, er ist da. Er erblickt die sittsame Tochter. Sie arbeitet lieblich am Stickrahmen oder — und hier geraten wir plötzlich in die Poesie — sie singt eine Kleinigkeit. Der Jüngling stößt ein „Ach, wie lieb!“ aus, und es ist ihm sofort klar, daß er zeit seines Lebens Tag und Nacht mit diesem Wesen beisammen sein müsse. Doch es türmen sich Hindernisse: die Eltern des Mädchens

versagen ihre Einwilligung, und erst als dem Werber der Nachweis gelingt, daß er 10 000 Franks jährlichen Einkommens besitze, schließen sie ihn in ihre fortab elterlichen Arme, und zwar gerührt. Der Vater als der Schwächere vergießt die übliche Anzahl Tränen. . . . Manchmal freilich ist der tugendhafte Einakter von Labiche, und dann wächst der Spaß zu unerwarteter Größe auf. Die Schauspieler haben davon selbstverständlich keine Ahnung, und die Zuschauer erraten nicht, daß sie es sind, die Hochanständigen, über die man sich da grausam lustig macht. So wahr ist es, daß die Kunst immer ein lautes Geheimnis bleibt, wie jenes holde des Italieners. . . . Nur die jungen Mädchen, die nachher tanzen wollen, denken sich dabei etwas. Sie nehmen sich vor, ebenfalls an den Stickrahmen zu eilen und lieblich zu arbeiten, wenn ein Freier in Sicht ist, oder eine Kleinigkeit zu singen.

Ich gestehe, daß ich mir zuweilen beim Beginne eines solchen tugendhaften Einakters eine neue Wendung ausmalte. Ich hoffte, der alte Schwachkopf werde seinem bösen Weibe endlich doch den Herrn zeigen, nachdem er schon in früheren Lustspielen durch sie viel gelitten. Ich selbst war so oft Zeuge gewesen. Auch hätte ich es gerne gesehen, wenn im Augenblicke der Verlobung ein Freund des jungen Mannes mit zwei Wärtern und einer Zwangsjacke erschienen wäre. Denn ein Mensch, der sich so die Gefährtin für eine lange Reise wählt, müßte jeder Irrenanstalt zur Zierde gereichen. Aber das Lustspiel nimmt regelmäßig den gleichen Verlauf wie das Leben, das doch keines ist. . . . Wer nach Abwechslung lechzt, muß sich daher an die Künstler des Kasinotheaters halten. Man findet sich ja allmählich darein, sie Menschen darstellen zu sehen. Um des einen Charakterspielers willen sei ihnen viel verziehen. Das ist ein Schatz. Er spielt alles. Die Natur hat ihn verschwenderisch bedacht,

besonders als sie zur Nase kam. Wenn der Bösewicht im Trauerspiele viel Unheil angerichtet hat, pflegt man ihn in kleineren Städten am Theaterausgange zu erwarten und bereitet seiner Kunst die Ovation, ihn durchzuprügeln. Nun denn, dieser Mann würde das auch für seine Lustspielrollen verdienen. Wenn er auftritt, bleibt er einige Augenblicke unbeweglich und wortlos stehen. Er weiß, daß er überwältigend wirkt. Die Leute sollen sich erst von seinem Anblicke erholen. Oder will er andeuten, daß er gewohnt ist, mit Applaus empfangen zu werden? So bereitet er sich selbst einen schmeichelhaften Empfang, dankt sich mit einem leichten Kopfnicken, und erst dann entströmt die Rede seiner Nase. Ha, was diese Nase alles ausdrücken kann! Nicht nur auf der Bühne, auch im Leben. Man muß sie durch die Hauptstraße von Houlgate schlendern sehen. Diese Nase lächelt spielenden Kindern zu, grüßt den Schuhmacher herablassend, rümpft sich ironisch, wenn ein Radfahrer vorüberschwitzt, und elegisch bebt sie bei Betrachtung des Sonnenunterganges am Meere. Großartig war sie einmal am Spieltische der „kleinen Pferde“. Sie drückte Verachtung aus, ferner Spott, Mitleid, kurz, die Empfindungen eines bedeutenden Menschen, der Spielern zusieht, welche sich ruinieren. Aber diese stumme Szene blieb ebenso unbeachtet, wie die anderen, die er tagsüber aufführt in seiner Meinung, daß die Augen aller stets auf ihm ruhen.

Wer Petits chevaux spielt, sieht ja nicht, was um ihn her vorgeht. Der Mann mit der Nase hat unrecht: es ist eine niedliche Unterhaltung, und da die Einsätze gering sind, kann man es ein bescheidenes Laster nennen. Wer mit Fünf-Franksstücken spielt, ist bereits ein angesehener Wüstling und wird von den Familien als abschreckendes Beispiel, auf das man mit Fingern zeigen kann, sehr geschätzt. Die jungen Leute sollen lieber tanzen. Und sie tanzen. Sie schwitzen

dabei hörbar. Wenn sie dafür bezahlt würden, empfänden sie es wahrscheinlich als ein hartes Los, im Sommer allabendlich tanzen zu müssen. Aber manche dieser Herrchen mit den Halsbinden und Frisuren von 1830 und mit der gekünstelten Zurückhaltung wissen sehr genau, was sie tun. Was wie eine alberne Belustigung aussieht, ist die scharfsinnige Bemühung um einen guten Posten als Schwiegersohn. Dann verbringen sie zahlungsfähig, mühelos und geachtet ihr ferneres Leben.

Anfangs, wenn man nach Houlgate kommt, verdämmert man so die Tage beim Kasino. Auch hier ist ja das Meer. Wie in einem Konzertsaal vergißt man die Leute um sich her und schließt sich unvermerkt ab. Hat jeder seinen eigenen Traum. Aber man wird zu oft aufgeweckt. So faßt man eines Tages den Entschluß, die Hochanständigen zu verlassen. Dann ist viel Wahrscheinlichkeit, daß man nie mehr, nie mehr zu ihnen zurückkehrt. . . . Am Ufer hin. Da ist Beuzeval. Es grenzt unmittelbar an Houlgate. Richtig: dieses ist aus Beuzeval hervorgewachsen. Doch der Strand von Beuzeval ist nicht mehr hochanständig, sondern nur anständig. Die Wohnungen kosten nämlich weniger. Ich denke mir, daß sich die Sommergäste von Beuzeval deshalb vor denen von Houlgate schämen. Eine billigere Ausgabe derselben Menschlichkeiten, mit anderen Druckfehlern. . . . Ach, hinaus, dorthin, wo das Ufer nichts als Ufer ist! Da ruht es sich gut im Sand, in der Sonne, im Wind. Das Nachdenken geht in Traum hinüber, wie draußen das Meer in Himmel. Manchmal zerfließen die Grenzen, auch wieder klarere Tage, und es ist Seligkeit darin. . . . Oder im kühlen Schatten eines Bootes, das bis zur nächsten Flut einsam und hilflos daliegt, weil die Hafeneinfahrt von Dives so seicht ist. In diesem Bootschatten hat man kühle, angenehme Erdgedanken: Wenn du jetzt um sechs Schuh tiefer lägest, in dieser freundlichen

Erde, statt auf ihr, wäre doch alles so, wie es jetzt ist — Menschen, Tiere, der Sand, das Meer. Ja, nicht einmal die Vorstellung, die du von dem allen hast — angenommen, daß sie einen künstlerischen oder philosophischen Wert besäße — wäre darum verloren. Ein anderer, tausend andere hätten genau die gleiche. Im ganzen ist es tröstlicher als schrecklich.

Wo das Ufer nichts als Ufer ist, treibt sich auch ein Maler herum. Den Menschen wendet er beharrlich den Rücken. Ich hielt ihn lange für einen Weisen. Einmal beneidete ich ihn sehr. Es war ein Abend, an dem die Sonne während der Ebbe unterging. Da saß er ganz allein draußen am Ufer auf seinem Feldstuhl, während alle anderen Leute von Beuzeval-Houlgate pünktlich dinierten. Er hatte seine Malsachen schon zusammengepackt und sah nur hinaus. Der feuchte Boden schimmerte rosig matt. Das Ganze war eine Symphonie in rosigem Grau. Wer so etwas mit den Augen eines Malers genießen könnte! . . . Ich traf ihn dann öfters im nahen Hafen von Dives. Da malt er umgestürzte Boote und verschiedene regelrechte Ansichten der Gegend — ohne sich das mindeste dabei zu denken — wie er's gelernt hat und wie es andere machen. Ahnt er nicht, der Arme, daß der Künstler seinen eigenen Traum von der Welt haben darf und soll?

Hafen von Dives! Einst war er groß und berühmt. Wilhelm der Eroberer ist mit Heer und Flotte von hier hinausgezogen. Jetzt birgt der versandete Hafen kaum ein Dutzend Fischerbarken. Die Männer von Dives fahren mit Segeln hinaus, gerade so, wie ihre Väter wohl schon zu Wilhelms Zeit, und fangen noch immer auf dieselbe einfache Weise die Nachkommen jener Fische, die ihre Väter fingen. Es sind meistens beschränkte Fische und sehen die plumpsten Netze nicht, bevor sie zappeln. Gern sitzt man viele Stunden

und schaut den Männern von Dives zu, wie sie mit klobigen Fingern ihren Fang aus dem wirren Garn lösen. Befällt uns eine Sehnsucht, unterzutauchen in ein schlichtes Dasein, näher der Natur. Wie viele solche Fischerdörfer gibt es, die arm und sonnig an den Küsten schöner Meere liegen! Man brauchte nur von den Anständigen und Hochanständigen fortzugehen, auf Nimmerwiedersehen!

Noch besser war es auf der Höhe bei Dives, auf dem Hügel von Caumont. Da waren sie so albern, Wilhelm dem Eroberer eine Denksäule zu errichten. Was liegt einem an Wilhelm dem Eroberer, wenn man da oben steht. Hier duften warme Wiesen. Unten der törichte kleine Hafen von Dives. „Lake Patos“, das schottische Kohlenschiff, das gestern kam, wird jetzt ausgeladen. Man hört die Hißrufe der Arbeiter herauf, auch manchmal einen fernen Hahnenschrei, und hier in den flimmernden Gräsern ist ein leichtes Summen und Gezirpe. Nur die Eisenbahn stört. Beleidigend hellrot angestrichen die Bahnbrücke, und die kürzeste Linie des Geleises zerschneidet die grüne Landschaft. Aber draußen ein paar Segel, weiß und bräunlich, weiß und gelb; ganz weit im Westen sind drei gesellt, wie ruhende Möwen. Drüben im Hauch Havre. Links die weichen Golfe bis nach Luz-sur-Mer: Cabourg, Home, Sallenelles, Riva-Bella, Ouistreham! Die Flut kommt heute ohne Wellenschlag, geht über die Sandbänke, tilgt sie hinweg. Halkyonischer Tag! Ein Tag mit zärtlichen und tiefen Farben, wie wir sie im Süden erlebten. Alles aufgelöst in Blau.

(1892.)

Junggefreit

Eine Lustspielszene.

— Cousin!

= Cousine?

— Läufst du vor mir davon?

= Im Gegenteil, meine teure Magret? Es ist Bescheidenheit von meiner Seite, wenn ich dir ausweiche. Ich kann doch die Brautmutter nicht für mich in Anspruch nehmen.

— Nimm nur, Schorschl. Mich störst du nicht. Dank meiner Stütze, brauch' ich mich um nichts zu kümmern, unser Fräulein sorgt für alles. Ich bin wie ein Gast unter meinen Gästen. Na, und für dich, Schorschl, hab' ich doch immer was übrig gehabt.

= Wahr, Magret? Es ist freilich schon ein bissel spät zum Hofmachen.

— Sollst du ja gar nicht. Nur plauschen. Da setz dich her. Was hast du denn schon wieder mit der Deinigen gehabt?

= Gestritten, natürlich. Aber woher weißt du?

— Das hab' ich gleich bei eurem Hereinkommen bemerkt. Mit solchen Gesichtern erscheint man doch nicht auf einem Polterabend.

= Grad! Sie hat schon im Wagen, wie wir hergefahren sind, gepoltert. Bei uns ist immer Poltertag, Polterabend. Eine Passion.

— Na, du wirst auch kein Engel sein.

= Keine Spur! Ein Teufel. . . . Aber reden wir von was Gescheiterem. Gretl, Gretl, Gretl — wann i denk', nein, wenn ich bedenke, daß du noch vor Ablauf eines Jahres, vom heutigen Tag an gerechnet, Großmutter sein kannst, so mein' ich, daß jemand mich zum Narren hält. Die Gretl eine Großmutter. Ja, warum gibst denn dein Mädel schon her? Achtzehn Jahr ist der Fratz.

— Mein Lieber, ich war nicht älter.

= Und das Burscherl, dein Herr Schwiegersohn. Es gibt keine Kinder mehr.

— George, ich versteh' dich nicht. Auch du warst ein solches Burscherl, kaum vierundzwanzig Jahr, wie du den Hochzeitsfrack angezogen hast.

= Daran ist nur die Ritterung meines Herrn Papas Schuld gewesen.

— Wieso denn?

= Na ja, wenn er nicht grad in der kritischen Zeit gerittert worden wäre, so wär' das auch alles anders gekommen. So lange er nur Müller geheißen hat, war's ihm nicht pressant, daß ich mich verheirate. Da will es mein Unstern, daß er in den erblichen Ritterstand erhoben wird, mit dem Prädikat von Mühlstein. Jetzt kriegt der Alte eine Heidenangst, daß das Geschlecht derer von Mühlstein ausstirbt — kaum begonnen, schon zerronnen — und ich muß in aller Eil' heiraten.

— Du, Schorschl, das ist nicht wahr. Ich weiß noch ganz genau, daß du in deine jetzige Frau damisch verliebt warst.

= Bitte, ich leugne es nicht. Tous les goûts sont dans la nature. Ich war in sie verliebt. Aber kannst du mir ein weibliches Wesen nennen, in das ich nicht verliebt gewesen wäre? Die Rose, die Lilie, die Taube, die Sonne, die Roten, die Blonden, die Schwarzen — alle, alle. Mein Herz war unermeßlich groß.

— Nichts da. Deine Frau war deine große Liebe. Du vergißt, daß ich in alles eingeweiht war

= Durch wen?

— Durch wen, fragt er! Mein Mann war doch dein Vertrauter. Meinen Mann hast du zu deinem Papa bitten geschickt. Du warst ja der ängstlich verliebte Sohn, wie er im Lustspiel steht.

= Richtig. Ich bleib' aber doch dabei, daß mein Alter die ganze Schuld trägt. Er war nicht auf der Höhe. Weißt, was mein Vater in einem solchen Fall tun muß? Unerbittlich muß er sein. Hartherzig muß er sein. Anschnauzen muß er den grünen Buben, der noch nicht trocken ist hinter den Ohren und schon einen Hausstand gründen will. Schau, daß d' weiter kommst! muß er ihm sagen, dem Buben. Mir sollt' mein Bua, der Dragoner, mit so was kommen. So lang wie er is, legert' ich mir ihn übers Knie und spannert ihm die Hosen. So bin ich, meine liebe Magret. Das hätt' auch mein Herr Vater damals mit mir machen müssen

— Hinüberlegen?

= Freilich! Aber nein, er hat kleine Mühlsteiner haben wollen, und da hab' ich in mein Verheiraten hineinrennen müssen. Abhalten hätt' er mich müssen. Verstehst? Abhalten. In der Abhaltung zeigt sich der Vater.

— Geh, alles, weil es heut einen Streit bei euch gegeben hat?

= Meine liebe Magret, das ist bei mir kein Ausnahmezustand. Ich hab' meine Karriere verfehlt. Die Ehe war mein Beruf nicht.

— Was denn, Tschapperl?

= Das Gegenteil von der Ehe: die Liebe.

— Hör auf!

= O ja, bitte. . . . Wenn ich mein Leben betracht', wie es war, und wie es hätte sein können! Stell dir einmal

vor, wenn ich damals meine liebe Malvine nicht bekommen hätt'.

— Du hätt'st dich vielleicht umgebracht.

= Geh, red nicht!

— Dein Vater hat's geglaubt, mein Mann hat's ihm gesagt, und du hast es meinem Mann gesagt.

= Eine blöde Rederei war's von mir. Ich bring' mich um! Na ja, das sagt man so, aber man tut's doch nicht. Wegen der Malvine! Geh, ich bitt' dich. . . . Mein Papa hätt' mir damals ein paar tausend Gulden geben und mich nach Paris schicken sollen. Drahn! Gretl, drahn ist das beste Mittel gegen die sogenannte Liebe

— Schau, wer da tanzt.

= Hoho, mein Dragoner-Leutnant mit deiner zweiten. Ganz fesch.

— Du hast also deine Karriere verfehlt, Schorschl, sagst du?

= Gründlich, Magret, gründlich. Zum Familienvater war ich nicht geboren.

— Zu was denn?

= Lebemann!

— Drahrer?

= Das ist die ordinäre Ausgabe. Ich, ma chère cousine, war zu Höherem berufen. In mir, wie du mich siehst, ist ein Don Juan, ein Lovelace verloren gegangen. Ich hab' die Frauen immer geliebt, und die Frauen haben auch mich immer geliebt — ich hab's nur nicht gewußt.

— Und das, glaubst du, genügt zum Don Juan, mein armer Georg?

= Freilich. Weißt du's vielleicht besser?

— Eine Frau weiß das immer besser. Nicht jeder, der die Frauen gern hat, ist ein Don Juan. Im Gegenteil. Don Juan darf nur verliebt tun, es aber nicht sein.

= Schau, diese Weisheit.

— In der Liebe und allem, was dazu gehört, sind nur wir Frauen sachverständig. Höchstens noch mancher Dichter, aber die sind rar. Weißt, weil es das Allerfeinste im Leben ist, wo das Verstehen ins Fühlen hinübergreift und umgekehrt. Glaubst leicht, daß wenn ein Mann viel Verhältnisse mit Weibern g'habt hat, daß er drum schon weiß, was Liebe ist? Keine Spur. Und wieder kann eine Frau eine anständige Frau sein, wie sich's gehört, die ihr ganzes Leben lang nur den einen einzigen Mann im Sinn g'habt hat, mit dem sie verheiratet ist, und sie kann doch alle Männer und ihre Gefühle durchschauen, alle, alle. Denn ihr seid schrecklich plump . . .

= Dank schön!

— Aber eine richtige Frau verrät sich nie — oder sie erschließt sich nur dem einen ganz. Und dieser eine ist dann so reich beschenkt fürs Leben, daß er sich gar nichts weiter verlangt. Der braucht dann nicht herumzuflattern. Das Flattern ist erst recht nichts wert.

= Aber das Pläsier!

— Pläsier ist nicht Liebe.

= Gretl, du mußt schon entschuldigen, du bist halt doch nur eine anständige Frau. Allerhand Hochachtung — aber gewisse Dinge verstehst du doch nicht.

— Erklär sie mir!

= Was, im Augenblick, wo du dich anschickst, Großmutter zu werden, soll ich dich korrumpieren?

— Nein, nein, Herr Vetter, Du sollst mir nur sagen, wie du dir deine andere Karriere vorstellst — wenn du deine liebe Malvine nicht bekommen hättest? Ich glaube nämlich, daß du dann ein halbes Jahr später eine andere geheiratet hätt'st. Die Männer lassen sich in zwei Kategorien einteilen: in solche, die heiraten wollen, und in solche, die nicht hei-

raten wollen. Zur ersten Kategorie hast du gehört. Wär's die Malvine nicht gewesen, so wärst du anderswo hineingeplumpst.

= Oh, du irrst. Was geschieht denn mit den Männern, die nicht heiraten wollen?

— Die heiraten auch. In der Regel noch dümmer als die ersten, denn sie sind nicht auf ihrer Hut. Sie wählen nicht, sie werden gewählt .... Na, und jetzt sag mir geschwind, wie deine andere Karriere hätte sein sollen.

= Das kann ich mir nicht so aus'm Finger zuzeln. Ich mein' halt: anders. Nicht der schwerfällige Familienvater, sondern leicht, graziös, lustig, lüftig. Heute Babette und morgen Rosine. Von der schönen Gräfin mit den Augen, die so viel sagen, zu ihrem Kammerkätzchen mit der Schürze, die weißer ist, als ihre Unschuld. Jetzt eine Spanierin und jetzt eine Russin. Die Amerikanerin wird auch gerühmt. Die Großen, die Kleinen, die Schlanken, die Vollen ...

— Wie alt bist du, Schorschl?

= Ach—tundvierzig.

— Gut. Erzähl weiter!

= Das ist ja das Pech: ich hab' nichts zu erzählen. Ich weiß nur, wie's hätt' sein können — und wie's war. Fad!

— Warum probierst es denn nicht, das andere?

= Madame veut rire. Heut, als alter Kerl soll ich mich versuchen?

— Es gibt ältere Drahrer und marcheurs.

= Ich hab' dir ja schon g'sagt, daß ich das nicht meine. Sondern das Feinere. Die Liebe nicht nur Genuß, auch Kunst. Auch ein bissel Schwärmerei. Die Strickleiter im Mondenschein. Serenaden und Barkarolen. Was weiß ich. Ich kenn's ja nicht. Ich stell' mir's nur vor.

— Hunderterlei Frauen, eine pikanter, interessanter, charmanter als die andere?

= Ja, ja.

— Und die alle nur auf dich gewartet haben?

= Wie meinst?

— Die so auf deinem Weg stehn, wenn du vorüberkommst?

= Am Weg stehn, am Weg stehn! Man trifft sie halt. Solche Zufälle gibt's schon.

— Und die müßten alle ledig sein?

= Wer sagt das?

— Also verheiratet? Und was fängst du mit dem Mann an? Was hättest du getan, wenn einer deiner Malvine zu nah gekommen wär'?

= Niedergeschossen, natürlich. Aber, bitte, das ist was andres.

— Natürlich, du bist du, der Herr v. Mühlstein. Andre lassen sich auch nichts gefallen. Du hätt'st also die Verheirateten aus deinem Programm streichen müssen oder du wärst früher oder später auf der Strecke geblieben.

= Es gibt auch Geschiedene, gibt Witwen.

— Die zu viel oder zu wenig vom Vorgänger sprechen. Sträubt sich dagegen deine Delikatesse nicht?

= Bitte, das müßt' man im einzelnen Falle entscheiden.

— Ich will dir helfen. Nimm an, du wärst wunderbarerweise immer nur mit unberührten Frauen — in Berührung gekommen! Die nur auf dich gewartet haben, auf den flotten Schorschl, auf den beau George! Du hättest einer jeden das Herz brechen müssen.

= Ja, warum denn?

— Beim Abschied. Du hätt'st sie doch nicht alle behalten können.

= Nein. Das ist gewiß eine Schwierigkeit. Aber damit muß man fertig werden. Loskommen!

— Ob das so leicht ist? Ich glaub', ihr Männer habt

immer die Chance, von den guten Frauen loszukommen und an den schlechten hängen zu bleiben.

= Möglich. Talentsache.' Man lernt das Brechen, auch wenn's schwer ist.

— Ja, bis man müd' wird. Glaubst nicht, daß auch Lovelace müd' wird? Ich weiß nicht, man sagt: Plus qu' ça change, plus c'est la même chose. Eines Tages, zum Beispiel mit ach—tundvierzig Jahren kann auch Don Juan einen Blick zurückwerfen. Für ihn war's auch immer dasselbe, also auch fad. Und was ist ihm von den Serenaden und Barkarolen geblieben? Einige seidene Strumpfbänder in verschiedenen Farben, einsame Handschuhe von ungleichen Händen, Locken, deren frühere Nachbarn grau sind, Briefe mit vergessenen Schwüren, Blumenleichen und anderer Schnickschnack . . . Schau, wer da schon wieder vorübertanzt!

= Schon wieder mein Dragoner mit deiner jüngeren Tochter. Mir scheint, er tanzt gern mit ihr.

— Mir scheint auch.

= Ja, weißt, Magret, was ich da plötzlich entdeck'?

— Noo?

= Daß deine zweite auch schon ganz heiratsmäßig ist. G'sund, stark und lieb schaun s' aus, deine Mädeln. Gute Rasse!

— Eine Rasse von Müttern, mein lieber George! Das ist mein Stolz.

= Was? Die möchst am End' auch bald losschlagen? Mit siebzehn? Das scheint bei dir eine wahre Rage zu sein, das Großmutterwerden?

— Aber, aber! Das ist ja das Natürliche, Schorschl. Alles andere ist faul oder führt zur Fäulnis. Die Mädeln nicht lang herumschleifen und nicht viel von Tänzern und Hofmachern beschnüffeln lassen. Dabei kann ihnen etwas von dem süßen reinen Hauch abgewischt werden, von dem

Morgenreif, der einer richtigen Mutter die höchste Seligkeit ist, wenn sie ihn sieht. Nichts ist kostbarer, als dieser Tau oder wie du ihn nennen willst. Weißt schon, was ich meine.

= Ja, Gretl, du red'st ja rein, als wenn die zweite auch schon so weit wär'?

— Wohl möglich, lieber George! . . .

= Und der Zukünftige ist vielleicht auch anwesend?

— Freilich! . . . Warum stehst du auf?

= Meinem Herrn Leutnant will ich einen Wink geben. Der Bursch ist indiskret. Er soll nicht so viel mit ihr tanzen. Das gehört sich jetzt nicht mehr.

— Warum denn nicht?

= Na, es könnte doch den Zukünftigen ärgern. Wenn du und dein Mann damit einverstanden seid, hat er ja schon Rechte. Seid ihr einverstanden? Is 's ein anständiger Mensch, gute Familie?

— Kein sehr alter Adel, aber sonst bleibt nichts zu wünschen übrig. Die Leute stehn uns vollkommen zu Gesicht. Aber . . .

= Es gibt ein aber?

— Der Vater des jungen Mannes wird vielleicht Schwierigkeiten machen.

= Das wär' noch schöner!

— Er hat seine eigenen Ideen.

= Was? Er kann eine von deinen Töchtern ins Haus kriegen und macht G'schichten? Wer ist denn dieser Esel?

— Ich trau' mich nicht, es dir zu sagen.

= Du traust dich nicht? . . . Warum? . . . Hah! . . Ich? . . . Mein Bub? . . .

— Wirst ihn hinüberlegen?

= Verdienen tät' er's! Mir ein Geheimnis draus zu machen. So ein Kerl! ... Und jetzt versteh' ich dich erst, du — du Diplomatin! . . . Und wie steh' ich da! Erst läßt

du mich Dummheiten reden über meine verfehlte Karriere. Läßt mich von der Liebe reden — und auf einmal bin ich der geschlagene Lustspielvater. Jetzt hab' ich gar keine Autorität mehr, nein zu sagen.

— Das Leben soll man nicht zu leicht nehmen, George! Auch nicht zu schwer. Aus Lustspielsöhnen werden Lustspielväter — und so . . .

= Und so geht dic alte Komödie weiter . . .

(1902.)

Der Freund des Jubilars

„Kathi,“ sagte er, als er auf den Fußspitzen eintrat und die Türe geräuschlos hinter sich zuzog, weil es noch sehr früh am Morgen war — „Kathi, ist er schon auf?“

„Er is bein Wasch'n,“ erklärte das Stubenmädchen.

„Gut, dann geben Sie mir einstweilen einen Kaffee. Zu Haus hat's mich nicht gelitten. Ich hab' die Nacht nicht schlafen können vor Aufregung. Und jetzt erst noch in ein Kaffeehaus gehn, das war mir nicht möglich. Das G'schlader trinken — und derweil könnten sich hier die größten Ereignisse abspielen.“

„Nix hat si abg'spüllt,“ sprach Kathi, indem sie mit ihrem Tuch auf die Möbel schlug und Staub machte. „G'schlaff'n hat er wiar a Ratz, und g'schimpft hat er beim Aufstehn.“

Der Besucher wehrte vorwurfsvoll ab: „Liebe Kathi, Sie können doch einen Jubilar nicht mit einem Ratz vergleichen. Überhaupt müssen Sie heute gefälligst ihrer Urwüchsigkeit Zügel anlegen.“

„Was muß i?“

„Es ist ein Festtag, liebe Kathi, Ihr Herr, mein Freund, wird heute fünfzig Jahr alt.“

„Eh schon wissen!“

„Es werden Deputationen, Männer, Frauen, Kinder, Greise, Aristokraten und noch solche Freunde, wie ich einer bin, kommen. Das heißt ähnliche — denn ganz so, wie ich bin, ist keiner. Ich bin sein bester Freund.“

„Kunnt a jeder sag'n."

„Nein, Kathi, das kunnte nicht ein jeder sagen. Ich bin sein Freund, seit er berühmt ist. Ich stand an der Wiege seines Ruhmes, ich habe seinen Ruhm mitgeboren und mühsam mitaufgezogen . . . Also geben sie mir einen Kaffee."

Kathi entfernte sich brummend und erschien nach einigen Minuten wieder mit dem gewünschten Frühstück. Die Tasse wäre ihr aber schier aus den Händen gefallen, als sie den Freund ihres Herrn erblickte, der mittlerweile den Überrock abgelegt hatte. Er war in Frack und weißer Halsbinde, an der Brust baumelten ihm einige hohe asiatische und afrikanische Orden.

„Jessas, na! War'n S' denn auf ein' Ball?"

„Nein liebe Kathi. Ich hab' mich schon für den Abend, für's Bankett angezogen. Ich sah voraus, daß ich heute den ganzen Tag keine Minute für mich haben werde. Auch muß ich öfters als Mitglied von Glückwunsch-Deputationen erscheinen."

Kathi setzte die Tasse vor ihn hin und fragte: „Hab'n S' heunt noch wo anders zum jubilaren?"

„Keine Spur! Nur hier."

„Aber Sie sag'n ja: öfter!"

„Ja, in verschiedenen Eigenschaften. Als Präsident der „lustigen Maikäfer," als Vorstandsmitglied des Vereines zur Anschaffung schottischer Winterstrümpfe für die Schulkinder von Jedlersee, als korrespondierendes Mitglied des Männer-Turnvereines von Hollabrunn, als Ausschuß der Gesellschaft zur Parfümierung des Wienbettes, als Schriftführer der „Pudelnarrischen," als Kassier der „Kreuzfidelen Brüder" und so weiter und so weiter."

„Dös alles san S' in einer Person?"

„Freilich, und noch mehr auch. Steht übrigens auf mei-

ner Visitkarte. Da haben Sie eine, Kathi. Ich schenk' sie Ihnen zur Erinnerung."

„Na, so was!"

Der Freund des Jubilars vertiefte sich hierauf in den Kaffee und die Morgenblätter. In den Zeitungen interessierte ihn aber nur die kleine Notiz, die er selbst am Abend vorher in die Redaktionen getragen hatte. Richtig, alle hatten sie gebracht. Das Jubiläum war lanciert. Er kaute befriedigt an seiner Buttersemmel, da öffnete sich die Tür des Schlafzimmers, und der Herr Jubilar trat heraus.

„Pampfst schon?" rief der Hausherr mit nicht gerade rosigem Humor seinem Freunde zu.

Dieser würgte den Bissen hinunter, sprang auf und breitete die Arme aus:

„Schani! Heute bist du fünfzig Jahr' alt. Komm' an meine Brust!"

„Geh', lass' di net auslachen!" entgegnete Schani, der Jubilar. „Is ja kein Mensch da . . . Überhaupt hab' i an Zurn auf di. Wannst mi mit den patscheten Jubiläum lächerlich g'macht hast, nachher schau di an!"

„Bravo Freunderl! Bescheidenheit ist das Richtige. Alle großen Männer sind bescheiden. Sei du's auch. So will ich dich haben und nicht anders. Aber du verstehst dein eigenes Jubiläum nicht. Heutzutag' muß man mit fünfzig Jahren jubilieren, sonst ist man der Niemand. Ich als dein Freund durfte dich und die Welt dein Jubiläum nicht verschlafen lassen."

„Wär weiter ein Malheur!"

„Mehr als ein Malheur, ein Unglück. Wenn man nicht von dir spricht, bist du vergessen, und wenn du vergessen bist . . ."

„Spricht man auch nicht mehr von dir."

„Schani, du bist undankbar! Mir das! Wo ich mich

für dein Jubiläum zerrissen hab'! Zahlst mir vielleicht was dafür?"

„Na, sei nur wieder gut! Setz' di her und wart'n m'r auf die Kundschaften!"

Sie saßen ein Weilchen schweigsam und frühstückten. Der Jubilar wünschte sich im stillen, er wäre nie geboren worden. Der gekränkte Freund fragte sich, ob er sich nicht lieber einem anderen großen Manne hätte anschließen sollen. Es war eine jener kritischen Stunden, die damit enden, daß man einander prügelt oder sich gerührt in die Arme fällt. In diese Spannung hinein meldete Kathi plötzlich einen Journalisten, der Jubiläums-Nachrichten für das Abendblatt holen kam.

„Da hab'n m'r s'!" jammerte der erschrockene Jubilar. „Blamiert bin i! Nix is da."

Der Freund aber richtete sich gebieterisch auf: „Kathi, der Herr läßt den Herrn bitten, einzutreten!"

„I bring' di um!" ächzte der Jubelgreis.

„Lass' nur mich machen. Du wirst von mir keine Lüge hören. Ich weiß, was ich dir und mir schuldig bin. Habe ich dir gratuliert, ja oder nein? Folglich hat der Andrang der Gratulanten bereits begonnen."

„Ja, Schnecken! Einer!"

„Du vergißt meine Eigenschaften. Ich bin nicht nur ich."

Herein trat, Zeilenhunger in den Blicken, ein Berichterstatter. Der Freund des Jubilars begrüßte ihn wie einen von der Reise um die Welt heimkehrenden Bruder.

„Sie kommen gerade in einem Augenblicke, wo wir aufatmen. Die Briefe und Depeschen werden jetzt in einem Nebenzimmer sortiert. Wir werden sie Ihnen erst für das Morgenblatt geben können. Für das Abendblatt kann ich Ihnen nur den ersten Andrang der Gratulanten geben. Schon in den Morgenstunden haben gratuliert: Die lustigen Mai-

käfer, der Verein zur Anschaffung schottischer Winterstrümpfe für die Schulkinder von Jedlersee, der Männerturnverein von Hollabrunn, der Ausschuß der Gesellschaft zur Parfümierung des Wienbettes, der Musikbund „die Pudelnarrischen“, die Vorschußkasse der kreuzfidelen Brüder und so weiter und so weiter.“

„Könnten Sie mir nicht auch das Und so weiter in die Feder sagen?“ fragte der arme Tagesschriftsteller gläubig.

„Es folgt nach, sobald ich den Überblick gewonnen habe; verlassen Sie sich auf mich. Jetzt habe ich noch keinen Überblick. Sie sollen Alles erhalten. Ich werde keinen Ihrer Herren Kollegen bevorzugen.“

Beruhigt entfernte sich der Original-Berichterstatter. Schani der Jubilar machte eine versöhntere Miene und verzieh seinem Freunde beinahe schon, daß er ihn in dieses Jubiläum hineingeritten hatte. Aber der Freund schlug sich heftig vor die Stirne:

„Ich Esel, ich Schafskopf! Den Mann hätte ich nicht weggehen lassen sollen. Ich hätte ihm einige sympathische Züge aus deinem Leben, einige charakteristische Anekdoten aus deiner Anfangszeit erzählen müssen. Jetzt hat er noch keinen Stoff, jetzt hätte er das alles munter gefressen. Im Abendblatt wäre das sehr gut gewesen. Übrigens werden hoffentlich noch andere Reporter kommen.“

Und es kamen auch wirklich noch andere Reporter, und der Freund des Jubilars erzählte ihnen Geschichten, bis sie ganz blau anliefen. Allmählich wurde es auch mit dem Jubiläum immer ernster. Es erschienen leibhaftige Glückwünscher, einzeln, paarweise, in Gruppen. Denn der Jubilar war als ganz lieber Kerl bekannt, war auch geschickt in seinem Fache, und wenn die Leute nur einmal wußten, daß er seinen fünfzigsten Geburtstag hatte, so gingen sie recht gerne zu ihm hin und schüttelten ihm die Hand. Dabei

redete man auch gemütlich allerlei dummes Zeug, was mit der Nummer fünfzig irgendwie zusammenhing. Bei einem Jubiläum ist eben alles gestattet, weil die Festesfreude so groß ist. Die aber keine Zeit hatten, selbst zu kommen, oder sich zu vornehm fühlten und doch einer kleinen bürgerlichen Reklame nicht abhold waren, die schickten Brieflein oder Visitkarten mit den zwei unterschriebenen Buchstaben p. f. und klebten eine sechs Heller-Marke auf das Kuvert. So sammelte sich Tropfen um Tropfen in dem Becken, das der treue Freund des Jubilars hielt. Um die Mittagsstunde begannen sogar schon die Präsidenten ernsterer Pensionsvereine aufzutauchen. Und als auch der bekannte Herr Zuckerstangel erschien, der bei der Gräfin Rops-Drops ähnliche Dienste versieht, wie der Freund des Jubilars, da konnte ihm unser Freund ins Ohr flüstern:

„Unser Jubiläum ist gesichert, wir haben einen Erfolg."

Zuckerstangel, der weiß, was eine Sache ist, ergriff hierauf nicht die Hand des Jubilars, sondern die des Freundes und schüttelte sie kräftig, indem er sprach:

„Ich gratuliere Ihnen! Es ist eine schöne Leistung."

Nachmittags war der Zuspruch schwächer. Eine halbe Stunde lang zeigte sich sogar niemand, und der Jubilar rüstete sich schon zu abermaligen bitteren Vorwürfen. Der Freund schlich ein bißchen zerknirscht umher und nannte in den kurzen Bemerkungen, die er mit dem Jubilar tauschte, das Jubiläum nicht mehr „unser Jubiläum", sondern „dein Jubiläum".

Aber nach dem Erscheinen der Abendblätter schlug die Stimmung plötzlich um. Der Erfolg deklarierte sich mit Macht. Die Leute, die noch nicht Glück gewünscht hatten, erschraken vor der Möglichkeit, daß die Morgenblätter ihre Namen nicht bringen würden, als sie bemerkten, daß schon einige Persönlichkeiten in den Abendblättern genannt waren.

Die Säumigen beeilten sich. Sie ließen ihre Kartenpartien, ihre Maitressen und manche sogar ihre Geschäfte im Stiche, nur um noch rechtzeitig in den Reihen der Gratulanten zu erscheinen. Das Gedränge im Vorzimmer des Gefeierten wurde immer größer. Die Rührung fing an in Strömen zu fließen. Der Jubilar stand in schlichter Haltung da, die Hand verkehrt auf die Tischplatte gestützt, wie sich regierende Herren gerne malen lassen, und er fühlte sich in die Ewigkeit hinaufwachsen. Es fiel ihm leicht, bescheiden zu sein. Dem Verdienste seine Krone. Für nichts ist nichts. Man hat eben etwas geleistet, und die Leute sind halt nicht ganz undankbar. Wenn sich nur der lästige Bursche da nicht so auffallend gebärdete — er meinte seinen Freund — denn wie kam denn der dazu, sich so in den Vordergrund zu stellen?

Indessen hatte der Freund des Jubilars sich bis zur Erschöpfung abgearbeitet. Er kam und ging durch das Getümmel der Gäste, todmüde, stockheiser und schweißtriefend. Das schöne, weiße Vorhemd war zu Schanden geschwitzt. Er, der alles vorherzusehen pflegte, mußte dennoch vor dem Bankett noch einmal nach Hause, um sich umzukleiden, Wie gerne brachte er aber dieses Opfer dem Siege. Und so saß er denn auch glückstrahlend beim Bankett, welches vom Rheinlachs bis zum Bänkel alle vorgeschriebenen Genüsse bot. Neben ihm saß der bekannte Herr Zuckerstangel. Dieser hob sein Champagnerglas, um mit dem Nachbar aufs Wohl anzustoßen. Da sagte der Freund des Jubilars:

„Nicht wahr, es ist gelungen — mein Jubiläum?“

(1900.)

Im Speisewagen

Ein elegischer Schwank.

Ort der Handlung: der Speisewagen des Eilzuges Wien-Prag-Berlin.

Personen:

Die Fürstin.
Der Theater-Direktor.
Ein Herr.
Ein Garçon der Schlafwagen-Gesellschaft.

Beschreibung der Personen:

Die Fürstin, dreißig Jahre alt; nicht schön, aber hübsch; ein Charme; feines Profil, um den Mund tiefe Falten, die vom Lachen herrühren. Sie ist außerordentlich einfach gekleidet, mit einer verstohlen rauschenden Eleganz, die den Kenner ergreift.

Der Theaterdirektor, vierzig Jahre alt; roter Schnurrbart, dessen edler Schwung den Gebrauch einer Strammheitsbinde verrät; im Knopfloch eine phantastische Rosette, welche den Besitz hoher asiatischer und afrikanischer Orden anzeigt. Er liest den Pariser „Figaro". Der Kopf des Blattes ist imposant nach außen gekehrt. Es kann keinem der Anwesenden entgehen, daß dieser Herr den Pariser „Figaro" liest, und das ist auf der Strecke Wien-Prag nicht ohne Wirkung. Das Haupt des Direktors deckt eine schwarzseidene Reisemütze. Auf seinem Bauche tanzt ein Monokle.

Der Herr, am Ausgang der Dreißig, Weltbummler ohne Beruf; schwarzer Schnurrbart, Hakennase, dunkle Augen, das Haar an den Schläfen ergrauend; lautlos korrektes Betragen; liest scheinbar vertieft ein Buch in gelbem Umschlag, das er eben erst aufgeschnitten hat.

Der Garçon, verschlafen.

Der Theater-Direktor (hat schon früher krampfhafte Versuche gemacht, die Aufmerksamkeit der Fürstin auf sich zu ziehen, jetzt vernehmlich): Garçong, haben Sie 'ne gute Marke fine champagne? (Mit Betonung.) Fine champagne! Aber echten.

Garçon: Bitte, wir führen nur echte Flaschen, mein Herr!

Theater-Direktor (scherzend): Die Flaschen sind echt, ja, das glaub' ich, mein Lieber! Na, bringen Sie immerhin! (Blickt siegreich umher, mit dem Ausdruck »He, bin ich ein Kerl?« im Gesichte.)

Fürstin (blickt heimlich lächelnd zum Fenster hinaus.)

Theater-Direktor (hält sie nunmehr für reif zur Annäherung): Aimez-vous aussi la fine champagne, madame?

Fürstin (schüttelt verneinend den Kopf und blickt sehr ernst durchs Fenster).

Der Herr (der beide vom Sehen kennt — sie vom Turf zu Ascot und Deauville, ihn aus einer Berliner Premiere — beißt sich in die Lippen und liest gespannt in seinem Buche).

Theater-Direktor (klemmt das Einglas ins Auge, betrachtet die Kognakflasche mit dem Ernst des Forschers): Hmja, die Flasche! . . . . (Nimmt einen Schluck.) Aber der Inhalt! C'est incrédibile!

Fürstin (lacht über den Schnitzer ein klein wenig).

Theater-Direktor (faßt das als Entgegenkommen auf): On est très mauvaisement — (denkt nach) soigné dans les wagons-lits. Vous ne trouvez pas, madame?

Fürstin (kurz und leise): Non, monsieur.

Der Herr (findet in seinem Buche etwas Hochkomisches und lacht laut auf, errötet aber leicht, als ihn die Fürstin daraufhin zum erstenmale mit ihrem Blicke streift).

Theater-Direktor (blickt ihn mißtrauisch an).

Fürstin (sieht mit zuckenden Mundwinkeln, aber tiefernst in die Landschaft hinaus).

Theater-Direktor: Madame est française? Je voudrais jurer dessus.

Fürstin: Non, monsieur.

TheaterDirektor (der es dem Herrn dort in der andern Ecke nun erst recht zeigen möchte): Pourtant vous parlez très bien français — je m'en connais dedans.

Fürstin (schweigt).

(Pause.)

Der Herr (lacht in sein Buch hinein).

Theater-Direktor (wird purpurrot): Garçong! . . . (Klopft lärmend an sein Glas, der Bursche erscheint.) Zahlen!

Garçon: Bitte sehr -- in Kronen oder Mark?

Theater-Direktor (großartig): Egal — ich habe beides.

Garçon: Alles zusammen macht achtzehn Kronen sechzig, bitte sehr.

Theater-Direktor (gibt ihm eine Zehnernote): Sie brauchen mir nichts herauszugeben. Pour-boire! . . . Ja sagen Sie, woher kenne ich Sie denn?

Garçon: Bitte sehr, von hier

Theater-Direktor: Ah ja — haben Sie mich nicht auch im vorigen Monat bedient — wie ich (triumphierender Rundblick und starke Betonung) mit dem Herzog von Franken reiste?

Garçon (lacht): Freilich! Sie waren allein da mit dem Herzog.

Fürstin (betrachtet den Direktor sekundenlang).

Theater-Direktor (für sich): Aha! . . . (Laut zum Burschen): Ja, wir waren allein, der Herzog und ich.

Garçon: Er war nachher sehr böse.

Theater-Direktor (wiegt sich ahnungslos auf seinem Stuhle): Ah? Davon weiß ich gar nichts.

Garçon: Ja. Der Herr Adjutant hat mir's gesagt, wie er die Rechnung gezahlt hat. Der Herzog ist nach der allgemeinen Speisestunde gekommen, damit er allein sein kann

— und da haben Sie sich zu ihm gesetzt und haben ihn angesprochen.

F ü r s t i n und d e r H e r r (blicken mit Anstrengung in die Landschaft hinaus, um nicht zu lachen.)

T h e a t e r - D i r e k t o r (gereizt): Das muß ein Irrtum sein.

G a r ç o n: Bitte sehr, nein. Der Herzog hat mich sogar höchsteigenhändig gefragt . . .

T h e a t e r - D i r e k t o r: Nun, was?

G a r ç o n: Ich weiß nicht, ob ich es sagen darf.

T h e a t e r - D i r e k t o r: Sagen Sie es nur!

G a r ç o n: Der Herzog fragte nach Ihnen.

T h e a t e r - D i r e k t o r: Natürlich! . . . Welche Worte gebrauchte Seine königliche Hoheit?

G a r ç o n (zögernd): Er fragte mich: »Wissen Sie vielleicht, wer der zudringliche Mensch war?«

T h e a t e r - D i r e k t o r: Sie sind ein Dummkopf!

G a r ç o n! Bitte sehr, bitte sehr!

T h e a t e r - D i r e k t o r (steht rasch auf und verläßt den Speisewagen, ohne sich umzusehen).

G a r ç o n (brummt): Selber einer!

(Räumt ab und geht in die Küche.)

F ü r s t i n (lacht bis zu Tränen).

D e r H e r r: Ich habe mich königlich unterhalten.

F ü r s t i n (lacht ruhiger).

D e r H e r r Da ich Sie, Madame, und ihn kenne.

F ü r s t i n (blickt ihn sehr erstaunt an, schweigt ein Weilchen, in dem sie überlegt, ob sie dem Fremden Rede stehen solle; doch macht er keinen schlechten Eindruck, und sie spricht endlich mit zögernder Neugierde): Wer ist dieser — Herr?

D e r H e r r: Ein Berliner Theater - Direktor. Possierlicher Mensch. Ich glaube übrigens nicht, daß er so dumm ist, wie er sich benommen hat.

F ü r s t i n: Das wäre schrecklich.

Der Herr: Sein Unglück könnte freilich auch einem geistreichen Manne widerfahren.

Fürstin: Welches Unglück?

Der Herr: Von einer Frau, der er gefallen will, ausgelacht zu werden.

Fürstin (lächelt abweisend, sieht wieder zum Fenster hinaus).

Der Herr: Es ist nicht zu sagen, was das für ein Genuß war, als ich sah, daß er mit Ihnen ein Gespräch anknüpfen wollte.

Fürstin (lacht).

Der Herr: Ich habe ihn vom ersten Augenblicke an beobachtet, wie er sich dort in die Ecke setzte, wie er ein Menu machte, das auf Ihre Einbildungskraft wirken sollte. Er hat nämlich keine Ahnung, wer Sie sind, Madame. Sonst hätte er Sie vielleicht nicht mit getrüffelter Gansleber zu blenden versucht.

Fürstin: Ich möchte wissen, was er sich bestellte, als er mit dem Herzog von Franken reiste.

Der Herr: Sicher auch was Auffälliges ..... Der Mann ist übrigens ein Typus. Ich habe solche Käuze schon in allen Weltteilen getroffen. Wenn sie im Coupé oder auf dem Schiffe eine Dame erblicken, wollen sie gleich ein Reise-Abenteuer erleben. Als ob es noch Abenteuer in der Welt gäbe!

Fürstin: Ah, wirklich — es gibt keine mehr?

Der Herr: Sie dürfen mir glauben. Ich treibe mich so viel in der Welt herum. Ich wüßte es. Ich habe noch nie unterwegs eine Bekanntschaft gemacht

Fürstin: Nein! ...

Der Herr: Ich mache nie den Versuch, mit einer Reisegefährtin zu reden.

Fürstin: Das sehe ich ... Und Sie reisen viel.

Der Herr: Die Hälfte des Jahres. Ich habe keine

andere Passion. Wenn ich einmal ein paar Monate still liege, geschieht es nur, um die Reiselust in mir bis zur Wut anzustacheln. Ich kenne alle großen Städte und alle Länder und bin überall ein Fremder. Wenn ich die Ringstraße satt habe, gehe ich ein bißchen in der Rue de la Paix oder in Regent Street spazieren. Wenn mich Granada nicht mehr unterhält, versuche ich es mit dem Newskij-Prospekt oder mit dem Park von Ghezireh oder mit den feinen Grachten Hollands. . . . . Überall kenne ich Leute, die mich nicht kennen, und das ist so amüsant.

Fürstin: Das läßt sich denken . . . . . Woher kennen Sie mich?

Der Herr: Vom Turf. Ich glaube, zuerst in Goodwood. Ich sah Sie mit der Herzogin von Devonshire.

Fürstin: Möglich . . . Sie kennen die Herzogin?

Der Herr: Ich? Nein. Vom Sehen. Ich sagte schon, daß ich nirgends Attachen habe.

Fürstin: Wie merkwürdig!

Der Herr: In Ihnen erwacht jetzt der Wunsch, zu wissen, wer ich bin. Je voudrais jurer dessus, wie der Clown vorhin sagte . . . . Lassen sie mich lieber weiter ungezogen sein und meinen Namen verschweigen.

Fürstin (zieht die Augenbrauen hoch, mißt ihn flüchtig und lächelt): Das ist sehr drollig . . . .

Der Herr: Sie kennen so viele Botschaftssekretäre, Garde-Offiziere, und andere mixed multitude der Salons. Die haben alle Namen, große Namen, glänzende Namen, alte Namen — es muß doch für Sie originell sein, einen Namenlosen zu kennen. Obwohl auch ich das Vergnügen habe, einen sehr alten Namen zu tragen.

Fürstin (beinahe liebenswürdig): Ah! Ich dachte es mir gleich. Man errät ja die Roture . . . Aber Sie haben

recht: Ihr Einfall, mit mir als Namenloser zu sprechen, is originell. Es ist mir noch nie passiert.

Der Herr: Dann bin ich sicher, daß Sie mich nich vergessen werden, auch wenn Sie mich nie wiedersehen

Fürstin: Sie bilden sich gleich eine Menge ein.

Der Herr: Nein. Ich bin eigentlich sprachlos dar über, daß wir miteinander reden.

Fürstin: Ich auch.

Der Herr: Vorhin, als der Hanswurst Sie belästigte dachte ich mir: wie kann ein Mensch so dumm und ge schmacklos sein, eine Dame wie Sie anzureden! Und dan war ich plötzlich selbst so dumm und . . . .

Fürstin: Geschmacklos?

Der Herr: Sie verstehen mich. Es ist mauvais genre. Aber in den Märchen muß das vorgekommen sein, in den charmanten Märchen. Da wissen die Prinzessinnen auch nicht, wer der Fremdling ist, Und das ist offenbar das Hübscheste am Märchen.

Fürstin: Finden Sie?

Der Herr: Das Sprechen wird einem leicht. In der Gesellschaft redet man immer nur aus der Position heraus, die man einnimmt. Aber in einem solchen Falle kommen einem andere Worte auf die Lippen, unerwartete, nie gebrauchte, für die man gar nicht verantwortlich ist.

Fürstin: Eigentlich wahr.

Der Herr: Wenn ich es recht bedenke, reise ich seit fünfzehn Jahren in der Welt herum, nur um Sie zu treffen, Madame.

Fürstin (lacht): Mich? Sie hatten es in Goodwood bequemer.

Der Herr: Nein. Nicht gerade Sie. Ich habe mir natürlich nie erlaubt, an Sie zu denken, obwohl ein letzter

Knecht von der Königin träumen darf . . . . . . Ich bin sehr schüchtern.

Fürstin: Das merkt man nicht.

Der Herr: Mit Leuten, die man unterwegs begegnet, möchte ich nie in Berührung kommen.

Fürstin: Da haben Sie recht. Es gibt auf Reisen unmögliche Menschen, denen man kaum ausweichen kann: Geschäftsleute, Pöbel, Juden . . .

Der Herr: Wie meinen Sie?

Fürstin: Alles durcheinander. Sie sehen, selbst der Herzog von Franken mußte sich diesen Menschen gefallen lassen.

Der Herr: Ja, es ist schwer zu ändern. Die Bahnen müssen auch gewöhnliche Fahrgäste annehmen; ich glaube sogar, die erhalten die Bahnen. Aber wir, die wir das Seltene lieben, kommen dabei nicht auf unsere Rechnung.

Fürstin: Sie sprechen mir aus der Seele.

Der Herr: Und gerade das Reisen könnte so schön sein. Draußen jagt die Landschaft vorüber. Wie gut, daß man weitereilen darf. Es wird einem so wohl ums Herz. Gedanken, zusammenhanglos, hoch und fröhlich ziehen durch die Seele, wie der Vogelschwarm da oben durch den blassen Himmel. Dann fehlt nur eine Frau, der man es sagen kann. Aber sie muß sehr stolz, sehr zart, sehr unnahbar sein, und sie muß die Melodie fühlen können, die man in ihr erklingen macht.

Fürstin: Wer sind Sie?

Der Herr: Ein Träumer, der vorübergeht.

Fürstin: Sie sprechen anders, als unsere mixed multitude. Ich möchte wissen, wer Sie sind?

Der Herr: Vielleicht der Schelm von Bergen.

Fürstin: Wer ist das?

Der Herr: Befehlen Sie mir nicht, mich zu nennen,

Fürstin! Ich möchte noch bis zur nächsten Station mit Ihnen plaudern. Dann steige ich aus und verschwinde. Wenn Sie eine Ahnung haben, was Märchen sind, muß Ihnen das lieber sein. Dann werden Sie noch eine Weile an den Rätselhaften denken. Ich werde nie in meinem Leben etwas Schöneres erlebt haben. Es begann unter Scherzen und verlor sich in einem Traum. Ich war kein Herr, der irgendwie heißt, und Sie waren die ferne Prinzessin, nicht eine wirkliche Dame aus dem genealogischen Taschenbuch. Ich war der Windstoß, der über eine Harfe strich.

Fürstin: Immer mehr will ich wissen, wer Sie sind.

Der Herr: Sie werden mir zürnen, wenn ich es nach alledem sage.

Fürstin: Ich werde Ihnen nur verzeihen, wenn Sie es mir sagen. Rasch, rasch!

Der Herr (entschlossen): Nun denn, Durchlaucht — ich heiße Kohn.

Fürstin (verdutzt): So? . . . Das ist . . . . . (Blickt zum Fenster hinaus.) Wo sind wir denn schon? . . . (Drückt auf den Taster an der Wand.)

Garçon (erscheint): Befehlen?

Fürstin: Meine Kammerfrau wird Ihre Rechnung bezahlen kommen. (Erhebt sich, nickt leicht mit dem Kopfe und verläßt den Speisewagen.)

Der Herr (für sich): Das war vorauszusehen . . .

(Der Zug braust weiter.)

(1900.)

Präludium am See

Mein lieber Posthumus!

Du wunderst dich in deinem geschätzten Briefe vom ich weiß nicht mehr wievielten hujus, daß ich noch immer nicht heimkehre, sondern wie ein Bauer oder Graf im Grünen verbleibe, welches allgemach gelb wird. Hiezu veranlaßt mich nicht nur die gemeine Melancholie der Dinge, obwohl sich aus ihr einige Süßigkeit saugen läßt. Aus der Sommerfrische ist eine Herbstfrische geworden in diesen Bergen. Das Wetter wird hart. Es wehen steife Brisen wohl über den See und ich kann mich dennoch nicht von ihm trennen. Der See! Er hat Farben, die mich rühren; Farben, die ich dir nicht mit Worten hermalen werde, weil nichts damit gesagt ist, wenn man blau oder bläulich, milchblau, grünrosig, rötlichgelb, opalgrau oder sonst eine Mischung nennt. Du wirst besser verstehen, welche Färbung er hat, wenn ich dir melde, daß ich es nicht genau weiß. Denn blicke ich über seine weite Freiheit hin, so schwinden meine Gedanken ins Unbestimmte hinüber, wie bei großer Musik oder bei Shakespeare. Früher, als noch der Sommer da war, sang man bei Sonnenuntergang in manchem Kahne das Lied, das du kennst, mit den stupiden Worten:

> O du himmelblauer See,
> Stillst nicht mein Herzeleid,
> Stillst nicht mein Weh...

Das ist in seiner ergreifenden Dummheit ein echtes

Empfinden. Noch nie hat ein See irgend etwas gestillt, un
doch ist es ein schönes Lied. Es enthält nämlich den Se
und das Herzeleid und das Weh, und das ist so wundervie
Der See wird noch immer da sein, ebensoweit, so frei, s
blau, wenn unser Leid schon vorbei ist, weil das Herz ve
fallen sein wird, welches die Herberge war. Dieser Gegen
satz ist es wahrscheinlich, der uns aufs tiefste bewegt.

In solch beschränkter Wald- und Wiesen-Elegie triff
mich dein Brief mit den großstädtischen Fragen. In de
Theatern werde schon gespielt. Ob ich mich denn nicht meh
für die moralische Anstalt interessiere, auf der die junge
Weiber vom Chor ihre Verhältnisse ordnen? Doch, Post
humus, noch immer. Ich lasse nur meine Sehnsucht wachsen
Wie oft schon habe ich mich gewundert, wenn die Leut
über die Schließung der Bühnen im Sommer räsonierten
Das sind die wahren Theaterfreunde nicht. Das Begehrt
muß uns manchmal entzogen sein, wenn wir wieder dafü
entbrennen sollen. Nichts ist ein solcher Sporn der Liebe
wie das Entbehren. Und nun habe ich in diesen Jahren al
und zu wahrnehmen müssen, daß mich die Gaben unsere
Bühnen kalt ließen. „Mir war nicht wohler, wenn ich kam
und wenn ich ging, nicht weh.“ Auch ein Lied. Ich red
nicht von den beglaubigten Durchfällen, sondern von der
Erfolgen. Meine Zeitgenossen unterhielten sich allem An-
scheine nach, und ich langweilte mich zu Tode, zum Beispie
bei den Werken der dritten schlesischen Dichterschule, di
doch das Beste ist, was wir jetzt haben. So höre ich und sc
schwöre ich. Folglich muß das Gebrechen in mir sein. Es
gibt Raucherherzen, Trinkerlebern als die Strafe für über-
mäßigen Genuß. So habe wohl auch ich einen Theatermagen,
der verdorben ist, weil ich jene Bretter zu arg liebte. Ach,
Posthumus, besinnst du dich, was es uns war? Du zähltest
damals freilich erst zwanzig Jahre, und auch ich darf das

on mir behaupten, so unwahrscheinlich immer es heute linge. Die Weiber, der Ruhm, alles war von den Märchenrettern zu holen. Man müßte nur stark genug sein, hinaufusteigen mit einem mächtigen Werk, und da läge die Welt robert zu unseren Füßen. Wir wollten erjagen den weißen Iirsch — husch — husch husch, trarah. . . . Ich weiß nicht, vas es ist, daß mir so viele Lieder in den Sinn kommen. ie ziehen wohl vom See herüber.

Nun, du weißt ja, wie wir ihn verschlafen haben, verchlafen und verträumt, unseren weißen Hirsch. Das weiße Rössel war das richtigere Tier. Und für die erhabene Gattung ehlte es uns an Geschicklichkeit, vielleicht auch nur an Vorereitern des Ruhmes und an Deutern unserer unendlich ünstlerischen Absichten. So hat sich der und jener andere en Kranz der Dichtung auf das Haupt gesetzt und wir ind Publikum geworden. Auch nicht übel, Posthumus; man at vielleicht mehr Vergnügen vom Dichten, wenn man es icht selber betreibt. Einst, als ich auf dem Quai de la Bouquinerie zu Paris in alten Scharteken wühlte, fand ich ine köstlich traurige Sammlung: „Théâtre des auteurs de econd ordre, 1802—1810.“ Dieser schmerzliche und höhnische Titel ist mir lange nicht aus dem Kopfe gewichen. Es erinnert n die Geiger, von denen jeder Paganini werden wollte, ind die sich schließlich als Mitglieder des Orchesters in einer Singspielhalle vereinigen. Glaube mir, es ist besser, ein Stück om Publikum zu sein, als ein Autor zweiten Ranges. Dann itzt man wieder in tiefem Behagen unten in der dunklen Menge, läßt sich wieder überströmen von glücklichen Ervartungen, wenn die Musik sich vor dem Anfang stimmt. Man kann sich wieder freuen über gute Kunst und befreit achen über schlechte, weil man genesen ist vom Wahnsinn ler eigenen Produktion. Dieser Zustand des Gemütes ist vünschenswert, mein Lieber.

Jawohl, die Augenblicke vor dem ersten Aufziehen des Vorhanges waren mir immer die besten. Es gibt an manchen Orten Theater, in denen man auf das musikalische Vorspiel verzichtet. Welche Barbarei! Und solchen Barbaren achte ich die gleich, die zu spät kommen. Ein Kunstfreund kann, er muß oft empört vor dem Ende weggehen; nie wird er den Anfang versäumen. Süß ist der Anfang, noch süßer das Vorgetändel. Musik ist die Brücke, über die unsere Seele aus dem Alltag hingeht nach der duftenden Insel. Das können nur die recht verstehen, die einmal in ihrem Leben auf den Einlaß ins Burgtheater gewartet haben. Diese mageren Burschen und grünen Mädchen sind die großen Träumer. Welche Zauberkräfte der Verwandlung sie besitzen, das zeigt sich, wenn sie einen trostlos alten Komödianten oder eine welke Liebhaberin lieben. Die angebeteten Gegenstände lernen sie nur hinter den zartesten Schleiern der Ferne kennen, unerreichbar, also begehrenswürdig. Worte, edel und von höchstem Wohlklange, steigen herauf. Der Rausch ist unendlich. Man vergißt dabei, wie beengt und von üblen Dünsten gequält man dasteht. Aber in der schweren Hitze und Müdigkeit seufzt vielleicht mancher: „O wie schön es wäre, wenn ich da unten sitzen, atmen könnte; wenn ich mir nicht die Beine in den Leib stehen müßte. Dann wäre der Zauber noch viel tausendmal größer.“

Es gibt einen Demiurgen, der solche Seufzer scherzend erhört. Du, du kennst ihn, Posthumus. Der Demiurg nimmt den Schwärmer sachte um den Leib und setzt ihn unten hin auf einen schönen bequemen Lehnstuhl. Da sieht und hört man freilich besser. Das Präludium ist verpaßt worden, weil keine Gefahr bestand, den numerierten Sitz einzubüßen. Der Schwärmer aus den höhern Regionen hat seinen Platz mitten zwischen zwei Damen, die sich gegenseitig die Schwierigkeiten, eine geeignete Gouvernante zu finden, berichten; in

nächsten Zwischenakte behandeln sie die Herbsthüte, um sich nach der Peripetie des Stückes mit erneuten Kräften einer Scheidungsangelegenheit zu widmen und festzustellen, daß es ein noch größerer Skandal gewesen wäre, wenn sich die Leute nach dem Vorgefallenen nicht getrennt hätten. Den Schwärmer außer Dienst überrascht es nicht; er ist an solche Reden gewöhnt, seit er auf den guten Plätzen sitzt. Er blickt sich im Hause um, nickt und lächelt. Man kennt ihn und er kennt viele Leute. Er kennt ihre Miseren und Schwächen, und er schmunzelt vor sich hin, als ob er selbst keine hätte. Am meisten belustigen ihn die Theaterleute von Beruf, die Künstler und ihre Familien, die Schauspielerinnen und ihre Verehrer, die Schriftsteller und ihre Cliquen, die Rezensenten und ihr Anhang. Es ist eine erste Aufführung. Im Mittelgange steht ein Herr mit einer zu großen Busennadel und spricht mit zu gewählten Ausdrücken über die literarische Bedeutung des Stückes — er ist ein Theateragent. Ein anderer, dem die Locke auffallend natürlich in die Stirne fällt, verschränkt die Arme und blickt mit undurchdringlicher Miene vor sich hin; er will weder Freude über das Mißlungene, noch Schmerz über den Erfolg zeigen — er ist ein im Spielplan benachbarter Dichter. Nächstens wird sich der heute Durchfallende über ihn freuen. Da und dort bilden sich wichtige Gruppen von Frauen und Männern, welche die geltende Meinung über das neue Drama kotieren, wie einen Börsenkurs. Es ist auch einer, es werden dann gleich Abschlüsse gemacht für andere Märkte. Der ehemalige Schwärmer ist nun doch froh, daß der Vorhang sich wieder hebt. Leider sieht er mit entzauberten Augen die dicken Fäden der Handlung, die Flachheit der Gestalten, die Leere in den Reden. Und hinter den Figuren erkennt er enttäuscht die Schauspieler, die aufgeblasene oder kümmerliche Leute sind. Vielleicht steigt in seinem Gemüte der andere, der ruhige Wunsch

auf: „O wie schön es wäre, wenn ich das wieder sehen könnte wie einst.“ Aber solche Macht besitzt der Demiurg nicht, welcher das erste vermochte; man nennt ihn den Verlauf der Zeit.

Was ich dir da erzähle, ist gleich der Vorwurf zu einem Stück. Ich unterhalte mich nämlich vor meinem Wasserspiegel damit, mir Stücke auszudenken, die ich entschlossen bin, niemals aufzuschreiben. So habe ich alle Freuden der Dichtkunst ohne ihre Bitternisse, ohne Berührung mit Direktionskanzlei, Soufleurkasten, Kritik und ohne Niederlage. Die reine Fahrt im Luftballon durchs Blaue. Man spürt keinen Stoß und die Erde wird klein. Du siehst das Stück nicht? Es ist ein Märchen. Ein Mensch, der viel erfahren hat, wünscht sich wieder jung zu sein. Du wendest kaltlächelnd ein, das sei unwahrscheinlich. Wer das Leben wirklich erfahren hat und nicht nur aus Büchern mit heißem Bemühen, der sagt sich eher: „Habe nun, ach! genug.“ Aber mein wolkiges Poem verzichtet ja auf alle Glaubwürdigkeit. Ich sagte dir schon, es ist ein Märchenspiel. Und der Wunsch meines Helden geht in Erfüllung. Er ist wieder jung. Er sieht aus wie ein Jüngling. Er kommt in die Gelegenheiten eines solchen. Er trifft Frauen, die sich zur Liebe, Männer, die sich zur Freundschaft eignen. Aber seine Gesellschaft wirkt erkältend, abstoßend auf alle. Ihm öffnen sich Wege für den Ehrgeiz, er betritt sie nicht. Und doch sehnt er sich nach einem Liebesglück, nach guten Gefährten, nach Ruhm. Gefüllt stehen die Becher des Lebens vor ihm und er verdurstet. Denn er empfindet einen unüberwindlichen Ekel vor dem Trinken. Sein Wunsch, das wird gezeigt, war unbedacht. Nicht die Jugend hätte er verlangen sollen, sondern die goldene Fähigkeit, sich zu täuschen. Jugend, verbunden mit Erfahrung, ist nichts als Qual. Du errätst, daß die Sache tragisch ausgehen muß. Vielleicht wird die Entwicklung

größer, wenn der Geist, welcher ihm die Bitte gewährt, eine Bedingung daran knüpft: Du darfst nicht sterben! Lachend geht der Verwegene darauf ein und wird es später schwer bereuen. Dann aber ist kein ordentliches Ende zu finden. Der Tod ist ja doch die beste Lösung, welche den Menschen beschieden ist.

Auch lustigere Stücke führe ich in meinem unbegrenzten Repertoire. Nimm zum Beispiel diese Komödie. Ein Witwer von fünfundvierzig und eine Witwe von sechsunddreißig Jahren lernen einander an einem Sommerorte kennen. Hintergrund ein elegantes Gebirgsdorf mit modischen Gästen, Flirts an der Table d'hôte, verschiedenen Käuzen, ungebildeten Protzen und mit Bergsteigern, die sich zur Erholung einige ihrer Knochen brechen gehen. Der Witwer und die Witwe sind noch ganz flink zur Liebe aufgelegt, obwohl er einen großen Sohn und sie eine erwachsene Tochter hat. Nun paß' aber auf: es kommt anders, als in den bürgerlichen Schwänken, die ihren Erzeugern eine hohe Talentlosigkeitsrente abwerfen. Sonst würde ich dich einfach ins Theater schicken und dich nicht vor meine blaue Bühne rufen. Es bilden sich allerdings zwei Paare, aber in umgekehrter Ordnung: der Alte verliebt sich in das knospende Ding und der Junge in die reife Frucht. Ich glaube, das ist die Wahrheit. Erster Akt die Bekanntschaft, doppelter coup de foudre. Mutter und Tochter sind von Sohn und Vater entzückt. In den Verliebeszenen wird die Art, wie die verschiedenen Jahrgänge werben und sich erobern lassen, konstatiert. Im zweiten Akte verlobt sich der Alte mit der Jungen, er zuerst, weil er ja größere Eile hat, eine Dummheit zu begehen. Ich weiß wohl, daß es eine ungemein kühne Neuerung ist, die Verlobung schon im zweiten Akte vorzunehmen. Ein wirklicher Bühnendichter würde das erst im vierten tun, und auch da nur kurz vor dem Fallen des Vorhanges. Aber ich phantasiere

ja im Freien, um an keine höheren Kunstregeln gebunden zu sein. Der Alte hat sich also mit dem reizenden Gänschen verlobt. Sein Sohn erfährt es verblüfft und sagt sich: „Das ist eine Idee!“ oder: „Na warte!“ und geht hin, sich mit der künftigen Schwiegermutter seines Vaters zu verloben. Der Vater kann aber diese Schwiegermutter schon jetzt nicht ausstehen, und die geplante Heirat des Burschen will ihm durchaus nicht gefallen. Er hält sie für eine horrende Dummheit. Du merkst meine satirische Absicht: wie ich hervortreten lasse, daß wir immer nur die Liebestorheiten der anderen bemerken und unsere eigenen nicht. Nun mußt du dir unter dem ehelustigen Alten einen gewandten Lebemann vorstellen. Er wittert in der noch immer verführerischen Mama seiner lieben Braut eine Dame, die kleinen Seitensprüngen nicht abgeneigt ist. Es handelt sich nur darum, einen gerichtsordnungsmäßigen Beweis zu erbringen. Den will er seinem Tölpel von einem Sohn vor die Augen führen, und damit hätte die Geschichte wohl ein Ende. Du siehst, hoffe ich, diesen Menschen deutlich, wie er klug für den Sohn und borniert für sich ist. Denn er will nach wie vor das Mädchen heimführen. Das Fräulein hat aber einen Genossen beim Tennisspiele, das ist ein Knabe von fünfzehn Jahren, schön wie ein Page in den Balladen von der Königin. Rate, wer die Königin ist? Nicht das Mädchen, sondern die Mama. Der Alte entdeckt es im dritten Akt und reibt sich vergnügt die Hände. Der vierte Akt ist die Sommernacht des Lustspiels, oder, wenn du willst, das Lustspiel der Sommernacht. Die liebende Mama hat ein Stelldichein mit dem jungen Pagen. Der Vater führt seinen Sohn dazu. Als sie das Pärchen im Finstern aufpürschen, zünden sie plötzlich Wachskerzen an, als ob sie etwas suchten. Verwirrung der Entdeckten, und der Sohn gibt ihr den Abschied. In diesem Augenblick fallen auch dem Vater die Schuppen von den Augen. Er stellt eine kleine

Rechnung an: in achtzehn oder zwanzig Jahren wird er in jeder Sommernacht besorgt sein müssen, und Pagen dieses Schlages wird es immer geben. Da schickt auch er dem Fräulein einen schönen Blumenkorb und Lebewohl.

Ein unmögliches Lustspiel für die wirklichen Theater, nicht wahr, mein Teurer? Weil zum Schlusse nichts weniger als geheiratet wird. Aber für meine freie Privatbühne ist es mir gerade recht. Und noch viele Dramen gibt es, merkwürdige, die sich nicht einmal in meiner Einbildung abspielen, sondern leibhaftig vorbeiziehen. Ich will dir jetzt nur eines nennen: das Affendrama. Lache nicht, du weißt noch nicht, was es ist. Ich habe es noch so stark vor mir, als wenn es eben jetzt dagewesen wäre, und es ist schon einige Wochen her.

Drei Italiener kamen mit ihrem Affenkarren durch unser Dorf. Ein kleines Pferd zog den grünen Wagen, der Käfig und Bühne war. Wenn die Italiener zu einer Vorstellung hielten, nahmen sie die Affen heraus und ließen sie auf dem Karrendach Künste machen. Kinder standen umher und lachten. Aber unter den Affen war ein Kranker, ein Pavian, der den Vorderarm verbunden hatte und sichtlich litt. Ein kleineres Äffchen, welches Piccenni gerufen wurde, lag immer dicht bei ihm. Piccenni war der Liebling dieses greulichen Pavians, und er hatte sich den Arm unter dem Rade gebrochen, als er Piccenni einmal nacheilte. Dies erzählte uns der Führer des Karrens. Um zu zeigen, wie wahr es sei, rief er nur leise: „Piccenni!“ Schon hatte sich der kranke Pavian aufgerichtet, wütend, verzweifelt, als wollte man ihm Piccenni rauben. Mit der gebrochenen Pfote drohte er tragisch, die Zähne fletschte er, sein ganzer jammervoller Leib war eine Drohung, eine Abwehr. Er beruhigte sich erst, als man ihm Piccenni ließ, ein Ausdruck von Frieden und Glück war in seiner Fratze, da er wieder Piccennis Körper dicht bei sich fühlte. Ein paarmal wurde das wiederholt — immer war

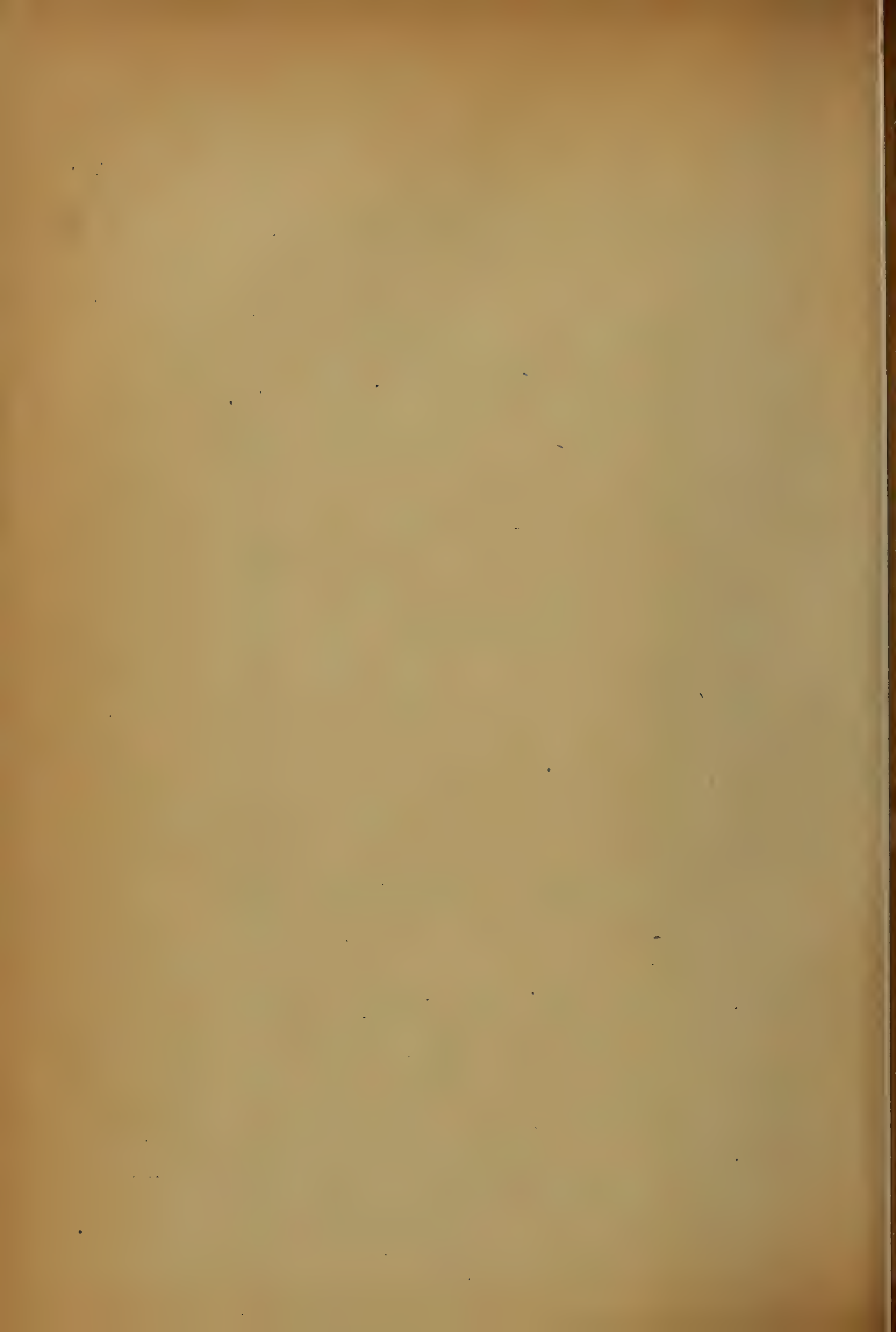
der Pavian außer sich und nachher selig. Dann zogen sie weiter. Es war ein schöner Tag, die Affen durften auf dem Dache des Karrens bleiben, der fortrumpelte. Da kauerte der Pavian und bei ihm Piccenni, und dieser armselige Karren, in dem es nicht immer genug Brot gibt, beherbergt eine solche außerordentliche Liebe. Überall ist die Welt schön, wo Piccenni ist.

Ich kann dir nicht sagen, wie mich dieses Schauspiel eines kranken Affen ergriffen hat. Die Welt ist so voll von Schauspielen, traurigen und lustigen. Begreifst du, daß ich keine Eile habe, in eure Theater zu kommen?

(1901.)

III

Wiener Stimmungen



Juli-Sonntag im Prater

Nach Rußland — sagte, glaub' ich, Théophile Gautier — muß man im Winter und nach dem Süden im Sommer reisen. In den Prater muß man am Sonntag gehen. Aber nicht an einem feinen Sonntag im Frühling, wenn der hohe Fahrdamm der Nobel-Allee mit Kutschen bedeckt ist, wenn die eleganten oder nur reichen Leute auf Gummirädern vorbeisausen und sich gegenseitig mit gemischten Gefühlen betrachten. In den Prater muß man Sonntags im Hochsommer gehen, an einem recht schönen, heißen, staubigen Sonntag nachmittags, wenn es wie eine Ruhe der Verzweiflung auf der erschöpften Stadt liegt und in den ausgestorbenen Straßen niemand mehr zu sehen ist.

Zwar den Liebhaber seltener Stimmungen wird um diese Zeit gerade die verlassene Stadt stärker locken. Alles ist so merkwürdig tot; man sieht in der steinernen Stille manches Haus, an dem man doch oft vorüberging, zum erstenmale, gleichwie das Gesicht einer Leiche uns sehr fremd vorkommt, auch wenn wir es zu den Lebzeiten gut gekannt haben. Fort sind die Bewohner, wer weiß, wie lange schon; fort, mit ihrer Liebe und ihrem Haß. Durch Tore, die offen stehen, als gäbe es da nichts mehr zu behüten, blickt man in unheimliche, lautlose Höfe. In einem der alten Höfe steht noch ein Brunnen mit krummem Schwengel, zwischen den Steinwürfen wachsen grüne Halme, dort das Loch im Boden ist vielleicht eine Zisterne, und wer hinunterschaute

auf den tiefen Grund, der sähe im Spiegel schreckliche oder liebliche Geheimnisse der großen Stille. Jetzt und jetzt wird auch eine der niederen Türen nach dem Hofe zu aufgestoßen werden, irgendein unerwartetes Tier oder ein Fabelwesen wird hervortreten und Aufschluß geben über diese höchst erstaunliche Verzauberung. Und wahrhaftig, eine Tür dreht sich in den Angeln, ein altes Weiblein schwankt heraus, in Filzschuhen, mit einem unwahrscheinlich langen Strumpfe von blauer Farbe über dem Arm, und es setzt sich vor das Tor und strickt.

Indessen ist die Stadt nicht wirklich ausgestorben. Ihre Menschen sind nur den Mauern für eine Weile entwichen und wollen die Sommerluft genießen. So ziehen auch wir nach dieser Sommerluft aus. Wie wär's mit dem neuen Weg der Stadtbahn? Eine hübsche kleine Reise von unserem westlichen Vororte über Heiligenstadt nach dem Prater. Am Schalter der Haltestelle sitzt ein junges Mädchen und verkauft mit sichtlicher Wehmut Fahrkarten an die Beneidenswerten, die jetzt in den Prater eilen können. Der Reisende schämt sich beinahe seines Glückes, wenn er solch ein armes Ding in trübseliger Gefangenschaft sieht; das möchte ja auch hinaus und etwas von der Fröhlichkeit des Daseins erfahren und wissen, daß es jung ist. Aber es hat ja noch Zeit vor sich, noch viele solche Sonntage, ein ganzes Leben, bis es auch vor dem Tore Platz nehmen darf, um aus grobem blauen Garn einen Strumpf zu stricken, wie jene Alte, die sich alle Wünsche abgewöhnt hat.

Die Reise nach dem Prater ist eine Reise. Anfangs geht es wohl schnell; nach ein paar Minuten sind wir in Heiligenstadt; aber da heißt es aussteigen und auf den nächsten Zug warten. Wann fährt dieser ab? Niemand weiß es genau. Auf fünf oder zehn Minuten kann es nicht an-

kommen. Wir haben in dieser Lage einige Gefährten, deren Betrachtung uns die Wartezeit vertreiben kann. Da ist vor allem ein junges Paar, schlanke, hübsche Leute, Liebesleute unverkennbar. Sie haben zusammen drei Grübchen in den Wangen; er — was man übertrieben finden wird — hat beim Lachen in jeder Wange ein Grübchen, sie hat nur in der linken eines. Aber ihr einziges Grübchen ist seinen beiden bei weitem vorzuziehen. Und sie plaudern lachend in einem fort, so daß man immer sämtliche drei Grübchen sehen kann. Das Harren ist ihnen gar nicht beschwerlich; sie sind ja schon im Prater, denn sie gehen Arm in Arm auf und nieder, eng aneinandergeschmiegt. Ferner ist eine Familie da: der Vater, die blasse Mutter, drei magere Buben unter zehn Jahren. Die hätten es eiliger. Es wird bald Abend sein. Wann wird man auf der grünen Wiese ankommen, wo sich der Vater und die blasse Mutter müde niederkauern wollen, indessen die drei Buben Purzelbäume schlagen? Weiters ist ein jugendliches, aber schon verdrossenes Ehepaar zu sehen. Er trägt einen unbehaglichen Bratenrock und hat gute, große, rote Arbeitshände, die aus lauter Daumen zusammengesetzt scheinen. Diese Hände deuten auf Selchwaren oder Spezereien, und beinahe zwanglos erwacht die Vorstellung eines Schinkens, auf den die vielen Daumen beim Abschnitt kunstvoll dünner Scheiben gestützt sind. Seine junge Gattin ist mürrisch und mit einigem Schmuck beladen, der nach mehr aussehen will. Diese Goldsachen können noch nicht erspart sein; sie haben ein anderes Merkmal: sie sind noch nicht versetzt. Da die Frau nicht hübsch, aber übellaunig ist, kann vermutet werden, daß sie zu ihm herabstieg. Er war Gehilfe im Laden ihres Vaters, er sah sie täglich und gewöhnte sich an ihren Anblick, und da sie die einzige Tochter war, kam sie ihm endlich liebreizend vor, wenn sie an der Kasse saß. Er schnitt es gern

in jeden Schinken ein. Sie wurden ein Paar, und dies ist ihre Sonntagsfreude.

Wir warten schon ein Viertelstündchen. Da hat jemand den mutwilligen Einfall, ganz laut zu fragen, wann der Praterzug eigentlich abgehe? Die Antwort ist niederschmetternd. In einer Stunde und vier Minuten! An einem Sonntagnachmittag im Juli eine Stunde und vier Minuten auf der Station in Heiligenstadt sitzen müssen, wenn man in den Prater will, das ist hart. Es zeigen sich verschiedene Wirkungen. Die geschmückte Frau des Mannes mit den vielen Daumen wendet ihm mit unaussprechlichem Ekel den Rücken zu, als ob er den Sommerfahrplan von Heiligenstadt so albern zusammengestellt hätte. Das schlanke Liebespaar wird einen Augenblick ernst, alle drei Grübchen verschwinden, aber nur um gleich darauf in einem fröhlichen Gelächter wieder aufzutauchen. Da ist das Abenteuer, das Unerwartete, der Reiz der flüchtigen Zeit; gerade diese verlorene Stunde wird ihnen das Denkzeichen eines Tages ihrer Liebe bleiben. Wenn in fünf oder zehn Jahren der Name der Station vor ihnen aufklingt und sie schon weit auseinander sind, werden sie noch an diese Köstlichkeit zurücksinnen. Vom ganzen Sonntag ihrer Liebe wird ihnen nur das geblieben sein.

Sie wird denken: „Heiligenstadt! . . . Damals war er noch lieb. Es ist ihm nicht in den Sinn gekommen, mich sitzen zu lassen. Oder — war es ihm schon im Sinn, wie er mich angelacht hat, der schlechte Kerl? . . .“

Er wird denken: „Heiligenstadt! . . . Mit wem war ich denn nur einmal hier? Mit der Pepi oder mit der Poldi? . . . Nein, mit der — wie hat sie nur geheißen? Die mit dem Grübchen! Eine Stunde hat man warten müssen in Heiligenstadt. Süße Stunde! Das kommt nicht wieder. . .“

Aber eine bittere Stunde ist es für die Familie der drei mageren Buben. Die Mutter setzt sich kraftlos auf eine

Bank. Sogar am Sonntag, selbst auf einem Ausflug haben die Enttäuschungen kein Ende. Am liebsten kehrte sie gleich wieder heim. Sie deutet schüchtern einen solchen Vorschlag an. Die mageren Buben, alle drei, verwahren sich weinerlich dagegen. Der Vater möchte mit Scherzen seinem geschwächten Völkchen einen Halt geben, aber die Späße wollen ihm nicht recht aus der Kehle. Man habe den Genuß der Eisenbahnfahrt um so länger vor sich. Den mageren Buben leuchtet das beinahe ein. Aber die Mutter sagt tonlos: „Geh, ist das ein solcher Genuß?“

Und das Warten wird bleiern. Nach und nach sammelt sich eine vermischte Menge auf dem Bahnsteig an. Sonntagselend in verschiedenen Farben. Man brütet dumpf vor sich hin. Die meisten vergessen, wozu sie eigentlich da sind, gleichwie im Leben. Endlich, nachdem alle teilnahmslos geworden, fährt der Zug herein. Da stürmt man dennoch die Wagen, als ginge es nach einem begehrenswerten Ziele. Der Abend liegt schon auf der Landschaft. Da ist der Donaustrom, ein Opalglanz auf dem Wasser, leichter Dunst über den Auen. In freien Schenken lassen sich die Ausflügler trübselig nieder, nicht mehr erwartungsvoll, noch nicht berauscht. Und bald wird man an die Rückkehr denken müssen. Die drei mageren Buben fangen an schläfrig zu werden. Die Liebenden von Heiligenstadt aber wandeln Arm in Arm stilleren Büschen zu.

Streift man durch die Auen, so trifft man häufig solche Pärchen, die sehr selig dahinschreiten in ihrem Doppeltraume. Immer neue Darsteller des Sommernachtlustspieles, und alle halten sich für äußerst originell. Vor der Krieau, in der Nähe eines Taubenschlages kommen zwei Kadetten mit zwei halbwüchsigen Mädchen. Dies ein unschuldiger Spaziergang im Walde. Der eine Kadett sagt, als sie vorübergehen, die beziehungsvollen Worte: „La tourterelle roucoule.“ Das sind

die Anfangsgründe des Französischen und der Liebe. Wie unendlich einfach das alles ist! Die Turteltaube girrt, ein Jüngling liebt ein Mädchen — wo haben wir das nur schon gehört, gesehen, gelesen? Und wie das die Leute doch immer wieder packt!

Aber das gehört nicht zum Eigentümlichen eines Mittsommersonntags im Prater. Die Turteltaube girrt überall, auch an Wochentagen, und solche glücklich schwärmende frische Kadetten mit ihren grünen Mädchen wandern auch durch andere Auen. Ja, sie scheinen sich mit ihren unausgesprochenen und rosigen Gefühlen nur verirrt zu haben, wenn sie durch die allgemeine Melancholie des Ortes ziehen. Denn es gibt nichts Melancholischeres, als einen Julisonntag im Prater.

In der großen Rotunde ist ein Volksfest. Starke Männer stemmen ohne ersichtliche Notwendigkeit Gewichte, die sehr schwer sind. Man bewundert sie, weil es eine nutzlose Mühe ist. Einen Lastträger, der unter einer Kiste daherkeucht, bewundert man nicht. In der Höhe laufen Künstler über ein gespanntes Seil. Der Reiz für die Zuschauer kann nur in der Todesgefahr liegen, der sich die armen Bursche da oben aussetzen. Die Menge klatscht unlogisch in die Hände, wenn der Seiltänzer unversehrt drüben ankommt. Wollten sie also nicht, daß er sich den Hals breche? Warum haben sie dann nicht gezischt, als er hinauf stieg? An Kaufständen werden schlechte Luxuswaren von dürftig herausgeputzten Mamsellen feilgeboten. Wer da etwas kauft, muß schon einen Hieb vom heurigen Weine haben, und er kauft seine morgige Reue ein. Zum Biere und säuerlichen Weine wird auch eine quiekende Musik verzapft, und die Leute hören zu, weil sie auf ihre Kosten kommen wollen. Aber unter den Schritten der Festgäste, die zwischen den wohlfeilen Sehenswürdigkeiten rastlos und verdrossen umherirren,

steigt immer dicker der Staub auf, und man möchte endlich ein Austrittsgeld dafür zahlen, wieder ins Freie zu dürfen.

Da ist die Nobel-Allee. In schweren Haufen gehen die Menschen auf und ab, auf und ab. Auch da der Staub, die Traurigkeit. Die Luft unter den Bäumen ist dick wie in einem geschlossenen Raum und kaum noch zur Einatmung geeignet. Sie wissen das vom vorigen Sonntag her, und dennoch sind sie wieder da, gehen auf und ab, auf und ab, wie Häftlinge im Kerkerhof. Aus welchen Wohnungen mögen sie kommen, und warum gehen sie nicht in die wirkliche Freiheit, in die Natur hinaus? Bei den sittsamen Mädchen aus bravem und mittellosem Hause versteht man diesen trostlosen Spaziergang beinahe. Sie müssen gesehen werden, sonst käme wohl der Freier nie. Aber wenn sie nicht auffallend gekleidet sind, gehen sie in der Menge verloren. Und sind sie geputzt, so wagt sich erst recht keiner an sie heran. Wer hat den Mut, so schöne Gewänder zu bezahlen? Freilich lehrt die Erfahrung, daß es auch solche Käuze gibt. Diese sieht man mit sorgendurchfurchter Stirne an der Seite ihrer siegreichen Damen einherschleichen. Darum gehen die törichten Jungfrauen, gefolgt von ihren beklommenen Eltern, auf und ab, auf und ab. Bis es finster wird und man die Sonntagstraurigkeit wieder einmal nach Hause schleppt.

Nun sind viele Lichter im Wurstelprater aufgegangen. Dazu verworrener Lärm von vielerlei rücksichtsloser Musik. Ein Drehorgelmann schont den andern nicht, und jeder Kapellmeister durchkreuzt die Melodien seines Nachbars. Sie bohren einander wie Schlachtschiffe in den Grund. Die Leute irren verschüchtert umher und kriechen endlich in einem Gasthause unter. Die Gärten, die am schlechtesten beleuchtet sind, haben nicht immer den schwächsten Besuch; weil mancher sein Nachtmahl gern in der Dunkelheit verzehrt, nachdem er stolz durch die Alleen gewandelt ist.

Lärm von den Schaubuden, den alten, wohlbekannten, geheimnisreichen Buden, in denen auf die Neugierde eine Geldstrafe gesetzt ist. Besser fahren die Geschäftsleute, die auf die Eitelkeit des verehrungswürdigen Publikums rechnen: die Verschleißer von Proben der Geschicklichkeit und Kraft. Das sind kurze Schießstände, von denen man mit ausgestrecktem Arm den Flintenlauf in die Scheibe stoßen kann; die gewaltigen Hämmer, die ein Schneiderlein niedersausen läßt, wobei es meint, es sei stark wie ein Schmied. Und am höchsten geht es her an den Versammlungsorten aller Neugierden und Eitelkeiten: auf den Tanzböden.

Für fünf Kreuzer ein Tanz mit allem, was dazu gehört. Das sind nicht die artigen, gedämpften Drehungen der Salons. Da ist noch Kampf und Leidenschaft, Werbung und Niederlage in den stummen Dramen. Der großmächtige, ursprüngliche Sinn der Handlung wird durch keinen Dialog gestört. Dem Dionysos wird ein stürmisches Fest gefeiert. Es sind meistens Menschen vom Lande, Bauern und Bäuerinnen, in die Stadt verschlagen, als Dienstmädchen und Soldaten verkleidet, und wenn sie tanzen, sind sie gewiß weniger unglücklich als sonst. Und sie berauschen sich aneinander bis zur Bewußtlosigkeit bei den elenden Klängen dieser Musik, im qualvollen Dampf dieses Saales. Man muß ihre Gesichter sehen, die halbgeschlossenen Augen der Mädchen, die Glut der Bursche, alle Ausdrücke der Hingebung und Schwärmerei. Und wenn sich der Tänzer schließlich über seine Tänzerin beugt und sie küßt, nein, den Schweiß von ihrer Wange trinkt, so ist das wohl eine größere Liebe, als die duftenden Marquisen zu erwecken vermögen. Denn hier hat die Illusion mehr Widriges zu überwinden. Das aber hat einen fernen Zweck: in zwanzig Jahren wird man wieder Stubenmädchen und Soldaten brauchen.

Nur wenn der Tanzrausch und Lärm und die Küsse

vorbei sind, fällt ihnen wieder die Traurigkeit aufs Herz, wohl auch gemengt mit Reue. Sitzen dann vielleicht ihrer zwei bei einem einzigen Glase billigen Bieres beisammen und lassen die Köpfe hängen.

So ist ein Juli-Sonntag im Prater aus Melancholien zusammengesetzt. Und dennoch hat er etwas Erquickendes an sich. Er lehrt die mühseligen und beladenen Leute ihren schweren Wochentag wieder lieben.

(1899.)

Frühling im Elend

In Wien hieß eine Gasse „im Elend“. Der junge Grillparzer hat, glaube ich, da gewohnt. Es gibt noch Leute, welche einmal durch die Zeughausgasse gegangen sind, als diese „im Elend“ hieß. Wienerisch ist das „Oellend“ auszusprechen, und es ist ein schönes altes Wort aus einer Zeit, in der die Herzen noch enger waren als heute. Das Wort ist entstanden aus: el, al (ἄλλος, alius) ander, fremd, und: Land. Heißt also: Fremdland, Ausland, und zwar als Aufenthaltsort eines Verbannten. Die Gegend einer Stadt, wo die Herbergen der Fremden standen, wurde im Mittelalter häufig „Elend“ genannt. Nun waren die Einheimischen und die Fremden durch Unwissenheit und Mißtrauen dauernd voneinander geschieden. Das Elend wurde zur Insel, zur Insel der Unglücklichen. Weil für die Menschen nichts schwerer ist, als einander in den einfachen menschlichen Dingen zu verstehen, so mußten sich da viele Leiden entwickeln. Im alten Elend kam ja zu allem, was auch Blutsverwandte und Stammesgenossen trennen kann, noch der Schrecken der Fremdheit hinzu. Das Mittelalter war lauter Angst. Lebewesen von geringer Ortsbeweglichkeit bevölkerten das Fremdland jener dunklen Zeiten. Das Reisen war ein schweres Abenteuer, das nur Tollkühne unternahmen. So mußte ein Verdacht schimpflicher Katastrophen auf jedem ruhen, der sich für die Dauer in einem anderen Lande niederließ. Solch ein hilflos Verirrter oder Verbannter mag darum

scheu mit an den Leib geklemmten Ellbogen in der fremden Gegend herumgegangen sein. Die Scheu wieder machte ihn noch verdächtiger, und es wuchs durch alles, was er tat und ließ, seine unverzeihliche Fremdheit. Und je länger man ihn an demselben Orte sah, dessen Gebräuche ihm immer ein halbes Geheimnis blieben, weil er vom Verkehr der Mehrheit ausgeschlossen war — je länger man ihn sah, desto häßlicher ward er. Das Elend setzte sich ganz einfach zusammen aus Mißtrauen auf der einen und Scheu auf der anderen Seite, und aus diesem Zustande ergaben sich zwanglos die weiteren Übel. Sie müssen sehr groß gewesen sein: Verachtung in der Armut, Hilflosigkeit im Siechtum und feindliches Vorurteil bei jeder Beschuldigung. Und wer einmal im Elend war, der wurde davon so geschwächt, daß er auch nicht mehr zu entkommen vermochte. So gewann dieses schöne alte Wort allmählich seinen jetzigen Sinn.

Aber ist jener Zustand selbst verschwunden? Ich will da nicht von dem Ausland oder Elend sprechen, das man auch in unserer Gesellschaft für Gruppen von Menschen durch Hetzereien immer wieder zu bereiten versteht. Gibt es in unseren Tagen keine solchen Inseln der Unglücklichen mehr? Wenn wir sie entdeckten, müßte etwas von der Stimmung einer sehr entlegenen Zeit heraufwehen. Und, wer weiß, vielleicht hat auch das Elend sein besonderes Glück, durch dessen Erkenntnis wir uns ein wenig näher an die menschliche Natur hintasten könnten.

Das Elend im alten Sinne existiert noch, und jede große Stadt besitzt das ihrige. In Wien liegt es an einer düstern Straße. Zwei trotzige Bauten bewachen deren Eingang: rechts die Kaserne, links das Gerichtshaus. Hüben sichert der Staat sich seine Ordnung und drüben pflegt er sich sein Recht. Das Volk betrachtet beide mit scheuer Neugierde und eilt vorüber. Auf dem breiten Wege fahren

Tag für Tag Leichenzüge dahin. Weiter oben ist links das Findelhaus. Blickt man noch vom Eingang her die Alserstraße hinunter, so ist sie dort, wo sie sich spaltet, immer in einen dünnen, trüben Dunst getaucht. Es ist die wichtigste Straße der Stadt, weil hier das meiste, vom Leben der Menge vor sich geht. Und auf der rechten Seite, hinter der Kaserne, liegt das Elend.

Man nennt es das Allgemeine Krankenhaus, und schon der Name verbreitet ein Frösteln, eine Angst. Hastiger schreitet man an dem großen Tor vorüber, wenn man schon dieses Weges gehen muß. Es duftet scharf nach Desinfektion. Wer häufig vorbeizugehen hat, nimmt unwillkürlich den jenseitigen Steig. Alte Vorstellungen weben ein bißchen schauerlich um das Krankenhaus, noch jetzt, am hellen Tag; nun läßt sich denken, wie das in den Nächten der Geschichte war, wenn ein großes Sterben durch die Welt zog. Gerade jener scharfe Duft der Reinlichkeit, der jetzt um die blanken Mauern streicht, sollte jeden beruhigen. Dennoch weicht man beklommen aus, und das ist das erste Merkmal des alten Elends. Wer das zufällig einmal beobachtet hat, den befällt ein wunderlicher Gedanke: daß da mitten im Lärm, von Tausenden bewohnt, von anderen Tausenden besucht, etwas ganz Unbekanntes liege. Das Gewöhnliche ist am schwersten zu entdecken. Niemand sieht das Alltägliche, und doch ist nichts merkwürdiger, nichts so ergreifend. Wer geht ohne Not ins Spittel? Die hineingetragen werden oder sich mit dem Aufgebot einer letzten Kraft hineinschleppen, sind betäubt von ihrer Katastrophe. Wer einen Kranken besuchen kommt, hat wohl auch nicht den gelassenen Blick, mit dem dieser sonderbare Bezirk angesehen werden will. Jeder trachtet, nur recht bald wieder ins Freie zu kommen, aufzuatmen. Die jungen Studenten der Medizin wären am besten geeignet, diese Welt zu entdecken; aber in ihrer ersten Zeit

haben sie eine schwere Krise des Entsetzens in sich durchzumachen, und wenn die Krise überwunden ist, sind sie an das Fremde gewöhnt. Dann hat ihr Blick die notwendige Kälte, und sie sehen den Schmerz vor lauter Leidenden nicht. Sie verlieren sich, wie es ja sein soll, im „exquisiten" einzelnen „Fall", und darüber entgeht ihnen das Ganze der Krankenwelt, von der sie selbst übrigens auch ein Teil sind.

Welch eine eigentümliche Welt, welch ein wundervolles Milieu für die menschlichsten der Romane! Das gäbe Ausschnitte aus dem Leben, Stücke Fleisch mitten aus der Brust der Gesellschaft herausgenommen, noch zuckend, noch rot, noch rauchend. Und keineswegs darf man sich diesen Ort von einer beständigen Trübsal erfüllt vorstellen, wie viel Grauen da auch zu finden sei. Die Heiterkeit ist gedämpft, aber doch vorhanden, und schon das ist ein Wunder; ihr leisester Ton wirkt hier durch den Gegensatz wie die schmetterndsten Gesänge der Lebenslust. Will man das wonnesame Erwachen der Natur recht betrachten, so muß man in das Elend gehen.

Ein Vorfrühlingstag. Die Luft lind wie im Mai. Kommt man durch das große Tor von der Alserstraße herein, so ist nach ein paar Schritten der ganze Lärm verhallt. Da liegt ein stiller Hof, weit, luftig, mit Bäumen bepflanzt, die jetzt noch jungmagere Ärmchen in den blassen Himmel recken. Die Spitzen des braunen Holzes licht und aufgetrieben von der Gewalt, die da unten in der Erde so stark preßt, daß es oben herausspritzen muß.

Auf den Wegen schlendern sonderbare Gestalten einher, die Bewohner der Krankenstadt. Sie stecken in einer schnurrigen Tracht. Es sieht aus, wie ein sehr ärmlicher Mummenschanz. Die Männer in blauweiß gestreiften Hosen, Schlafröcken und Mützen; manche haben darüber noch einen derben Kotzen. Die Frauen tragen weiße Röcke und Nacht-

jacken, und einzelne versuchen eine kleine Koketterie, wen sie sich in die wollene Decke wickeln. Das sind die glücklichen Patienten, die sich im Hofe bewegen können. In di Welt hinaus dürfen sie allerdings nicht, aber hier wandel sie beinahe wie im Freien. Es ist immer ein starker Verkehr von Ärzten, Angestellten und Besuchern im große Hofe. Die Kranken empfinden vermutlich ihre Bagno-Trach als einen leichten Schimpf, sie senken im Vorübergehen di Augen, und das ist das andere Merkmal des Elends. Dennocl sind es für sie ganz freudige Spaziergänge. Und jetzt gar wenn unser lieber junger Herr, der Frühling, über den sonnigen Hof hintändelt, ist alles so freundlich, und das Leber wird einem so leicht. Ja, welch eine erstaunliche Wahrnehmung: man sieht hier vergnügte Gesichter. Und doch muß man ehrlich krank sein, wenn man dort drüben in dem bänglichen Aufnahmszimmer die Prüfung bestehen will. Was ist es? Das Spital hat sicher seine eigene Art von Glück. Es ist gar nicht der grausige Ort, den unsere Scheu sich draußen ausmalte. Wenigstens im Frühling kennt es auch den Sonnenschein. Das Leben hat eine solche Verführungskraft, daß es noch mitten im Elend seine Zauber üben kann. Die meisten Menschen sind wie jene genügsamen Pflanzen, die auf dürrem Felsen auch ganz lustig gedeihen.

Schon die Einkehr im Krankenhause ist für viele eine Erquickung. Man mußte dazu sehr krank werden, ja, aber jetzt ist's gut. Es gibt Schmerzen, natürlich; aber auch welche Erleichterung! Für manchen Mühseligen ist die Erkrankung etwas Wohltuendes. Er liegt schön friedlich da, es ist für ihn gesorgt, er wird weich gepflegt. Das schwere Bündel ist abgeladen. Ein Arbeiter, der sich hinlegen mußte, empfindet dabei Scham und Behagen. Für eine Weile ist er bürgerlich tot wie ein Bankerottierer, und doch atmet er auf. Es beschleicht ihn die Süße der Untätigkeit, die noch

nicht die Faulheit ist, und er lernt auf dem Krankenbette das Leben lieben. Dann kehrt die Kraft langsam wieder. Er steht auf. Er darf hinaus. Nun ist dieser arme Hof des Krankenhauses ein Paradies. Frühling außen, Frühling innen. Denn die Genesung ist selbst ein Frühling und nirgends schöner, als im Elend. Den Reichen ist die Untätigkeit etwas Gewohntes, den Spittlern aber ist sie eine seltsame feine Zugabe zur Wonne des Gesundens. Mancher mag sich dieser Lust mit einem seligen Zittern hingeben, weil man ihn vielleicht nicht länger dulden würde, wenn es ihm zu gut ginge.

Der Genesende unternimmt Ausflüge nach den anderen Höfen, auf den Arm eines rüstigeren Saalgenossen gestützt. Was sind das für angenehme Wanderungen! Man lernt andere Menschen und ihre Leiden kennen. Siehe, die Menschen sind nicht so schlecht; nur verstehen sie einander in der Regel nicht. Im Elend kommen sie sich näher. Es ist eine sanfte Stimmung. Die frisch umgepflügte Seele des Genesenden empfängt alles. Was es nur für merkwürdige Leibesschäden gibt: geheimnisvolle Auszehrungen, schaurige Nervenleiden, aufrührerische Berufskrankheiten, und da ist auch noch der alte Aussatz, von dem Herr Hartmann von der Aue doch eine so holde Mär zu erzählen verstand. Von den Aussätzigen zieht sich jeder zurück, sie sind durch besondere Streifen an der Wäsche erkennbar, und so gibt es noch ein Elend im Elend. Aber gerade die zeigen die heftigste Lebenslust; der Aufseher hat Mühe, diese Keckfröhlichen aus dem Haupthöfe zu verjagen, den sie nicht betreten sollten.

Es gibt auch düstere Höfe, in die der Frühling, selbst der Frühling kein Lächeln bringen kann. Wer nicht das Gruseln lernen will, braucht diese Gegend nicht zu durchschreiten. Die Studenten der Medizin, die man da trifft,

haben einen edlen, jungen Ernst im Gesicht, weil sie vc
ewigen Geheimnis kommen.

Und da ist der freundlichste Hof, eigentlich gar ke
Krankenort: der Hof der Mütter. Sie erwarten ihre Stunc
im Sonnenschein träumelnd von einer Enttäuschung und vc
künftigen Lächeln eines Kindes. Es sind niedere, einf
tige Wesen, die in tiefer Bewußtlosigkeit ihr Dasein verbr
gen und doch das große Werk der Natur besorgen.

Und alle diese armen Leute zusammen sind etwas El
furchtgebietendes: die Menge! Die Menge, aus deren Sch
es ewig aufsteigt, mit deren Leiden wir Fühlung such
müssen, wenn wir selbst zu einer neuen Sittlichkeit hin
wollen. Der Weg in die Zukunft muß durch das Ele
führen. Da strömt alles zusammen. Wie lehrreich ist die
Ort, und gar nicht schrecklich, wenn man die erste Sch
überwunden hat. Es sterben hier mehr Leute, als ande
wo in der Stadt, aber es werden auch mehr geboren. L
ter geht hier der Herzschlag des Lebens. Alles Mens
liche ist eigentümlich gesteigert, denn das Leiden erhö
und verklärt die Kreatur.

Auch mancher liebliche Anblick wird uns zuteil, we
wir sinnend durch diesen Garten der Schmerzen wande
Wie ließ Herr Hartmann seinen armen Heinrich heile
Durch die Liebe. Wirklich ist nirgends so viel Liebe v
der guten Art zu sehen, wie im Krankenhaus. An d
Märztag, von dem ich erzähle, ging ein mageres, hübsc
Mädchen in der Krankentracht über den großen Hof.
geleitete einen jungen Burschen, der sie besucht hatte,
an das Tor. Weiter durfte sie ja nicht. Er sah sauber u
dürftig aus, sein schwarzes Röckchen war zu eng, zu k
und das Band seines niedrigen runden Hutes war von Sa
Für sie jedoch war dieser Jüngling ein Ideal von Männli
keit und Eleganz. Sie nahmen Abschied. Er ging. Nun v

er hinter dem Tor verschwunden. Aber sie sah ihm noch immer nach, mit einem Blick der sanften Schwärmerei. Und wie sie in ihrer armen und ein bißchen schändlichen Kleidung unter den hageren Bäumen stand, ruhte auf dem Bilde die Innigkeit der alten Zeiten. Was aus ihr die Liebe hervortreibt, das ist dieselbe Kraft, die auch aus dem braunen Holze die lichtgrünen Tropfen preßt. Ein Hauch von Grün läuft über die dunkle Erde. Ein zarter Vogelton in den Zweigen. Es ist wieder die Zeit, jung zu sein.

(1896.)

Der Menschengarten

Kinder und einfältige Leute gehen mit einer rechten Lust in Tiergärten. Da gibt es Dinge zu schauen, die mächtig zur Einfalt sprechen in einer den Bewußten verloren gegangenen Sprache. Dies- und jenseits der Gitterstäbe blicken freie und eingefangene Stücke der Natur einander scheu in die verwandten Augen.' Die hüben und die drüben sind Stationen derselben wundersamen Entwicklung, von der wir nicht Anfang noch Ende zu sehen vermögen. Wir haben das zu verschiedenen Zeiten in Glauben und Zweifel anders ausgedrückt, und die Formel, zu der unser Monismus nach den fernsten Wanderungen durch die Welt, wie nach der tiefsten Selbstbetrachtung heimkehrt, ist dieses stille Wort: wir alle sind nur Äußerungen der einen, der ewigen Kraft.

In solchen weichen Sommertagen, wo es uns hinaus verlockt aus unseren Häusern und dumpfen Gassen, und das Wäldchen vor der Stadt wieder so grün und voll des lieblichen Gezwitschers ist, da werden auch die alten Gedanken neu lebendig. Es ist uns, als dächten wir sie zum erstenmal, weil die Erde warm und dampfend daliegt in ihrer verjüngten Mutterschaft. Und jeder Gang durch diese Welt im Morgentau wird uns zu einem duftenden Erlebnis. Schon das Gewöhnliche, was wir immer gesehen haben, was Jahr um Jahr wiederkommt, erweckt unsere Zärtlichkeit; das sind die Gräser, die lieben Blumen, die Tierchen, auf dem

Boden, die scherzenden Vögel in den Zweigen. Und wenn nun auch fremde Gewächse, Tiere und Menschen plötzlich in unserem Sommertag aufstehen, so weht flüchtig der Traum herauf, wir befänden uns im Garten, der gepflanzt war in Eden gegen Morgen, und nicht im Wäldchen vor der alltäglichen Stadt.

Aber es ist freilich doch unser wohlbekanntes Wäldchen, und alles geht mit rechten Dingen zu. Im Prater sind jetzt mancherlei „wilde“ Menschen und Tiere versammelt, von Unternehmern herbeigeholt für die Schaulustigen, die niemals in solche Fernen reisen könnten. Man sieht da Samoaner, Singhalesen und Aschantis, und in Käfigen, Zwingern, Gruben und Behältern allerlei Vieh, Gewürm und Gefieder. Was es doch gibt! In welche Formen flüchten sich die Arten, die sich erhalten wollen! Unter welchen Schrecken vollzieht sich der Kampf ums Dasein, wenn sich die einen so undurchdringlich panzern, die andern so grausam mit Pranken oder Gift oder Schnäbeln bewehren und die dritten immer auf der Flucht sind! Und zu welcher Liebestorheit oder Schönheit verdreht sie der dunkle Wunsch, die nächste Generation herbeizuschaffen!

Gleich beim Eingang des Tiergartens am Praterschüttel sieht man das Schauerliche und die Komik des struggle for life in einzelnen Raubvögeln und Affen seltsam verkörpert. Die Raubvögel sind unheimlich anzuschauen, wie sie auf ihren harten Krallen hocken, unbeholfen und trostlos. Sie leiden natürlich in der Gefangenschaft am meisten, weil ihnen die Wonne des Grenzenlosen vertraut ist. Ihr Wesen läßt sich hier schwerlich erforschen, sie müssen ja gemütskrank sein, wenn man sich des Wortes bei solchen Tieren bedienen kann. Ist es nicht eine nutzlose Quälerei, daß sie hinter den Stäben gehalten und gefüttert werden? Ein sentimentaler Geier ist überhaupt kein Geier mehr. Man sollte

ihn töten und ausstopfen, das genügt für die Neugierde der Kinder. Es ist prachtvoll und eine sehr männliche Lust, solche Räuber mit einem Schuß aus der Höhe herunterzuholen, aber es ist eigentlich etwas Schmähliches, sie einzusperren. Wenn das nicht ernsten Zwecken der Forschung dient, ist es gewissermaßen ein Vergehen wider die Natur.

Es gibt ja Tiere der großen Freiheit, die sich an die Gefangenschaft gewöhnen, sich am Ende wohl fühlen in diesem unwürdigen Frieden des Daseins. In einem der nächsten Käfige sitzt ein abscheulicher Pavian, sein Kopf erinnert zugleich an Schweine und Hunde, aber um die tiefliegenden Augen herum lauert eine mehr als hündische, böse Intelligenz. Er hat widerwärtige rote Gesäßschwielen, die man für eine Krankheit halten möchte, wenn sie nicht eines seiner Merkmale wären, und unter den Pavianen gilt ein solches Gesäß vermutlich als besonderer Vorzug, die Liebe zu erwecken geeignet. Der hier ist ein mit seinem Schicksal versöhnter Pavian, ein Pavian, der sich nichts Besseres wünscht und an diesem frohen Morgen ganz behaglich zum Gitter hinausschaut. Jetzt regt sich ein Äffchen von anderer Art im Käfig nebenan. Der Pavian geht an die Scheidewand, streckt seine Vorderhand durch die Stäbe, und wahrhaftig, der kleine Nachbar tut das Gleiche, so daß sie einander berühren. Es war ein Händedruck, Morgengruß. Haben sie das schon von den Menschen gelernt? Oder gibt es so erlesene gesellschaftliche Formen auch in den fernen Wäldern ihrer Heimat? Eine Wärterin kommt mit dem Futterkübel vorbei und ruft dem Pavian recht gemütlich zu: „Grüß dich, Tschakerl!“, worauf Tschakerl oder, wie er richtig heißt, Tschakma (Cynocephalus porcarius) auch ihr die Hand durch die Stäbe hindurch reicht.

Merkwürdig ist das Verhältnis zwischen Wärtern und Tieren in solchen Gärten. Daß das liebe Vieh den Menschen

willfahrt, von denen es in aller Notdurft abhängt, das ist kaum zum Verwundern. Aber die Pfleger sind zärtlich gegen das Tier, Gewürm und Gefieder, und haben doch damit so viel unsaubere Plage. Bursche und Mägde, die roh aussehen und gewiß nicht gebildet sind, weil sie sonst als Hofmeister oder Gouvernanten zu den Kindern wohlhabender Menschen gingen; Bursche und Mägde mühen sich mit unverdrossener Liebe um die Tiere ab. Woher es kommen mag? Die Tiere sind vielleicht der Dankbarkeit fähig, die man unter den Menschen so schwer findet. Ein vorzügliches Verhältnis hat sich zum Beispiel zwischen der Äffin Maya und ihrer Wärterin entsponnen. Maya ist ein weiblicher Schimpanse, in manchen Augenblicken von erschütternder Menschenähnlichkeit. Und dem Menschen ist Maya am nächsten in ihrer Geselligkeit. Darum hat sie eine besondere Wärterin, eigentlich eine Gesellschafterin. Maya darf nie allein gelassen werden, sonst weint sie wie ein kleines Kind, so erzählt wenigstens die Dame de compagnie. Und diese, ein ganz klug blickendes Weib, scheint die beständige Gemeinschaft des Lebens mit der Äffin nicht als eine Qual zu empfinden. Maya ist von heiterer Gemütsart, immer zu Schnurren aufgelegt und voll von leidenschaftlicher Liebe zu dem Menschenweibe, das ihre Gefangenschaft in dem großen Käfig teilt. Die arme Äffin hat nur dieses Weib auf der Welt, und das arme Weib vielleicht nur diese Äffin. Maya ist bei aller Schelmerei gefügig und sanft, und man kann zuweilen sehen, wie die Pflegerin das Tier schmeichelnd an sich zieht und herzt. Sie findet es nicht häßlich; der haarige Leib, das flache Affengesicht mit der eingesunkenen Nase und das grauenhafte Gefletsch flößen ihr keinen Widerwillen ein. Sie ist gerührt von der Schwäche, geschmeichelt durch die Zuneigung Mayas, und fühlt sich ihr unentbehrlich. Auf dieser etwas melancholischen Grund-

lage beruht die Liebe der beiden Wesen im Käfig zueinander, als ob sie von der gleichen Art wären.

Von der gleichen Art? In West-Afrika gibt es Stämme, die in einem wunderlichen Hysteron Proteron behaupten, die Schimpansen wären einst Menschen gewesen und seien durch ihre üblen Gewohnheiten von Geschlecht zu Geschlecht immer tiefer gesunken, bis aus dem Negerstamm eine Affenfamilie wurde. An welche Grenzen der Menschheit reicht diese dumpfe Legende? Da, in demselben Tier- und Menschengarten sind auch Landsleute Mayas zu sehen: Neger aus West-Afrika, von der Goldküste. Ein ganzes Aschantidorf ist herverpflanzt, mit kümmerlichen Hütten, mit Männern, Weibern, Kind und Kegel, mit Herd und Waffen und Göttern.

Nun haben wir freilich für nichts anderes mehr Augen. Tapir und Kamele, die Füchse, die großartigen Elefanten, die eitlen Papageien, die grollenden Bären in der Grube, der Dachs, die luftige Volière voll bunter Schreihälse, und was sonst noch in den Garten gegen Morgen kreucht und fleucht, ein jegliches nach seiner Art — wir sehen es nicht mehr. Der Mensch ist da vor uns im Garten aufgetaucht.

Es sind Menschen der Urzeit, wenn sie auch mit uns zugleich über die Erde wandeln. Alles ist immer da. Echte Urzeitmenschen, kenntlich an ihrer Einfalt und Grausamkeit, an ihrer Wildheit, die nur Angst ist, an ihrem Werkzeug, ihrer kindlichen Kunst und ihrem Glauben. Sie stehen erst am Anfang unserer Geschichte, und an ihnen sehen wir, wo wir doch schon halten, wie viel wir schon wissen vom Guten und vom Bösen.

In der Frühe sitzen die Männer vom Aschantidorf in der Schenke und trinken Wein und Branntwein. Das ist die erste, fürchterlichste Gabe der Kultur. Es sind Kerle wie aus Bronze gegossen, hart und sehnig, mit mächtigen Kinn-

laden, wulstigen Lippen, schwarze Wolle auf dem Schädel. Und mancher hat sichtlich seinen Beruf verfehlt, wenn er den Kindern der Weißen harmlos gezeigt wird. Er ist dazu aufgelegt, in die Dörfer anderer Negerstämme einzufallen, zu sengen und zu morden in roheren Formen des Daseinskampfes, als wir sie kennen. Und er mag erstaunt sein, da er nun schon das heimatliche Gestade verlassen hat, daß er nicht als Eunuch dem Sultan von Marokko dienen muß. Wenn die Männer aber dann vor ihren Hütten sitzen und schmieden, weben oder andere Werke tun, so gleicht ihre Arbeit nur einem langsamen Zeitvertreib. Denn ihre wahre Arbeit ist der Krieg.

Das Schaffen im Frieden ist die Aufgabe der Frauen. Die Frau ist das Lasttier, sie hat die Kinder noch lange nach der Geburt zu tragen, neben der übrigen Mühe. Da kauert sie an der Feuerstelle, spaltet Holz, hackt Fleisch und kocht. In einem Tüchlein an dem nackten mütterlichen Rücken hingebunden, schläft und träumt das Negerkind wie ein Prinzchen in süßer Ruhe. Und wenn sich die weiche, kleine Wange an dem Rücken reibt, so ist das dem armen Muttertier wohl die lauterste Wonne des Lebens. Oder wenn das gierige Mäulchen am schlaffen Beutel der Brust saugt und die braunen Händchen den Saft heranpressen, was gleicht wohl diesem Glück? Denn das ist eine Maya vom eigenen Fleisch und Blute der Pflegerin. Andere Kinder im Aschantidorfe sind schon vom Rücken der Mutter hinabgeklettert und tummeln sich auf schwachen Beinchen splitternackt umher, beginnen in der Odschisprache zu lallen und lassen sich von der Sonne rösten. Und größere schauen mit erwachten Augen in eine ihren Vätern unfaßbare Welt. Sie sind mit beiden bloßen Füßen mitten in die Zivilisation hineingesprungen, von der sie zunächst die Näschereien und später vielleicht nur die Laster begreifen werden. Den Auto-

maten, aus denen Schokolade und allerlei Kram herausfällt, wenn man eine Münze hineinwirft und auf den Knopf drückt, diesen rätselhaften Schreinen widmen sie eine Art von Fetischverehrung. Aber einzelne sind so weit vorgeschritten, daß sie nicht im Schrein, sondern im Gelde den richtigen Fetisch erkennen. Wahrlich, sie rücken unseren Auffassungen nahe.

Da geht eine junge Magd mit einer Messingschüssel auf dem Kopfe, die sie mit beiden mageren Ärmchen stützt, so daß sie einer Amphora aus dunkler Bronze gleicht. Neben dieser zarten Zwölfjährigen eine andere, siebzehnjährig, schon aufgeblüht. Deren schräger Blick verrät, daß sie schon Zwiesprache mit der Schlange im Garten hatte, und sie weiß von dem lustigen Baume, der klug macht. Darum hüllt sie sich mit Sorgfalt in das geblumte Zeug und ist verschämt. So weht durch diesen Sommertag ein Hauch aus dem Ewigen. Warme Düfte steigen von der Erde auf, Tierlaute schallen verworren aus der Ferne, und wir müssen darüber sinnen, wie die Menschen ihren schönen Garten Eden immer verlieren, und wie er dennoch immer da ist.

(1897.)

Elegante Menschen und Tiere

Das Leben hat auch Lichtseiten — selbstverständlich nicht für dieselben Leute. Das Leben ist Arbeit für die einen, Spiel für die anderen. Es gibt einen Armensommer, aber auch einen Sommer der Reichen und Mächtigen. Dieser ist ganz vergnüglich. Und wenn man von keiner Erinnerung an die Zustände der Hilflosen gequält wird, wenn man ein robustes Gewissen hat und das Gefühl der Solidarität mit aller Kreatur nicht kennt, so ist es manchmal eine wahre Lust, zu leben. Diese Tage des frühen Sommers hauchen ja vielerlei Wonne aus, und um das zu genießen, braucht man nur einen der hübschen Rennplätze aufzusuchen, die grüne Wiese, auf der sich elegante Menschen und Tiere tummeln. Da ist alles beisammen, woran ein Auge sich erfreuen kann. Eine anmutige Freiheit; der Sonnenschein, nach dem wir uns immer sehnen; Frauen in duftig heller Tracht, welche den lockenden Schaugebilden der Pflanzen gleicht; Männer von verwegenem Sinne, zu jeder Anstrengung bereit, die nicht Arbeit ist; die Aufregungen fein und grausam; nach unnützen Sprüngen, die tödlich sein können, das Lächeln eines Sieges, Tod und Leben scherzend beisammen; das Spiel in den sinnreichsten und kühnsten Formen, mit allem Hohen und Niedrigen, was es im Gefolge die wundersamsten Verbindungen und Sonderungen, ein ganzes Bild der Gesellschaft.

Die Pferde? Sie sind nur der Anlaß, die erste Anregung. Aber was sich aus dem Wettlaufe einiger Tiere entwickelt, die Schlauheit oder Eitelkeit der Besitzer, die Energie der gedungenen Knechte, die gleich den Rossen zu einer eigenen, sonst im Leben nicht verwendbaren Beschaffenheit ausgebildet werden, die Kombination der Wetten, der wilde Zufall, den man zu lenken sucht — aus alledem wird ein Treiben, wert nachdenklicher Betrachtung. Aus dem Spiele, das nur die körperliche Tüchtigkeit von Menschen und Tieren steigern sollte, wächst allmählich die Gewinnsucht heraus. Der Ertrag des Spieles wird Gegenstand einer Spekulation, wie auf anderen Feldern der Ertrag der Arbeit. Und so gibt es neben allem übrigen, was auf dieser hellgrünen Wiese zu sehen ist, auch einen börsenmäßigen Verkehr, der an jenen anderen erinnert.

Wer es nicht schon wüßte, daß die Engländer das herrschende Kulturvolk unseres Zeitalters sind, der würde es auf einem Rennfelde erfahren. Denn wie in der Arbeit, so haben sie auch in den Spielen ihren Geist den anderen Völkern aufgenötigt. Allerdings ist das nur eine Wiederkehr des olympischen Geistes; aber so eigentümlich raffiniert, so durch und durch neuzeitlich, daß man diesen Spielgeist wohl nach ihnen benennen darf. Englisch also ist die Betätigung der körperlichen Gewandtheit ohne eine direkte Bedrohung des Gegners; nicht der Mitwerber, sondern seine Leistung soll übertroffen, nicht der Mann, sondern sein „record“ soll geschlagen werden. Im Geiste der englischen Spiele ist das unverkennbar der Grundzug, und nur das Boxen ist eine Anomalie, ein Zwitter von Kampf und Wette, ein Stück Mittelalter verirrt ins Neu-Olympiertum. Englisch ist es, den Mitwerber und dadurch wieder sich selbst zur höchsten Ausgabe von Kraft zu verleiten; englisch ist die rastlose Differenzierung von Spielfeinheiten und deren starre Ord-

nung; englisch namentlich der Ausbau der körperlichen Übung nach der Seite des Geldgewinnes hin. Auf das Spiel ist noch die Wette gepfropft. Es handelt sich nicht nur um den olympischen Kranz und um den Beifall der Menge. Der Preis hat wachsen müssen, weil die Olympiaden eingeschrumpft sind. Man ist nicht mehr für vier Jahre Sieger, sondern nur von einem Tag auf den andern; denn jeder Tag hat Wettspiele und jeder einen Sieger. Da verlohnt es sich kaum noch, sich für den rasch vergänglichen Jubel der Zuschauer den Hals zu brechen. Die Sache mußte einen praktischen Hintergrund bekommen, England hat ihn ihr gegeben. So ist ein nüchterner Wagemut, die höchste Anspannung ohne den geringsten Enthusiasmus das Merkmal der englischen Spiele, welche die Welt regieren.

Ein Brite, der durch die Kulturländer trottet — auch im Reisen sind sie ja die ersten — wird überall die Machtspur seines Volkes gewahren. Daher rührt vielleicht der Zug von stiller Überlegenheit in ihren Mienen, durch den sie uns unterwegs zu demütigen pflegen. Ist es nicht seltsam großartig, daß in Arbeit und Spiel, bei Maschinen und Pferden, im Streike und im Sport die Völker des Festlandes Worte gebrauchen, die jenseits des Kanals mit den Dingen selbst entstanden sind? Rule, Britannia, wird ein solcher Trotter öfter als einmal vor sich hinsummen, wenn er andere Menschen in den Formen seines Vaterlandes sich bewegen sieht. Wie nennen sie das Rennfeld vor Wien? Freudenau? Das ist dennoch ein Schauplatz englischer Art. Es gibt wohl Unterschiede genug, weil es ja nur eine Nachahmung ist, aber die niederösterreichische Landschaft, ihre Menschen und Tiere sind englisch stilisiert.

Das Bild ist hübsch. Die weiche weite Wiese, von Bäumen ist sie begrenzt, und deren wolkig runde Wipfel sind wie hingehaucht an den Himmel. Am Sommernachmittag

liegt ein goldener Duft auf dem Felde. Dort in der Ferne hält ein Rudel Pferde. Schlanke Tiere, noch zierlicher in der Entfernung, und die Reiter haben leuchtend bunte Hemden. Jetzt und jetzt werden sie aufbrechen und heranstürmen. Es ist eine angenehme Angst, man kann sie auch mitempfinden, ohne gewettet zu haben, selbst ohne die Rosse einzeln zu kennen. Der Anblick einer Anstrengung hat etwas Hinreißendes, was immer der Preis oder das Ziel sei. Vielleicht berührt uns da ein tieferer Grund. Wir fühlen mit, daß durch die Anspannung aller Kräfte das Individuum, Mensch oder Tier, über sich hinaus will und darum im Wesen besser wird. Das ist ja wohl die philosophische Frage der Pferderennen, ob die Art durch die hervorgerufenen Anstrengungen besser wird. Für den Wettkampf werden besondere Eigenschaften erworben — vererben sich diese auf die Nachkommenschaft? Oder sind die im Laufe des Lebens von einem Individuum erlangten Eigenschaften ohne Wirkung auf seine Nachkommen, und alles wäre schon im Keime vorhanden? Auch dann scheint ja der Wettkampf nicht überflüssig, obwohl die Mühen der Ausbildung in diesem Falle einen anderen Wert erhalten. Ist die Übergabe der erworbenen Eigenschaften an den Leibeserben nicht möglich, so wird doch das Individuum, das einen edleren Keim in sich tragen und fortpflanzen mag, erkannt. Aber wie viele sind edel, und man erfährt es nie, weil sie niemals unter günstige Bedingungen zu ihrer Betätigung versetzt werden? Wahrhaftig, es sind kuriose Fragen, die einem auftauchen, wenn man als fremder Gast dieses Lebenskreises einmal zum Rennen geht. Die ordentlichen Besucher des Rennfeldes beschäftigen sich vielleicht mit diesen Fragen weniger, oder sie sind ihnen eine „tote Gewißheit", wie man hier zu sagen pflegt. Woher kommt die Eleganz der Form, und welchen Wert hat sie für die Erhöhung der Art?

Ja, die Sportgenossen haben ganz recht: nichts ist anziehender, als ein solches Pferderennen. Und wie mag es erst sein, wenn man einen Liebling im Rudel hat, mit dessen Stammbaum und Privatverhältnissen man vertraut ist, mit dem man durch die Interessengemeinschaft einer vielfachen Wette auf das innigste verknüpft ist. Wenn die hübsche Jagd am Posten vorbeitollt und dies und jenes auf dem Spiele steht, so ist das wohl ein Augenblick vehementen Genusses.

Der bessere Genuß geht freilich dabei verloren, und das ist die Betrachtung der Menschen. Die da draußen rennen lassen und spielen, haben vielleicht noch nie bemerkt, was das für ein herrlicher Versammlungsort von Menschlichkeiten ist. Märkte waren mit olympischen Spielen stets verbunden, weil ja der Zufluß von Menschen den Markt hervorruft. Und ein Jahrmarkt der Eitelkeiten ist auch hier. Gut ist es, nicht mittendrin zu stecken, wenn man etwas sehen will. Sie haben vortreffliche Plätze in den Logen, um das Vorüberstürmen der berittenen Knechte im Felde zu betrachten. Aber die Leute sehen einander zumeist nicht, wie sie wirklich sind und wie sie selbst vorbeigehen. Hier wird das Vergnügen philosophischer und höher. Schon wie sie in deutlich unterschiedene Klassen des Vermögens eingeteilt sind, ist recht lustig anzusehen. Erste Klasse, zweite Klasse, dritte Klasse. Und es ist so, daß immer die mindere Klasse den Wert der höheren bedeutet. Adel, Bürger, Volk, die Schichten sind noch ganz horizontal. Blickt man jedoch über das Feld, so sieht man, daß die dritte Klasse, die im Innenraum der Bahn ihren Aufenthaltsort hat, verschrumpft ist. So war es wenigstens an dem Wochentag, als ich es sah. In früheren Zeiten, da man auch auf dem billigsten Platze noch wetten durfte, war das „Volk“ hier gar zahlreich. Nun ist durch das Verbot der Wetten ein Beweis erbracht, der freilich

unnötig war: daß die Leute nur aus Spielsucht kamen, nicht um Pferde laufen zu sehen. So könnte man sie überall hin- oder wegbringen, je nachdem man ihre Lust am Spiel frei ließe oder unterbände. Geht man ein wenig in dem Innenraum spazieren, so sieht man bald, wie die Menge hier atrophiert ist. Gras wächst, wo die Wettbuden einst waren. Der Platz fällt wieder in den ländlichen Charakter zurück. Die Besucher mögen in der Mehrzahl stellenlose Leute sein, durch Mißgeschick oder Unlust von der Arbeit entfernt. Es gibt wahrscheinlich auch Pferdenarren unter ihnen, die ihren Enthusiasmus für den schnellsten Renner auf eine billige Art unterhalten wollen; doch die meisten lehnen verdrießlich an den Bahnschranken. In der Erbärmlichkeit eines solchen leeren Tages im Freien, ohne die Ablenkungen des Spieles, mögen sie mit Sehnsucht an die verlorene oder verlassene Arbeit zurückdenken.

Von der Bahnmitte gesehen, ist auch der Unterschied zwischen erster und zweiter Klasse durch Farben stark betont. Schwarz und grau die zweite, hell von Frauenkleidern die erste. Unter den Tribünen ein Durcheinander von eilenden Leuten, die zum Bienenstock der Wetten hinschwärmen oder daher kommen. Und geht man hinüber, so findet man dennoch in der farbloseren zweiten Klasse ein Leben, das bunter und lauter ist, als in der ersten. Die Leidenschaft des Spieles äußert sich heftiger, obwohl oder weil es um kleinere Beträge geht. Ein Zug: die Pferdenamen, diese unendlich geschmacklosen, welche die sonst so eleganten Leute ihren Rennern geben, werden in der zweiten Klasse nicht genannt. Hier sind die Renner nur Ziffern. Gesetzt wird auf den Fünfer oder Elfer, der Achtzehner ist allgemeiner Liebling, der Neuner hat die auf ihn gebauten Hoffnungen bitterlich enttäuscht. Dem Ausgang eines Rennens stehen die Spieler so fern und hilflos hoffend gegenüber, wie etwa

dem ersten Ruf in der nächsten Linzer Ziehung der kleinen Lotterie. Ihre Wettbündnisse muß man sehen: wie sich drei und mehr Leute zu einem Satze zusammentun, einander die Silberlinge vorsichtig zuzählen und den Inhaber des gemeinsam erstandenen Tickets bewachen. Mißtrauen ist die Grundlage aller Gesellschaft. Man muß eine solche Kompagnie während des Rennens Gedanken austauschen hören, die Lokalisierung der Sportausdrücke — zum Beispiel: „der Schtarter" — das Urteil über Jockeys, die schweren Ausbrüche ihrer Erregung, Jubel oder Niedergeschlagenheit nach dem Ergebnisse. Da ist die grobe Komik des Rennfeldes, die gemeine Posse.

Auch eine feinere ist vorhanden, diese natürlich bei den vornehmen und would-be-vornehmen Leuten. Tage und Tage könnte man da herumgehen und fände des Ergötzens kein Ende. Auf einer Art Plattform sitzt der hohe Adel in seiner alten Pracht, und an den Rändern der Plattform krabbeln verschiedene herum, die recht gern höher hinauf wollten und nicht recht können. Ihre Befangenheit beim Herannahen eines Mitgliedes der höheren Schichte, mit dem sie einmal in einem wohltätigen Komitee beisamen saßen. Wird die Bekanntschaft hier vor allen Leuten fortgesetzt werden — welches Glück — oder blamier mich nicht, mein liebes Kind, und grüß mich nicht Unter den Linden? Alle Albernheiten der Bekanntschaftenmacher breiten sich im Sonnenschein aus, daß es eine Lust ist. Die unechten sind hier noch lächerlicher und widerlicher als sonst, weil ihr Buhlen um einen Blick der Oberen und ihre verschlossene Miene gegen die Unteren zur gleichen Zeit bemerkbar sind. Sie wissen nicht, daß es nur eine Art gibt, vornehm zu sein; die besteht darin, daß man viel von sich selbst verlangt und nicht das mindeste Gewicht darauf legt, ob die andern das anerkennen oder auch nur sehen.

Die aber auf eine andere Weise vornehm zu sein bemüht sind, geben sich hier im Freien köstlich preis. Lauter Lustspiele für den still genießenden Betrachter. Welche Freude bereiten schon die konventionellen Zeichen, die sie einander vor- und nachmachen! Es gibt ja solche Bundeszeichen, bestimmte Formen in Tracht und Gruß und Sprache, im Umgang, im Redestoff — Zeichen, durch die sich die Angehörigen der bevorzugten Kreise erkennen, verständigen und gegen Zuzug schützen wollen. Sie sind leicht erlernbar, stehen auch unter keinem Musterschutz, und doch ist der ein verächtlicher Tropf, der sie nachahmt; denn er verrät, daß er sich seiner eigenen Wertlosigkeit bewußt ist und dahin dringen möchte, wo man ihn ablehnt.

Wird auch durch solche Anstrengungen das Individuum im Wesen besser? Das muß verneint werden. Im Spiele wie in der Arbeit ist nur nach einem zu streben: nach der höchsten Entwicklung der eigenen Art.

(1898.)

Der Novembertermin

Das ist ein Stoff, der auf der Gasse liegt. Eigentlich sind es nur die Requisiten, die leblosen, von Schauspielen und Romanen, in manchen seltenen Fällen auch von Possen. Große verschlossene Wagen von plumper Gestalt schleifen diese Requisiten aus einer Straße in die andere. Sie enthalten den Hausrat der „Parteien", und neben dem Hausrat steckt Traurigkeit daran. Im Mai sieht es nicht so betrübend aus, weil auf allen Unternehmungen des Frühlings noch Sonnenschein liegt; aber im Herbst ist das Ausziehen kummervoll.

Geht man um diese Jahreszeit durch die Stadt, so kann man in gar viele Haushaltungen hineinblicken. Es hat etwas Theatralisches. Auf der Bühne sehen wir Zimmer, denen nur die vierte Wand fehlt. Hier aber fehlen sämtliche Wände. Von allen Seiten ist es möglich, in die Verhältnisse hineinzuschauen, und da läßt sich viel, viel erfahren von den Lebensbedingungen der einzelnen, wie der Gesamtheit. Die Haushaltungen liegen für die Dauer einiger Stunden zur öffentlichen Besichtigung aus. Was sich sonst mit Angst und Scham hinter Mauern, hinter geschlossenen Türen verbirgt, jetzt ist es jedem indiskreten Auge preisgegeben. Aber zum Glück haben die Menschen kein Verständnis für das Gewöhnliche. Der Alltag, der die Schmerzen und Freuden der Menge enthält, wird von den feineren Beobachtern nicht gewürdigt, denn diese schauen lieber nach dem Seltsamen

aus. Und der gemeine Mann, der mitten drin steht, hat wieder keinen Sinn für die Kulturgeschichte oder Poesie, die aus alledem gewaltig atmet. So kommt es, daß die Völkerwanderung, die sich zu jedem Zinsviertel in den großen Städten vor aller Augen vollzieht, eigentlich von niemandem bemerkt wird.

Die mächtigen Möbelwagen und geringen Karren sind in den Bezirken verstreut. Aber wenn man sie einmal hintereinander fahren ließe, was wäre das wohl für ein verblüffender Zug! Wer ist imstande, sich vorzustellen, wie viel Familien jedes Vierteljahr aufbrechen und ihre Wohnplätze verändern. Man würde vielleicht staunen oder schaudern, weil doch die Neigung zum Beharren auf einer erworbenen Stätte im Wesen der Einzelwirtschaft liegt. Eine Übersiedlung ist immer eine kleine Katastrophe und oft die Folge größerer Katastrophen. Das Volk weiß das, wenn es in seiner ahnungslosen Weisheit sagt: Dreimal Ausziehen ist einmal abgebrannt! Die Sachen werden beschädigt, und die Vandalen, welche sie beim Tragen zertrümmern, müssen dafür noch entlohnt werden. Dennoch wandert man von Ort zu Ort, woraus auf das Unbehagen geschlossen werden kann, das die Unsteten empfanden.

Aber ist es besser, die alten Übel regungslos zu ertragen, wie die glebae adscripti einer verwichenen Zeit? Festsitzen, in Schmutz und angejahrtem Elend verbleiben, aus Furcht vor einem neuen Zustande? Nicht wenigstens den Versuch wagen, sich auf eine andere Seite zu legen? Warten, bis man nicht weiter kann, weil man zu alt, zu schwach oder zu hilflos geworden ist, und ein Ungemach erdulden muß, das ehedem durch einen Entschluß abgeschüttelt werden konnte? Tag um Tag in einem engen, dumpfen, verwahrlosten Quartier verseufzen; melancholisch werden, weil der Baumeister nicht für genügend Fensterlicht gesorgt

hat; sich krank ärgern lassen von bösen Nachbarn? Kurz: aus Feigheit und Trägheit verkommen — oder durch Wagemut einen unbestimmten Schaden erleiden? Was ist vorzuziehen? Es sind Hamletfragen, selbst wenn es sich nur um zwei Zimmer und ein Kabinett handelt. Man kann ja darüber auch bornierte Witze machen, weil der Alltag sich äußerst komisch ausnimmt, besonders in den Augen derjenigen, die seine Tragik nicht verstehen. Gequält von den Mängeln seiner Wohnlöcher, betrachtet ein Beamter oder kleiner Kaufmann sorgenvoll die Schränke, Stühle, Betten, ob sie wohl noch einen Umzug auszuhalten vermöchten. Bleiben oder Nichtbleiben? Es ist keine prinzliche, sondern nur gemeine Schwermut in der Frage.

Und dann sieht man die vielgeprüften Schränke, Stühle, Betten in den Straßen. Die ärmlichen sind, wie es sich von selbst versteht, weitaus in der Überzahl. Der große Haushalt hat natürlich ein stärkeres Beharrungsvermögen als der kleine, schlägt mehr Wurzeln, und diese klammern sich tiefer in den Boden. Das kommt ja auch in den Kündigungsfristen zum Ausdruck. Der große Hausstand hat vermutlich die Tendenz, noch größer zu werden; der kleine vielleicht die, sich zu verkleinern. Das hat wohlbekannte Gründe. Die Armen leben im Verhältnis teurer als die Reichen, und wie es die Spruchweisheit angibt, brennen sie auch öfter ab, weil sie häufiger ziehen.

Das ist das erbarmungslos Allgemeine. Aber jeder Möbelwagen enthält auch Materialien zur besonderen Geschichte einer Familie. Wie viele Sorgen, Hoffnungen, Kämpfe, Enttäuschungen haften an jeglichem Stück Einrichtung! Der Hausvater steht am Tor und sieht den Trägern zu, die seine Sachen aus dem vierten Stockwerke herunterbringen. Da hat man ein Jahr oder zwei gewohnt, und zieht nun weiter. Ob es dort besser sein wird? Auch nur

zwei Zimmer und ein Kabinett. Die Zimmer sind sogar etwas kleiner, aber das Kabinett ist merklich größer. Der Küchenherd wird dort vielleicht nicht rauchen. Der Hauptvorzug aber: aus jedem der drei Gemächer öffnet sich eine Tür in den lichten Vorraum. Was hat man in der alten Wohnung darunter gelitten, daß das Vorzimmer so dunkel war, und daß nur ein Ausgang darein mündete. Im neuen Hause wird eine ganz andere Einteilung möglich sein. Vater und Mutter nehmen das Kabinett, das zweite ist das Speisezimmer, im dritten werden die Kinder untergebracht, die schon mehr Platz brauchen. Jetzt schleppen die Träger zerlegte Betten herab. Als diese Holzgestelle frisch waren, da hatte man noch viel Mut, große Erwartungen. Wie hätte man auch sonst in den ungeheuren Kampf eintreten können? Da ist der Myrtenkranz unter Glas und Rahmen, der stets an der Wand zu Häupten der ehrsamen Betten hängt. Achtung auf den Myrtenkranz! Den sollen sie doch lieber in die Bilderlade stecken, das Glas könnte zerschlagen werden. Nun bringen sie die Wiege. Alle Kinder haben mit rosigen Beinchen in dieser Wiege gezappelt. Das letzte Kind ist darin gestorben, plötzlich, zwischen Nacht und Morgen. Was war das für ein süßer Schatz, es blickte schon so klug. Der Arzt meinte, wenn man ihn früher gerufen hätte, wäre es vielleicht mit dem Leben davongekommen. Wer das alles vorher wüßte! Da ist auch der hohe Kinderstuhl, in dem die Kleinen lachend und gefangen thronten, bis sie dem nachgewachsenen Brüderlein oder Schwesterlein Platz machen mußten. Auf das Brett vor dem Sitz haben sie alle gleichmäßig nacheinander mit den Fäusten gepatscht. Der Stuhl ist abzuheben, und dann dient das Gestell als eine Gehschule. Da haben sie alle stehen und gehen gelernt. Welche Kunst! Das ist das liebste Möbel. Nun brauchen sie es nicht mehr. Man wird es auf den Dachboden schaffen müssen, weil es

keinen Zweck hat. Dort wird es verstauben, wird es vergessen werden, wie diese ganze Zeit, die trotz allem eine gute war. Nichts bleibt davon. In dem Zinsnomadentum verliert man die Anhaltspunkte der Erinnerung. Nur für das täglich Nützliche ist Raum, und das Gemüt wird von den Schauplätzen schöner und trüber Tage immer wieder losgerissen.

Aber die ihre Fahrhabe und standhafte Liebe von Ort zu Ort mitnehmen, sind die Ärmsten nicht. Sie kommen doch wieder zur Ruhe, wäre es auch nur für ein Jahr oder zwei. Die alte Uhr im Speisezimmer tickt wieder mit bekanntem Schlage neben dem Kachelofen, der dem früheren ähnelt und auch wieder die Gipsbüste des Apollo trägt. Die schmalen Jutevorhänge, deren Anschaffung eine solche Staatsaktion war, sind neuerlich über den Fenstern angebracht. Die schwitzende Petroleumlampe hängt auf den Tisch herab und leuchtet abends traulich, wenn Vater, Mutter, Kinder beisammensitzen und das sparsame Mahl genießen. Daß man die Heimstätte gewechselt hat, merkt man kaum, weil alle die Mietwohnungen dieselbe Charakterlosigkeit haben. Die Menschen der großen Stadt sind nicht mehr im Hause daheim, sondern in den Möbeln. Das Bewegliche ist ihre Heimat, nicht das Unbewegliche, wie bei Bauern und Kleinstädtern. Daraus erklärt sich auch die Leichtigkeit ihres Umzuges. Die Hauptsache ist, daß man sich selber mitnimmt, sich und die Seinen.

Es gibt Ärmere in jedem Sinne. Der Umzug ist oft ein letztes Kapitel im Roman der Familie. Jemand oder etwas ist verstorben: ein Mensch oder nur seine Liebe und Treue. Da muß man fort, weil alles im früheren Kreise zur Qual und Mahnung wird. So gibt es Menschen, die ihr Leben auf der Flucht vor Erinnerungen verbringen. Sie bleiben immer in einem Nest, bis eines Angehörigen Tod oder

sonstiges Unglück sie daraus verscheuchen. Das sind die Übersiedlungen, die recht in den traurigen Monat November passen. Dann sucht man anderswo das gestörte Gleichgewicht wiederzufinden. Man richtet sich zwischen fremden Mauern ein und will vergessen. Da können die täglichen Sorgen zum Troste werden, weil sie die Gedanken ablenken. Not ist ein gutes Mittel gegen Kummer. Der Mangel, wie wunderbar, hilft über Schmerzen hinweg. Und diejenigen, denen nicht ihr Reichtum das Leben ertragen hilft, schöpfen die erforderliche Kraft aus ihrer Armut.

Man muß sie in den entlegenen Bezirken sehen, wie sie um die bange Zinszeit wandern. Keine stattlichen Möbelwagen, nur ein geliehener Karren. Der Mann ist selber vorgespannt, die Frau schiebt nach, die Kinder schleichen mit blassen Gesichtern hinterdrein. Auf dem Karren armseliges Gerät, Holzsachen, Bettzeug und Kochgeschirr, ein Häuflein Jammer. Die elegische Aufassung früherer Zeiten sah in den Auswanderern, die übers Meer gehen, die Bedauernwertesten der Unglücklichen. Aber diese Pilger der großen Städte sind übler daran. Auch sie ziehen fort und fort, nur fehlt ihnen die Hoffnung auf einen neuen Zustand. Die Ferne ist nicht entsetzlicher als die Nähe.

Wer sich freilich die Laune nicht gründlich verderben lassen will, darf bei solchen Anblicken nicht verweilen. Er käme sonst auf den höchst polizeiwidrigen Gedanken, daß wir trotz Fortschritt und herrlichen Erfindungen doch nicht in der besten der denkbaren Welten leben. Güter werden mit Dampf in unendlichen Massen erzeugt, jetzt und jetzt erschüttert eine Überproduktion die allgemeine Wirtschaft, es gibt plötzlich zu viele Sessel oder Tischdecken oder Kochtöpfe — und dann lehrt uns der Blick auf einen solchen Umzugskarren, daß es Dumme oder Elende gibt, die zu wenig von dem haben, was in unverwendbaren Mengen

vorhanden ist. Aber die Beschäftigung mit solchen Fragen überläßt man ironisch lächelnd den Utopisten und anderen hirnverbrannten Köpfen. Die praktischen Leute streiten sich um politische Schlagworte herum, die allerdings den Vorteil bieten, daß man zu Macht, Mandaten und Ansehen kommt. Die Wohnungsverhältnisse armer Leute, wie uninteressant!

Doch ließe sich viel darüber reden, und man geriete wohl aus dem Plaudern in den Ernst und vom Hundertsten ins Tausendste. Von allen sozialen Fragen, die dabei auftauchen — denn es gibt nicht eine — ist die des umhergeschleuderten, vernachlässigten Kleinbürgertums die fesselndste. Jetzt, wenn sie aus einer Wohnung in die andere ziehen, liegt ihr schweres, tapferes Dasein flüchtig auf der Gasse, und es spricht aus ihrem Hausrat zu dem, der es vernimmt. Zur volkstümlichen Deklamation ist dabei wenig Anlaß, denn sie haben kein sogenanntes Klassenbewußtsein, vergeben ja auch ihre Wahlzettel nicht auf Grund ihrer eigenen wirklichen Bedürfnisse. Planlos, wie ihre Übersiedlungen, ist auch ihr übriges Tun. Sie haben sich noch nicht in die Gegenwart gefunden, die Kleinbürger, dieser Schatz einer jeden modernen Nation. Sie schließen sich vorläufig noch den Forderungen anderer Klassen, der unteren, wenn nicht der oberen an, weil ihre eigenen noch nicht treffend formuliert sind. Und sie werden doch wahrscheinlich berufen sein, die Rechte und Freiheiten des Individuums nach oben und nach unten zu verteidigen. Die Dichter, die Intellektuellen, die sich jetzt überall an die Arbeit machen, um den Berufspolitikern das schnöde Handwerk zu legen, können auch da Herrliches leisten, wenn sie uns diese Kreise sehen lehren. Da gibt es brave Mütter, Väter, die sich wie Helden um das tägliche Brot opfern, fleißige Söhne und vergessene Mädchen, die manchmal in Gedanken sitzen bleiben, weil sie keine Mitgift haben und sich nicht in Unterhaltungen den

Mann erjagen. Das gäbe Dramen und Romane, die uns anders tief in die Seele griffen, als die spielerische Kunst um der Kunst willen. Nein, die Kunst um des Lebens willen, um es zu verstehen, zu verbessern, zu erhöhen.

(1899.)

Der Hamur

Herr Blasel, ein guter Spaßmacher aus besseren Zeiten, hat seine Vergnügungshalle zusperren müssen, und gleich den Römern besitzen nun auch wir eine Ruine, welche das Kolosseum heißt. Das ist das neueste Kunstereignis unserer Stadt. Indem wir es aber verzeichnen, fällt uns ein, daß es eine betrübende Ähnlichkeit mit anderen Vorfällen der letzten Jahre hat. In den Kreisen der Unternehmer, die sich um die Aufheiterung der Mitbürger bemühen, jagt eine Insolvenz die andere. Es wird bei uns bald nichts Traurigeres geben, als die Einrichtung eines Belustigungsortes. Das verarmte Theater klagt das Tingel-Tangel an, das krachende Brettl beschuldigt den Zirkus, und nur die Kunstreiter jammern nicht, sondern galoppieren eiligst von dannen.

Ist es möglich? Wien — nein, Wean! — ernährt seine Fröhlichkeitsprofessionisten nicht mehr. Die Uhr am Stephansturme geht wohl nicht richtig. Ja, steht der alte Steffel überhaupt noch? Die hamuristischen Lieder unserer Bänkelsänger beteuern es zwar, aber wer weiß, ob das nicht bittere Ironie ist. „Sehn's, so heiter is das Leb'n in Wean!" Wer wird da gefrozzelt? Ein solches Couplet mit seinen eisernen drei Strophen vom feschen Madel, vom Nawratil und vom Silberstein entfesselte sonst Stürme des Lachens, und das ist nicht mehr. Der Kulturhistoriker wird versuchen müssen, zu erklären, wie das gekommen sei. Hat die lokale Jungfrau dadurch ihren Reiz eingebüßt, daß sie als süßes Mädel in

höhere Literaturregionen aufstieg? Auch Nawratil und Silberstein wurden dem Brettl entführt, man schleifte sie ins Parlament. Und so wird der spätere Forscher vielleicht zur Ansicht gelangen, das Brettl habe den Hamur eingebüßt, weil man ihm seine Stoffe wegnahm. Vom Madel wollten die Leute in der Singspielhalle nichts mehr hören, weil das moderne Literatur sei, also zu sehr den Kopf anstrenge. Und bei der Nennung von Silberstein oder Nawratil mußte man an die höchsten Fragen der im Reichrate so brillant vertretenen Königreiche und Länder denken, demnach war auch dieser Gegenstand eine zu ermüdende Zerstreuung. Die kommunalen Scherze über Gasbeleuchtung, Straßenpflaster oder Tramwayüberfüllung büßten schließlich auch ihre Harmlosigkeit ein, ohne dadurch kurzweiliger zu werden. So starb, der diese Gegend einst regiert hatte, der Hamur.

Freilich ist die kümmerliche Wandlung nicht nur oben auf dem Brettl, sondern auch unten im Zuschauerraume erfolgt. Das war einst eine lebenslustige Stadt, nur zu lebenlustig. Der Genuß, ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, war noch nicht in Mißkredit geraten. Wer es hoch hergehen ließ, wer im feschen Zeugl in den Prater fuhr, wer beim Heurigen, von der Musik angestrudelt, sein Backhendel verzehrte, war ein Gegenstand der Bewunderung. Die Nationalökonomie des Neides wurde noch nicht gelehrt. Es bestand noch nicht die allgemeine Geneigtheit, jedem das Niederträchtigste zuzutrauen. Der „Einspänner im Saft" oder „zwei Eier mit Krenn" waren nicht die äußerste Grenze des Wohllebens, das noch keine Unzufriedenheit bei den Mitbürgern erregte. Es gab fesche Hausherrnsöhne und minder Glückliche, die, wie es im Liede heißt, sich nur zu Hause einen Narren machen konnten. In der Nobelallee standen die Gaffer ohne Erbitterung an dem Rande des Weges und freuten sich über die Schnellfahrt der Fiaker. Ja, der Lebensgenuß war

ein frohes Schauspiel auch für die „Enterbten", wie das grimmige spätere Wort sie nannte. Das war vielleicht ein borniertes Vergnügen, aber wenn man aus der allgemeinen Stimmung schließen darf, waren die gemütlich beschränkten Leutchen doch glücklicher, als sie heute sind. Plötzlich war der Rückschlag da. Der Genuß wurde etwas Schmähliches, wahrscheinlich weil ihn alle so sehr liebten und seiner nicht in dem gewünschten Maße teilhaftig werden konnten. Man sah einander noch auf den Teller, in den zum Speisen und Trinken geöffneten Mund, aber nicht mehr mit freundlicher Bewunderung. Die Lustfahrt im Neutitscheiner erweckte den Zorn der ewigen Fußgänger, und wer dabei vor allem verarmte, das war unser vielbesungener Fiaker, der Gondoliere von Wien. Eine neue Methode der Betrachtung kam auf: wem es gut ging, der war gewiß ein schlechter Kerl. Ein anständiger Rock verbarg sicherlich die schlimmsten Blößen. Die fünf Gulden-Männer der Moral übernahmen mit Wort und Schrift die Vertretung des kleinen Mannes, und es wurde ein so beliebter Sport, den Genießenden in die Suppe zu spucken, daß es bald mehr Spucke als Suppe gab. In einer weniger lebenslustigen Stadt hätte es nie zu einem solchen Krach der Lebenslust kommen können.

Das alles ist ebenso burlesk wie betrübend. Es sind eigentlich spaßige Sachen, und doch enden sie in allerlei Not. Im kleinen und einzelnen ist dafür ein Gleichnis, was wir jetzt in der Nußdorferstraße sehen: da stehen verschiedene Spaßmacher, Artisten, und auch ihr Hilfspersonal von Kulissenschiebern und Theaterarbeitern frierend und hungernd auf der Gasse. Sie wollten einen hohen Adel und ein nur p. t. Publikum ein bißchen erheitern, und plötzlich gibt es nichts zu essen. Die lustige Person im Elend ist immer die traurigste Person. Warum? Die Arbeitslosigkeit einer Schar von Handwerkern oder Fabrikslöhnern sollte

uns doch mindestens ebenso ans Herz greifen, wenn w
eines haben. Doch unser Mitgefühl regt sich stärker, wen
wir Kunstbeflissene jählings in der Misere sehen. Der Grun
liegt vermutlich in uns selbst. Wir meinen: wenn es ihne
schlecht geht, so geht es auch uns schlecht. Sie sind de
Pegel unseres Behagens; sie zeigen an, wie wenig wir un
vergnügen. Das Mitleid, welches wir ihnen zuwenden, gil
unbewußt uns selbst.

Der Zusammenbruch des armen Blasel wurde von de
Philosophen und Beobachtern dieses Kunstzweiges au
mannigfache Ursachen zurückgeführt. Die wandernden Heu-
schrecken Barnum & Bailey wären schuld gewesen, sage
die einen. Damit ist es aber wohl wie mit der Influenza
die rafft nur die Geschwächten hinweg. Die anderen meinen
Blasel hätte seinem Publikum nicht genug oder nicht das
Richtige geboten. Er, der sogar Frauenkämpfe aufführen ließ,
in denen der Schweiß in Strömen floß und Weiber zu
Hyänen wurden. Tatsächlich hat er sehr viel und von allen
denkbaren Arten geboten; einmal auch, wenn wir nicht
irren, eine kunstreisende Boerstruppe, die den kriegerischen
Trieben der Musichall-Zuschauer um so mehr zusagen mußte,
als auf dem Veldt in Süd-Afrika zur selben Zeit die blutigsten
Schlachten stattfanden. Neben diesem Aktuellsten wurde
auch das Ewige nicht vernächlässigt: die ewige Trapez-
künstlerin, die nichts von ihrem Gliederbau verheimlicht; die
ewige französische Chansonettenkreischerin, die ohne zwin-
gende Veranlassung ihre Unterröcke zu oberst kehrt; die
englische Verwandlungssängerin, die den Fuß aufhebt, wenn
sie einen hohen Ton zu singen hätte. Auch der Bauch-
redner mit den leider so witzigen Puppen fehlte nicht. Es
gab dressierte Hunde und Kakadus, die gleich den Menschen
alles taten, nur das nicht, was ihnen natürlich war. Man
litt im Kolosseum auch nie Mangel an Reckturnern, und

diese erschienen entweder in ihren von den Vätern ererbten Trikots oder in der schwarzen Gesellschaftskleidung, die zur Merkwürdigkeit einer Bauchwelle soviel beiträgt. Es gebrach endlich nicht an Balletten, und wie in der Hofoper selber, wurden tiefdekolletierte ältere Italienerinnen in Musselineröckchen von einem ernsten, hageren, gummibeschuhten, sprungbereiten Landsmann, der es verschmähte, Salamischeibchen zu schneiden, beim Pas-de-deux unterstützt, während die schweißtriefende Gruppe der jungen unflinken Elfen von Lichtental und Lerchenfeld von der früher durchgemachten Tanzanstrengung an den Kulissen verschnaufte. Auch der Inhalt dieser Divertissements erinnerte lebhaft an die bedeutungsvollen Fußspitzendramen der vornehmsten Museninstitute, in denen alles subventioniert wird. Die Ballette handelten von der bekannten Liebe mit Hindernissen, und man konnte im vorhinein erwarten, daß die Prima Ballerina in die bereitgehaltenen Arme des Salami-Liebhabers sinken dürfte, sobald ihr erst der Atem ausgegangen sein würde. Die Gewähltheit der vorgeführten Genüsse ließ also kaum etwas zu wünschen übrig. Herr Blasel hatte aber zudem noch eine Vergangenheit von Possen, und auch diese glaubte er seinen kolosseischen Kunstfreunden nicht vorenthalten zu sollen. Er brachte auf die Bretter des für Ottakringer Begriffe prunkhaften Tingel-Tangels die Gestalten älterer Schwänke: den Thadädel, den bejahrten Drahrer, den Ehemann, der heimlich auf den Lumpenball will, die keifende Gattin, die berüchtigte Schwiegermutter. Das war zu viel. Er stellte offenbar zu große Anforderungen an die Fassungskraft seines Publikums. Wer gekommen war, um fünf angeblich miteinander verwandte englische Schwestern ihre Leibwäsche enthüllen zu sehen, der wurde verstimmt, wenn er vorher eine Stunde lang die gewiß beklagenswerte Einrichtung der Schwiegermütter mit beinahe Blumenthal

Kadelburgscher Schärfe erörtern hörte. Das Kolosseum verträgt so literarische Anstrengungen nicht. Die Nummern reimten sich nicht aufeinander. Alter Drahrer und Chanteuse excentrique sind zu verschieden. Bald langweilte sich der eine Teil des Publikums, und bald der andere; aber an jeden kam die Reihe. Dies sind, mit der Bemühung um historische Wahrheit dargestellt, die Gründe des Verfalles im Kolosseum. Gebieten wir unseren Tränen.

Was die Katastrophe minder schaurig erscheinen läßt, ist der Umstand, daß ein Tingel-Tangel-Artist schneller wieder sein Brot findet, als etwa ein Tragöde oder gar ein Privatdozent der Philosophie. Einen Drahtseil-Jongleur kann man immer brauchen, in Temesvar oder in Cincinnati. Einem Menschen, der es versteht, sich eine brennende Lampe an langem Stocke auf die Nasenspitze zu stellen und sie da im Gleichgewicht zu erhalten, dem gehört die Welt. Er kann wo immer hin gehen, er wird nicht darben müssen, was sich zum Beispiel von den Graduierten der drei weltlichen Fakultäten nicht mit ebensolcher Bestimmtheit behaupten ließe. Eine Akrobatenfamilie, die gut eingeführt ist, hat heutzutage eine gefestigtere Lebensunterlage, als manches mittelbürgerliche Haus. Unter den Gelehrten findet man jedenfalls mehr Hungerleider, als unter den Kautschukmenschen. Auch an achtungsvoller Behandlung fehlt es den Brettlvirtuosen nicht. Ein Schriftsteller, der für die Bühne dichtet, ist in unseren Tagen viel lumpigeren und gemeineren Angriffen ausgesetzt, als die Schweineabrichter. So dürfen wir also mit Beruhigung annehmen, daß die Erwerblosigkeit bei den plötzlich entlassenen Künstlern des Kolosseums nicht allzulange andauern wird. Schwer, am schwersten getroffen ist nur der Direktor selbst, dieser liebenswürdige, alte, früher alleweil fidele Blasel. Er steht plötzlich ohne Hab und Gut vor seinem Lokale, in das er freilich gar nicht hineingehörte.

Den Niedergang der Lustigkeit in Wien, sieht man in ihm recht trübselig verkörpert. Er ist schlimmer daran, als seine Equilibristen, denn er kann nicht nach Temesvar oder Cincinnati gehen, um sich sein Brot zu suchen. Hier muß er bleiben, anderswo gilt er nicht. Hier hat er die zitternde Freude gehabt, ein Liebling des Publikums zu sein, und heute ist er arm und alt.

Liebling des Publikums! Ist einer darum zu beneiden, wenn er es geworden ist? Es gehört enorm viel Glück dazu, es zu werden; noch viel, abenteuerlich viel mehr, es zu bleiben. Aber vom ersten Tage, von der ersten Stunde an sitzt die schwarze Sorge hinter dem Reiter. Das Erlangen der allgemeinen Gunst ist immer etwas Zufälliges, Unberechenbares. In dem Falle des Komikers dienen dazu natürliche Gaben, eine unerwartete Drolligkeit der Erscheinung, eine Art, zu betonen, zu blicken, sich zu bewegen. Lernen läßt es sich nicht, und die Nachahmung hat keinen Wert. Alles ist da plötzliches Glück, Einfall und Laune, wenigstens im Anfang. Ein Erfolg führt dazu, das Gelungene festzuhalten, zu verstärken, aus dem schwankenden Einfall die feste Manier, die Maske der eigenen Person zu machen.

Dann fragt es sich nur noch, wie lange das Publikum Gefallen findet an der Maske, deren Erstarrung es hervorgerufen hat. Und der arme gefeierte Liebling muß fort und fort lauern, angstvoll forschen, ob er noch die Gnade besitze, nicht anders als ein Günstling, der mit geheimem Beben vor seinen Sultan hintritt. Jeder Tag birgt die Frage: noch höhere Ehren oder der Sturz? Es muß einer viel Humor haben, wenn er dabei den Humor nicht verliert. Und das ist der Fall bei Blasel, dessen breite, behäbige, thadädlige, altwienerische Komik noch heute ihre Freunde und Lacher findet. Wir sagen es ihm gern zum Trost in seiner jetzigen Kümmernis, Wer so oft, so viele Menschen ergötzt hat, ver-

dient ja auch Dankbarkeit. In zwanzig, dreißig Jahren wird dieser Blasel als eine nicht geringe Figur der Wiener Theatergeschichte dastehen, denn sein Name ist nicht zu trennen von einer der glücklichsten Zeiten unserer lustigen Volksbühne. Geben wir ihm schon heute, da er es brauchen kann, einen kleinen Vorschuß auf seinen künftigen Nachruhm. Seine Maske war das Gutmütige, Harmlose, des einfältig Wienerische, und er sah auf eine liebenswürdige Weise dümmer aus, als er war. Es war und ist nicht seine Schuld, wenn der Hamur, seine Art von Hamur, jetzt auf keinen grünen Zweig kommen will.

Wie drückend aber für den Augenblick diese Schicksalswendung sei, schaden wird sie ihm und seiner Laune hoffentlich nicht allzusehr. Wir wissen von Johann dem Seifensieder, daß die Munterkeit zwischen Geldsäcken nicht richtig gedeiht. Ein Künstler muß nicht reich sein, und wenn er seine Schulden nicht bezahlen kann, so erhöht das vielleicht sogar sein Prestige bei denjenigen Spießbürgern, die ihm nicht geborgt haben. Es ist etwas Romantisches und Versöhnendes darin. Der Künstler, der Coupons abschneidet, ist eigentlich manchen eine beleidigende Erscheinung. Was — den Ruhm, und dazu noch getrüffelte Kapaunen und eine Equipage und ein vierstöckiges Haus? Das wäre zu viel für ein Talent. Die Unbekannten haben es ganz gern, wenn es den Bekannten nicht allzu gut geht. Ein Lustigmacher soll sich den Magen nicht übermäßig anfüllen, dann springt er besser. Und so sind alle Leute zufrieden. Wenn er endlich wieder auftritt, so wird er sicherlich alle Sympathien finden, die man einem insolventen Künstler stets entgegenbringt.

(1901.)

Ein Erbstreit

Ein Erbstreit hat dieser Tage die Gerichte und die öffentliche Meinung beschäftigt. Es war nicht das Vermögen eines Monte-Christo, nicht einmal eines erfolggekrönten Bierbrauers, um das man raufte. Das Stück Geld ist nach heutigen Begriffen ein bürgerlich mittelmäßiges, etwa zweihunderttausend Gulden. Wenn sein verstorbener Eigentümer Kattun bedruckt, Wolle gesponnen oder Eisen gegossen hätte, wäre der ziffermäßig ausgedrückte Schmerz der Erben unter Benützung der Rechtswohltat des Inventars wohl viel größer gewesen. Aber der Erblasser war nur ein Musiker, freilich ein hochgepriesener. Brahms ist sein bleibender Name. Dadurch hat das Häufchen Bargeld, von den künstlerischen Wertpapieren gar nicht zu reden, eine andere Bedeutung gewonnen. Es kamen auch verschiedene spannende Schikanen des Verfahrens hinzu: die Rolle des Klägers, die schönere des Beklagten. Das Erbrecht ist ja der Romanteil des Bürgerlichen Gesetzbuches. Der Prozeß wurde interessant.

Wie jene rasch gekühlten Glastropfen, die einem Hammerschlage widerstehen, aber zu Staub zerfallen, wenn man ihr dünnes Ende abbricht, so ist der Besitz des Individuums. Kisten und Kasten waren wohlverschlossen, gegen Diebe, Freunde und Bettler verwahrt. Wie viel, wie wenig der Eigner hatte und was er damit machte, ging keinen etwas an. Diese Freiheit und Gewalt sind für den Besitzen-

den sicherlich befriedigend. Es ist einer der hübschen schwärmerischen Denkfehler der Kollektivisten, daß sie das nicht verstehen. Darum werden sie auch wohl noch einige Tage auf die Verwirklichung ihrer Träume warten müssen. Ungefähr so lange, als man noch für Geld etwas kaufen kann, zum Beispiel Sachen, Menschen, Bequemlichkeiten, Genüsse, Ehren und was man sonst noch zum Leben braucht. In dieser Zwischenzeit, deren Dauer ich nicht abzuschätzen wage, wird sich die menschliche Natur ungern vom Prinzip des Privateigentums trennen, namentlich wenn es im besonderen Falle realisiert werden kann. Im Besitz ist das enthalten, was als das Kostbarste in der idealen Freiheit gerühmt, ersehnt, gefordert und nie erreicht wird: die unbeschränkte Möglichkeit der Selbstbestimmung. Von niemandem abhängen, auf niemanden angewiesen sein, sich nach niemanden richten müssen, niemandes Knecht oder Augendiener sein, keiner fremden Laune, Gunst oder Willkür unterworfen, auch nicht der einer Menge, einer Partei oder eines Kreises. Die häßliche oder groteske Ehrfurcht niedriger Menschen vor den Reichen hat da ihren tiefen Grund: diese sind Freie. Und darum wird der Besitz auch so innig geliebt, selbstverständlich nur von denen, die ihn haben. Der einzelne wird bis auf weiteres noch den Schlüssel zu seiner Truhe fest in der Hand behalten — bis ... Kisten und Kasten waren wohlverwahrt gegen Diebe, Freunde. Da stirbt der Herr. Die Spitze des Bologneser Tropfens ist abgebrochen, und alles wird Staub wie der Mann selbst. Nun darf man in seinen Geheimnissen wühlen, im Schreibtische kramen, das Spind durchstöbern. Das alles ist im Falle Brahms geschehen, wie es täglich unzählig in minder berühmten Fällen geschieht. So ist das ein feines Schulbeispiel geworden. Recht gelassen räsoniert man ja über die menschlichen Dinge nur, wenn man einen Totenschädel in der Hand hält.

Allerdings erzählen uns die Toten nicht mehr und nichts anderes, als wir schon in uns selbst haben.

Die Gerichte und die Parteien haben gefragt, wem er denn sein Geld hinterlassen wollte? Ja, ja, das ist die Frage. Vielleicht kommt es der Wahrheit am nächsten, wenn wir annehmen: niemandem. Er hatte keine ordentliche Lust, es zu hinterlassen. Mitnehmen konnte er es aber auch nicht. Daher die Unschlüssigkeiten, der Brief, der einem letzten Willen ähnelt, aber zurückgerufen wird, also doch kein letzter ist, höchstens ein vorletzter Wille. Die einzelnen Bestimmungen werden durchstrichen, verändert, nicht ganz aufgegeben, auch nicht durch Neues ersetzt. Daß er sich nicht gerne mit dem Gedanken des Todes beschäftigte, ist daraus nicht mit Notwendigkeit zu folgern. Sterben, ja — aber Erben, nein. Als einsamer Mann hatte er sich nicht die Leidtragenden versorgt, deren Beistellung zum Leichenbegängnisse eine der wesentlichsten Aufgaben der Familie ist. Ein bißchen Trauer kann doch nur von Blutsverwandten erwartet werden — et encore. Im dritten, spätestens im vierten Wagen hinter dem Sarge wird immer gelacht. Warum? Geheimnis. Sind die Anekdoten, die man sich da erzählt, so gut? Ist der Gegensatz zwischen dem Trauergepränge und der Lust zum Leben so überwältigend? Ist es die unbändige Freude über die Unterbrechung des Alltags? Der Tote ist ja schon viele Stunden tot, er spürt nichts mehr vom Geholper des Lebens, er ist gut aufgehoben, und zwar für lange Zeit.

Dies sagt sich der einsame Mann, wenn er sich die banale Möglichkeit seines Hinscheidens vorstellt. Wem soll er die Habe nachlassen? Unbekannten Leuten, die aus demselben Familienbaume stammen, die sich aber nie seiner erinnert hätten, wenn er arm und unberühmt geblieben wäre? Er fühlt, daß er verdiente, von ihnen ausgelacht zu werden, wenn er sie bereicherte. Wo waren sie, als er um seine

Existenz kämpfte? Das Erbrecht der Seitenlinien ist ein veralteter Posten, den man abzulösen vergessen hat. Der Staat, der sich nicht mehr auf Gentes und Sippschaften stützt, hat kein Interesse daran, daß entfernten Geschwisterkindern plötzlich ein Sümmchen in den Schoß falle. Es ist eine auch vom fiskalischen Standpunkte unsittliche Lotterie.

Wenn einer aber im Testamente seinen Verwandten etwas vermacht, so meint er sie da offenbar nur als Freunde.

Freunde? Gibt es denn solche? fragt er sich in verlassenen Stunden, und kritzelt einen Strich in seine früheren Verfügungen hinein. Waren sie nicht auch nur die Freunde seines Ruhmes? Und wenn sie sich in seiner Gesellschaft wirklich wohlbefanden, war dieses Verdienst so groß? Man zecht und plaudert bald mit einem. Die Trinkgenossen soll man auch nicht überschätzen. Weiß niemand, wie sie es meinen. Vielleicht lauert auch da und dort in einem treuen Auge ein Wunsch nach Vorteilen aus der Freundschaft. Der Besitz macht mißtrauisch, vielleicht sogar engherzig. Der König in Thule gönnte seinem Erben alles, nur den einen Becher nicht. Vielleicht hielt Brahms es umgekehrt. Den Becher gönnte er ihnen, und nur das andere nicht.

Aber es gibt Auswege. Wozu wären die Vereine da, die Stiftungen? Der erste, der ein Zweckvermögen zum allgemeinen Wohle schuf, war sicherlich in seine Nächsten nicht verliebt. So fügt es sich, man weiß nicht, ob mehr belustigend oder mehr wunderbar, daß es aus den unangenehmen Erfahrungen mit den einzelnen nur eine Flucht in die allgemeine Menschenliebe gibt. Wer bestimmten Personen keine Freude bereiten will, muß sie unbestimmten machen, wenn er nicht in der Lage des alten Westgoten ist, der sich mit seinen Schätzen im Busentoflusse begraben lassen konnte. Die größten Wohltäter sind vielleicht die größten Menschenhasser gewesen. Sie konnten sich nicht helfen — es ist ein

schöner Gedanke — sie mußten Gutes tun. Freilich ist auch das Schicksal von Stiftungen manchmal wunderlich. Sie kommen durch Zufall in unrechte Kehlen. Sie werden einer Stadt anvertraut, und die Stadt kriegt einen neuen Bürgermeister. Der verfährt dann mit dem Erbgute, wie er will. Oder das Vermächtnis kommt an einen Verein, und der Verein erhält einen anderen Ausschuß. Streber nisten sich ein, die Protektion beginnt zu wuchern und die Stiftung verwittert möglicherweise schneller als der Leichenstein ihres Urhebers.

Das sind die Sorgen reicher einsamer Leute. Brahms hatte sie, das ging aus der gerichtlichen Erörterung hervor. Sein Gespräch mit einem Freunde über die posthume Verwendung des Vermögens wurde zitiert. Brahms war mit sich im reinen, daß er sein Geld nicht in die fernste Verwandtschaft solle zerstreuen lassen. Das ist nicht merkwürdig, zeigt vielmehr von einer gesunden Härte der Auffassung, wie sie jeder Vernunftmensch hat. Größer und mehr ins Weite trachtend war aber seine andere Negation. Er wollte auch keine Stiftung zu Gunsten armer junger Musiker machen, weil durch solche Erleichterungen des Daseinskampfes ein kraftloser Mittelschlag gezüchtet werde. Stipendien, meinte er, kämen nur Schülern zugute, die niemals Meister würden. Die Begründung ist sinnvoll. Er hielt sich nicht einmal bei der Möglichkeit auf, daß die Gunst der Zuteiler und nicht die Kunst der Bewerber die Vergebung entscheiden könne. Tatsächlich mag dergleichen oft genug vorkommen, es ist ja etwas recht Menschliches. Sein Gesichtspunkt war jedoch höher. Er sagte, daß gerade der originelle Künstler beim ersten Auftauchen verkannt werde. Darüber soll man nicht seufzen, denn es muß so sein, nicht nur in der Kunst. Wer gleich die Gegenwart erobert, dem kann die Zukunft nicht gehören. Der neue Gedanke, die neue Kunst muß kämpfen,

denn dieser Kampf ist die Legitimation der Neuheit. Man hüte sich vor den Jungen, die zu schnell recht behalten, denn das sind die Wahren nicht. Sie bringen höchstens eine Mode von der Farbe der verstreichenden Stunde. Das Ewige tritt anders beschwerlich in die Welt. Der originelle Geist kann nicht gleich verstanden werden, diese Unmöglichkeit liegt in ihm selbst. Und der Meister gedachte der Erfahrungen seiner eigenen Jugend, die er sich rückschauend nicht weniger hart gewünscht hätte, als sie wirklich war. Es tat ihm nicht leid, daß er sich mit der Herrichtung von Märschen für ein Garten-Orchester hatte sein erstes Brot verdienen müssen, daß er in Wirtschaften die Bänkelsänger am Klavier begleitete oder zum Tanz aufspielte. „Die schönsten meiner Lieder kamen mir, wenn ich früh vor Tag meine Stiefel wichste." Daraus spricht das Selbstbewußtsein des Starken, dem es gelungen ist. Nur ist damit die Frage nicht beantwortet, ob es ihm gelungen ist, weil er stark war, oder ob er stark wurde, weil es ihm gelungen ist. Zum Erfolge gehört in dieser niederen Welt, die der Meister sonst so scharf beurteilte, außer dem Talent auch noch die minder edle Legierung von Klugheit und Geschicklichkeit. Gold ist für den gemeinen Gebrauch zu weich. Aber die Erfolglosen sind stumm; wenigstens werden ihre Reden nicht gehört, was in der Wirkung auf das Gleiche hinauskommt. Wie viele Brahms mögen fiedelnd in den Gartenwirtschaften sitzen geblieben sein?

Weichlich war die Auffassung des Meisters auf keinen Fall, sie hat etwas spartanisch Herbes, Stolzes. Die Schwachen sollen verderben. Vielleicht spielten da auch böse persönliche Erfahrungen mit jungen Künstlern hinein. Das kommt demütig und begeistert, das trieft von Idealität und künstlerischem Ernst. Am Tage, nachdem man ihm geholfen hat, stellt sich heraus, daß es ein Reklamebruder, Geschäftsmann,

Kunstheuchler und selbstverständlich auch ein Undankbarer war. Wer eine Zeitlang jungen Leuten geholfen hat, macht ganz erbauliche Wahrnehmungen. Aber warum sollte es unter den Jungen weniger Pöbel geben, als unter den Alten? Die Dankbarkeit ist ein Merkmal der Vornehmen. Und das „Gesetz des schweren Lebenskampfes“, das Brahms bewundernd selbst anruft, läßt die Vornehmheit nicht leicht aufkommen.

Der Lebenskampf! Er hat ihn ausgekostet, von den eigenhändig geputzten Stiefeln an bis zur Sorge des Besitzers. Wie seltsam, daß ein so reichbegabter Mensch am Ende seines Lebens nicht zu anderen Antworten gelangen konnte auf Fragen, die ihn lange beschäftigt hatten. Er wußte schließlich nicht einmal, was er mit seinem Gelde anfangen sollte. Nicht den Verwandten, nicht den Künstlern, nicht den Armen, das stand fest. Und doch brauchte er sich den Lebenskampf nur etwas näher zu besehen, um eine Verwendung für seine nutzlose Habe zu finden. Es gibt Gegenden auf dem allgemeinen Schlachtfelde, wo nicht nur die Schwachen, sondern auch die übrigen zugrunde gehen. Alle! Es gibt Grade des Elendes, die nicht mehr produktiv sind. Aus der leichten Entbehrung, aus unbefriedigten Wünschen, aus tausendfältiger Sehnsucht nach schöneren Formen des Lebens kann noch eine Leistung hervorgehen, mögen unverhofft herrliche Ideen und sehr beseligende Künste erwachsen. Das sind Blüten des Egoismus von manchmal wundervoller Gestalt. Ein Künstler ist immer ein Egoist. Sich will er hervortun, sich will er hervordichten, sich hervormalen, sich hervorsingen. Das Stübchen, in dem er von Luftschlössern träumt, ist nackt und kalt, aber das Glück vermag bei ihm noch einzukehren. Weiter unten jedoch ist es fürchterlich. Da sind die Leute obdachlos, brotlos, bildungslos, hilflos, hoffnungslos. So lange es in einer Gesellschaft, die nicht durchwegs aus Musikfreunden besteht, solche Gegenden

gibt, braucht eigentlich niemand in Verlegenheit zu sein, wie er seinen Nachlaß loswerden könne. Daran, scheint es, hat der gute Meister Brahms nicht gedacht. Er sah nur den Kreis, in dem er sich bewegte, und da wußte er sich freilich nicht recht zu tun. Da hat man sich ein Leben lang gerackert, hat Stiefel und Märsche gewichst, aber auch Glück und schöne Lieder gefunden. Zum Schlusse ein Fragezeichen. Für wen das alles? Er schrieb es auf und strich es wieder durch. Dann legte er sich hin. Ach was, mögen sie darum streiten! Vielleicht war das sein ironischer letzter Wille.

(1900.)

Schwarzenberggarten

Schwarzenberggarten. Da war ich gewiß an die zwanzig Jahre nicht mehr. Man war damals ein Student, und auch die Bäume waren grün — so grün übrigens, wie sie jetzt wieder sind. In den Bäumen ist kein Unterschied. In einer solchen Spanne Zeit werden sie nur um ein Spännchen dicker. Aber allmählich, man weiß nicht wie, scheint eine Ironie in sie hineinzukommen, wenn sie dastehen, immer stärker werden und uns vorübergehen sehen.

Dieser Garten liegt mitten in der Stadt und scheint doch ganz vergessen und verloren zu sein. Er hat nur ein kleines Publikum in jedem Sinne. Die Leute, die in den angrenzenden Gassen wohnen, schicken ihr kleines Volk zum Spielen herüber. Invaliden behüten die Grasplätze und Büsche der grünen Insel im städtischen Meere, um die sich sonst niemand kümmert. Wer ein Reisender ist und nach fremden Ländern ausfährt, der kommt oft an der langen Mauer in der Heugasse vorbei, wenn er nach dem Süden oder Osten ins Weitere strebt. Nie mehr steigt ein Gedanke über die Mauer in den alten Garten, weil man da vor Zeiten alles kannte, weil es da nichts mehr zu sehen gibt. Und das ist so lange wahr, bis es falsch wird. Aus dem regungslosen Garten hinter der Mauer haben die rinnenden Tage ein fremdes Land gemacht, vielleicht mit mehr sonderbaren Dingen, als manche Reise sie uns zeigen kann.

Nicht ein Zug hat sich verändert seit damals. Frostig

noch im Sonnenscheine der ungeheure Ehrenhof für anfahrende Karossen, und die steile Rampe scheint jeden Besuch eines gemeineren Fuhrwerkes von vorneherein entmutigen zu wollen. Da kommen nur gute Pferde hinauf. Aber wir sind beim Seitentor, durch den Hof der Milchwirtschaft eingetreten. Wie verfallen ist das alles, das Häuschen, die Wirtschaft, der armselige Kellner! Am Gittertor liest man wieder auf der regenzerwaschenen Tafel die Bedingungen, unter welchen den Leuten der Eintritt in den Garten gestattet ist. Niemand hat hier ein Recht, zu verweilen. Es ist eine widerrufliche Gunst. Wenn morgen der Herr beispielsweise nicht mehr wollte, müßten alle die Kinder ihre Gießkännlein, Holzrechen, Schaufelchen, Schiebkärrchen, Bälle, Reifen und Springschnüre traurig aufnehmen und sich einen anderen Garten suchen gehen.

Beim Tor aber ist der erste Anblick nach so langer Zeit packend. Wie lieblich, wie unverändert liegt der Garten da! Vom grünen Grase, von dunkleren Bäumen heben sich die Sandsteingruppen in ihrer alten Zierlichkeit ab. Mythologie des achtzehnten Jahrhunderts, französischer Geschmack. Die reizenden Nymphen wehren sich noch immer kokett gegen ihre Bezwinger. Wir werden den Ausgang dieses Liebeskampfes nicht sehen, wenn ich daraus schließen darf, daß sich seit zwanzig Jahren an der Sachlage kaum etwas geändert hat. Sie haben sich vorzüglich konserviert, diese steinernen Damen; ach, besser als manche schlanke Maid. Aber die Blutbuche dort zur Rechten ist dicker geworden, ich glaube mich zu erinnern, daß sie damals nicht so stattlich war. So sagt man einem Bekannten beim Wiedersehen: Nein, wie Sie gut aussehen!

Die Frage ist, auf welchem Wege die zweite Terrasse genußvoller erreicht wird. Früher, als man Eile hatte, weil irgendjemand dort oben wartete, ging man auf der rechten

Seite den geraden Weg, an Tilgners, des Bildhauers, Werkstatt vorbei. Jetzt ist unsere Jugend wohl auch auf der zweiten Terrasse nicht mehr zu finden, und wir haben Zeit, gemächlich die mittlere Allee zu durchschreiten. Da spielen die kleinen Kinder unter den Augen ihrer zerstreuten Hüterinnen. Es ist doch wirklich ein schönes Geschenk, daß diese bleichen Zimmerpflänzchen hier in der Freiheit aufatmen dürfen. Freilich, die Kinder, deren Väter nicht so gut gestellt sind, daß sie ihnen Pflegerinnen mieten können, oder deren Mütter waschen, nähen, Geld verdienen müssen, diese Kinder können nicht in den schönen Garten kommen. Unbehütete Kinder würden hier wohl alles zerstören, und die Invaliden könnten in vielen Fällen nicht schnell genug herbeistürmen, um einen Pflanzenfrevel zu verhindern.

In dieser untersten Abteilung sieht man zumeist Kinder und Invaliden, auch solche ohne Uniform. Es ist ein Garten, in den man vor und nach dem Leben kommt. Hier ist es so ruhig und ereignislos. Es ist ein Schauplatz von Dämmerungen; die Kleinen wissen noch nichts, die Alten wollen nichts mehr wissen, oder wenn sie auch wollten, sie sind zu müde. Denn nach vierzig oder fünfzig Jahren ist man auch von den zwecklosesten Bemühungen so erschöpft, wie wenn man etwas Unvergängliches geleistet hätte. Da sitzt man also, die verrunzelten Hände auf den Stock gestützt, in die Sonne blinzelnd, so lange sie noch scheint, die Spenderin, die all das Gezappel für ein Weilchen hervorlockt, und man schaut spielenden Kindern zu. Die Kinder sind schon jetzt so dumm, die Zeit totzuschlagen, als ob die nicht ohnehin allzu früh schwände. Minutenweise, stundenweise wird sie mit aller Gewalt umgebracht. Jawohl, wenn einer nur die Tage wieder hätte, die ihm nicht schnell genug vergingen. Du lieber Gott, was ließe sich daraus alles machen! Nämlich später.

Anders ist die zweite Terrasse, eigentlich ein Garten für sich. Wenn Kinder und Greise vom Schwarzenberggarten lallen, meinen sie den unteren Teil. Wenn Jünglinge und Mädchen von ihm flüstern, meinen sie die obere Gegend, die zweite oder dritte Terrasse. Ganz hinten ist nur ein großes Wasserbecken mit Schwänen, und nichts für das Gemüt. Von der dritten Stufe läßt sich nicht viel rühmen: ein gewöhnlicher grüner Platz, umgeben von Mauern in der Stadt. Hieher muß man schon mitbringen, was man zu finden wünscht.

Doch der Garten dieser Gärten ist die zweite Terrasse, die weite Rasenrundung, von herrlichen Baumriesen umstanden. Hinten der Weiher mit dem matten Wasser, mit den künstlichen Grotten. Um das Rasenrund herum, in den Zwischenräumen der Baumstämme, stehen Bänke, und auf diesen Bänken kann man sitzen, ein Fräulein erwarten, Pandekten und höhere Mathematik studieren, Gedichte machen, sich langweilen, Bekanntschaften anknüpfen. Es ist ganz genau so, wie es damals und immer war. Darum ist es ein so interessantes fremdes Land geworden.

Ich weiß nicht, wie die Studenten dort auf der Bank heißen, aber ich kenne sie. Ich kenne auch ihr Buch, die autographierten Vorlesungen, und die Unlust, mit der sie an einem solchen Tage das trockene Zeug für die Prüfung hinunterschlucken. Drei sitzen nebeneinander, es scheint der mittlere von ihnen der starke Kopf zu sein, denn er erklärt ihnen die eigentümliche Natur der Dienstbarkeiten: Servitutum non ea natura est, ut aliquid faciat quis! Hinten an der Bank gehen zwei Mädchen vorüber und kichern. Aber die jungen Leute sind strebsam — oder die Mädchen gefallen ihnen nicht — denn sie bleiben bei ihrer Dienstbarkeit, die nicht in einem Tun bestehen könne. Und was wird aus den armen Jungen dieses Sommertages werden? Was erwartet

sie? Ein flaches Handwerk, ein leeres Amt, oder das Versimpeln in einem Fache? Wer von ihnen ein gemeiner Kerl ist, der hat die besten Aussichten im Leben; die anderen müssen Genies sein, wenn sie es zu etwas bringen wollen. Aber sie bereiten sich großartig vor fürs Leben, selbst an diesem Sommertage, um den es mir für sie leid tut. Mir wäre lieber, sie sagten den kichernden Mädchen leise etwas ins Ohr. Denn das ganze Leben wird vielleicht nicht viel Besseres enthalten, als dieser Augenblick. Es wird vielleicht nur eine Kette von Dienstbarkeiten sein, von öden, grauen, freudlosen.

Und doch ist die Arbeit noch das beste, das lernt man auf einer andern Bank. Ein Mann sitzt da, in der Kraft der Jahre, müßig, mürrisch, möglicherweise vom Hunger gequält, nicht mehr ordentlich, noch kein Lump. Ein Mann ohne Beschäftigung, ein Mann über Bord. Er weiß mit sich nichts anzufangen. Eine Last ist er sich selbst. Was kocht hinter dieser düster gerunzelten Stirn? Welcher Groll, welche Reue, welche Verzweiflung? Geht er von hier weg, um feige wieder unter sein abgeworfenes Joch zu kriechen, oder geht er zu einer Gewalttat, oder ins Wasser? Was sitzt alles auf solch einer Bank im Grünen!

Ein komisches Gegenstück ist diese sonntäglich gekleidete Frau mit dem geröteten Gesicht. Man traut ihr auf den ersten Blick die feinsten Mehlspeisen zu, und am Herdfeuer schafft sie wohl gewöhnlich. Jetzt ist sie an der frischen Luft, aber auch nicht glücklich. Menschen, die an eine Frohn gewöhnt sind, vertragen das leichte Leben nicht. Vielleicht schämt sie sich auch ihres Sonntagsstaates und kommt sich weniger ehrlich vor, weil sie am Wochentage nicht beim Herd schwitzt. Das Schlimmste von allem aber ist die Langweile in der Freiheit. Da sehnt man sich zurück zur keifenden Herrin, in die weiße Küche, in das dumpfe

Mägdezimmer. Ich glaube immer, die Arbeit wird schlecht erklärt, und der Zwang läßt sie viel häßlicher erscheinen, als sie ist. Arbeit ist der angenehmste Zeitvertreib auf der Welt, und nur die Liebe ließe sich mit ihr vergleichen, wenn die Liebe Dauer hätte.

Eine andere Bank. Die Liebe ist es zwar nicht, aber eine verliebte Geselligkeit. Zwei Fräulein und zwei Männlein, und es ist ein Flirt mit bescheidenen Mitteln. Die Herren sind offenbar nicht in der Lage, den Damen auch nur ein Glas Wasser oder eine Blume anzubieten. Es schadet nichts. Man gibt eben Jugend gegen Jugend, einen Einfall für den andern, und man unterhält sich blühend. Der eine zeichnet mit seinem Stöckchen irgendetwas in den Sand, der andere singt leise: „Am Brunnen vor dem Tore!“, und man träumt. Er steht nämlich noch immer am Brunnen vor dem Tore, jener Lindenbaum. Aber das sind nur wohlige, empfindsame Tändeleien, das Wahre ist es nicht.

Das Wahre, hier sehen wir es in einem anderen Paare. Sie ein blasses, schlankes Mädel von sechzehn Jahren, er ein unrasierter Bub von zwanzig. Beide sind sauber und recht ärmlich gekleidet, aber füreinander sind sie prächtig, wie eine Prinzessin und ein Prinz. Er sieht schimmernde und duftende Gewänder von ihrer lieblichen Gestalt fließen; für sie geht er stattlich einher, trotz einem Kavalier. Sie kümmert sich manchmal um ihr Schwesterchen, das auf den Wegen neben ihr herläuft, und immer sind sie gemessen in ihrer Haltung, still in ihren Gesprächen. Er berührt nie ihre Hand. Sie haben einander vielleicht noch nichts von ihrer Liebe mitgeteilt, weil es so schwer ist, diese Worte zu sagen: Ich liebe dich! wenn man es fühlt. Die Worte bringen es doch nur um, das Unsagbare, das im Wechsel eines Blickes, im Zittern einer Betonung, im Schatten eines Lächelns lag. Ach, dieser Irrtum ist wundervoll, und wie köstlich ihre

Schmerzen sind, sie wissen es gar nicht, die Beglückten. Er wagt es nicht, an die Verwirklichung seiner Träume zu denken, als ob an den Träumen die Verwirklichung das Schöne wäre. Es handelt sich in dieser Geschichte wahrscheinlich um achtzig Gulden monatlich, und mit fünfhundert Gulden könnte einer den Demiurgen an ihnen spielen. Doch nähme ihnen der das Schönste weg. Gott bewahr' euch, Kinder, vor der Erfüllung eurer Wünsche. Dann wird dieser Garten in eurer Erinnerung nie aufhören zu blühen. Da wuchs ein holder Traum.

So gibt es vielerlei zu erlauschen in dem vergessenen Garten. Verschiedener Gesang von Vögeln kommt aus den Zweigen, und bei der süßen, kleinen Musik denkt man gern über den Garten und seine Leute nach.

Auch in anderer Beziehung ist das ein kurioser Garten. Früher, viel früher, lag er draußen vor der Stadt; jetzt liegt er mitten drin. Die Stadt ist ihm nachgekrochen, hat ihn überwachsen, so groß er ist. Wenn man Gold unter seinem Rasen gefunden hätte, wäre dieser Garten nicht so im Werte gestiegen, wie durch den Fleiß, die Erfindsamkeit und Unternehmung der Nachbarn. Und wer waren die Nachbarn? Es waren die Väter der blassen Kinder, die jetzt bis auf Widerruf unter den Kastanienbäumen spielen dürfen. Siehe, die Nachbarn haben diesem Grundstücke mit ihrem Tun gedient. Nun frage ich: ist es eine Dienstbarkeit oder nicht? Meine drei Studenten würden wohl verdutzt vor solcher Frage stehen, und ihr Professor würde sie überlegen abweisen: Nein, dies ist nicht die Art der Dienstbarkeiten. Was ist es denn? Ich glaube, es gibt mehr Servituten, als uns das römische Recht bekanntgibt, und einzelne lassen sich in dem schönen Garten studieren.

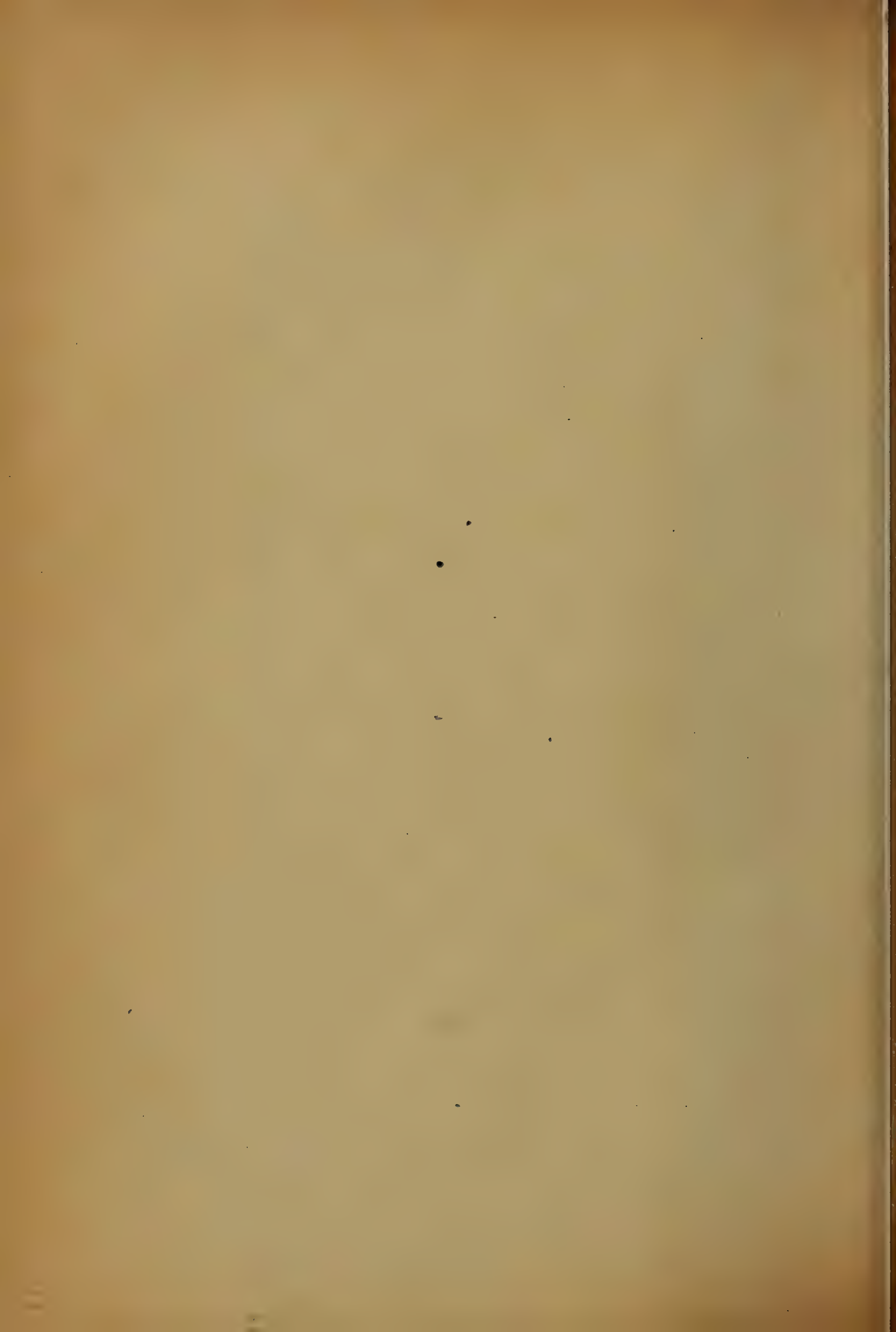
Sieht man auf die Menschen aus einer Höhe herab, etwa wie ein fliegender Vogel, so versteht man ihr Treiben

nicht besser als das von Ameisen in einem Haufen. Offenbar verrichten sie wichtige Geschäfte; sie hätten sonst keine solche Eile, sie würden sich sonst nicht stoßen und drängen, Lasten schleppen, verunglücken, in Löchern verschwinden, wieder auftauchen, und mit unaussprechlicher Mühsal den Bau vergrößern. Sie müssen etwas vor Augen haben, einen Zweck, ein Ziel, all die Plage wäre sonst ein sinnloser Jammer. Vielleicht haben sie über die einzelne Notdurft hinweg auch noch das Gemeinwesen im Auge. Aber schon aus mäßiger Höhe betrachtet, nimmt sich das, was sie wollen und was sie erreichen, so unterhaltend aus. In diesem ganzen Stadtteile haben sich alle Leute seit so vielen Jahren nur bemüht, den Schwarzenberggarten kostbarer zu machen. Sie wußten es natürlich nicht, o Henry Georges, aber sie taten es. Nichts anderes war ihr Tun. Der Garten hatte nur dazuliegen, und er lag da, vornehm, untadelig, freundlich. Es braucht oft tausend Jahre, bis die Menschheit mit all ihren Weisen und Starken das begreift, was man einem kleinen Kinde in zwei Minuten erklären kann.

(1903.)

IV

Englische Nebelbilder



H e r b s t

Auf einen Augenblick nach England .... Der Weg führt wieder einmal durch die lieben Straßen von Paris. Da liegen sie im Herbstglanz. Das Leben so hübsch und eilig wie sonst, zu einer kleinen Nachdenklichkeit verführend. Man geht, man geht, man vergißt im Tändeln die Zeit, und Menschen und Dinge jagen wie gepeitscht vorüber. Hier gibt es für jede Laune einen Weg, und wer seine Spazierstimmungen ordentlich zu pflegen weiß, der hat geschwind die ziemliche Umgebung. Plätze, steif und groß, für monumentale Träume, oder das kokette Genre lustiger Villenstraßen. Alte Palästchen im Faubourg St. Germain, überhaucht von diesem süßen achtzehnten Jahrhundert, und bürgerliche Zinsburgen in der Avenue de l'Opéra. Alle sind nur für den Spaziergänger geschaffen, damit er sich an ihrem Bau und Verfall sinnend ergötze. Und das grüne Fest der Gärten mit den befreundeten Statuen, deren Stein leise verwittert, deren Erz edel rostet. Gleich wieder das Marktgetümmel mit anderen stehenden Figuren, die uns auch gut vertraut sind. Wenn man nach einer Weile wiederkommt, möchte man ihnen die Hand geben: „Wie geht's, Mère Michel? Wie geht's, Père Pitou? . . .“ Aber sie wären darüber erstaunt.

Die jungen Reiter reiten um den Triumphbogen herum, die alten Schreiter schreiten hinter kleinen Putzmacherinnen her. Die trippelnden Weibchen sind ganz selig, weil das Pflaster ein bißchen regenfeucht ist, so daß sie ihre Kleider

zierlich hochhalten und die Füßchen einigermaßen zeigen können. Darüber ist Sonnenschein. Ja, alles wie sonst. Und es ergibt sich daraus eine ebenso hübsche als grausame Lehre der Objektivität: Alles ist, auch wenn wir es nicht sehen. Unser Ich ist entbehrlicher, als Heine damals glaubte. Man kann sich die Dinge ganz gut ohne sich vorstellen. Ja, wer seinen eigenen Traum von der Welt recht innig liebt, dem muß es ein freundlicher Gedanke sein, daß dieser Traum beständiger ist als sein Träger und immer auf andere übergeht. Nichts als ein Teilchen des Gegenständlichen vergeht mit uns. Das Ding an sich . . .

Das Ding an sich hüpfte mit kokett geschürzten Rökken über den Fahrweg, als ich durch die Rue Lafayette nach dem Nordbahnhofe fuhr. Es war ein höchst philosophischer Anblick.

* * *

Auf dem Pariser Nordbahnhofe ist man beinahe schon in England. Die Reisedecken sind in schottischeren Mustern gewürfelt als man sie wohl sonst auf dem Festlande sieht. Die kleinen Gruppen der Männer vor den Rauchcoupés sehen aus wie Clans; sie haben einen entschlossenen Ausdruck im Gesicht, den man erst versteht, nachdem man eingestiegen ist. Sie rauchen nämlich furchtbare kurze Pfeifen. In Amiens rette ich mich in einen anderen Wagen. Da sitzt ein Franzose, grün vor See-Angst. Er stöhnt, er werde gewiß auch diesmal seekrank werden.

Draußen ist ein linder Tag mit weich zerstreutem Licht. Es liegt ein Silberton auf den leise dampfenden Feldern. Die Wolken am Himmelsrand schieben sich in angenehm barocken Formen durcheinander.

Das Meer ist plötzlich da. Erst schimmert es hellgrau und grünlich zu unserer Linken auf. Wir rasen durch ein Städtchen und jetzt sind wir am Hafen: Calais. Es ist, wie

wenn die Tür von unserer festländischen Enge jäh aufgestoßen wäre. Vor ein paar Stunden der unterhaltende Boulevard — jetzt das Meer, groß, ernst vor uns. Und wieder in ein paar Stunden sind wir mitten drin in einer anderen Kultur.

Der Dampfer zieht langsam zwischen den Hafendämmen hinaus. Nun eilt er über die flackernden Wellen hin. Wie die Küste einschrumpft und verschwindet, wird einem weit und herrlich zumut, als gälte es eine Fahrt nach großen Abenteuern. Und einige Augenblicke lang hat man wirklich die Jugend der Empfindung wieder .... Segelbarken von hübschem Umriß tauchen auf und sind nach Minuten weit hinter uns; Formen aus einer vorigen Zeit, die noch existieren. Verstehen wir auch, was sie uns hilflos sagen? Verstehen wir auch nur unsere eigene Freiheit über der Natur? So kommen wir aus unnötigen Leiden der Enge und kehren dumpf in sie zurück, als ob es nicht anders sein könnte. Und doch ist die neue Renaissance schon vollzogen. Zwischen jenen Menschen, die mit dem Segel fahren, und uns, zu deren Häuptern das Rauchbanner in den Himmel wallt — zwischen jenen und uns ist einer der größten Unterschiede der Geschichte. Nur ist diese Kultur noch nicht für die Menschlichkeit verwendet. Aber dahin steuern wir unverzagt .....

Jetzt ist eine jähe Abenddämmerung gekommen. Das Meer wird düster. Doch schon leuchten die Feuer von Dover in der Ferne, und gleich sind wir angelangt. Vom dunklen Damm herüber werfen sie Stricke, daß es aussieht, als ob sie einen eisernen Walfisch harpunierten. Es dauert eine ganze Weile, bis unser Ungetüm ans Land gezogen ist.

* * *

Ein Schankzimmer mit gepolsterten Bänken und blanken Tischen, auf denen der Tee in Schalen warm und freund-

lich duftet, Elektrisches Licht, bei dem man die Londoner Abendblätter lesen kann. Nach Wind und See drückt man sich wohlig in die Ecke, ruht und hastet doch vorwärts. Dieses ganze Behagen rollt nämlich auf Rädern und heißt ein Salonwagen.

Einer der Mitreisenden, ein richtiger Zeit-ist-Geld-Mensch, packt sofort seine Schreibsachen, Bücher und Hefte aus und vertieft sich in Rechnungen. Baumwolle, Eisen oder Tuch? Jedenfalls lockt ihn ein Zifferntraum von Ort zu Ort. Und was die anderen, die jetzt müd, verdrossen und wortkarg auf diesen Lederbänken kauern, die Reisemütze tief über die Augen gezogen? Was gäbe es zu schauen, wenn jeder seinen Lebensgedanken irgendwie erkennbar trüge! Man versucht, ein bißchen in den Gesichtern zu buchstabieren, nachdem man die Seifen- und Schokolade-Ankündigungen an den Wänden ausgelesen hat. Zum Reden hat keiner Lust. Wer ein Gespräch anfinge, wäre komisch oder verdächtig. So sitzt jeder einsam und abweisend. Draußen ist Nacht und Nebel.

Plötzlich prasselt es gegen die Scheiben wie starker Hagelschlag. Ein schleppender und klirrender Ton mischt sich in das einförmige Rädergeklapper. Und der Zug hält. An der Maschine ist etwas geschehen. Man darf nicht aussteigen. Draußen gehen Männer mit Laternen auf und nieder. Die Maschine ist unbrauchbar geworden. Ein wenig ängstliche Spannung — die das Gesellschaftsbedürfnis auslöst. Die Unbekannten verkehren miteinander, die Gefahr hat sie zu einer Gemeinschaft zusammengeschweißt. Ein Herr erzählt, wie man im amerikanischen Kriege auf den Einfall geriet, ohne Apparat Fernsignale zu geben, durch eigentümliches Klopfen auf Schienen und Telegraphendrähten. Ein anderer berichtet über die neuesten Schutzvorkehrungen im Bahndienste. Nur der Mann mit dem Zifferntraume rech-

net hartnäckig weiter. Er hat kaum aufgeblickt. Impavidum ferient ruinae.

Dann wird der notleidende Zug wieder flott, und wir sausen weiter. Viele tausend trübe Lichter flimmern hinter einem dicken Schleier — London. Und beim Aussteigen in Charing-Croß ist man gleich in der Londoner Novemberstimmung. Über der feuchten Straße schwebt ein Dampf, der sich nach den Hintergründen hin zu einer Wolkenwand verdickt. Aus dem Nebel hervor, in den Nebel hinein jagen die zweirädrigen Cabs, und die Omnibusse rumpeln schwerfällig vorüber. Am Rande des Bürgersteigs schlängeln sich ärmlich groteske Aufzüge hin. Das sind die Sandwichmen mit ihren Ankündigungen auf Brust und Rücken. Eine Schar hat lichte Pelzkappen und ebensolche Krägen, und sie sollen zum Kaufe warmen Pelzwerkes anlocken. Aber an den Füßen haben sie klaffende Stiefel, die trübselig in der Nässe klatschen. Der Reklamemacher, der sie ausschickt, ahnt wohl gar nicht, welche Roheit in diesem Gegensatze liegt. Eine andere Prozession von Hungerleidern ruft zum Besuche eines Unterhaltungsortes. Da ist die Antithese noch schneidender: auf den hochgetragenen Schildern in bunten Farben die Verheißung einer Lustbarkeit, indes die Träger jammervoll einherwanken.

* * *

Beim Richter in Bowstreet.

Ein weltberühmter Mann soll vor dem Richter, Sir John, erscheinen. In Frankreich ist seit Tagen von nichts anderem die Rede. Viele zittern, alle fiebern vor Neugierde, denn der Mann, um den es sich handelt, ist allmählich aus kleineren Betrügereien in die Politik hineingewachsen und aus dieser in den Roman. Ja, lebt er überhaupt? Ist er nicht eine Fabelgestalt wie Trompe-la-Mort oder Rocambole?

„Und Rocambole war nicht gestorben!“ Diesmal mußte es heißen: „Und Arton war noch immer nicht gefangen!“

Aber vor dem Polizeigerichte sind keine Neugierigen angesammelt. London interessiert sich nicht für den Fall Arton. In der halbleeren Gerichtsstube wird vor dem großen ein kleiner Dieb aufgerufen. Ein kümmerlicher armer Sünder steht ängstlich zwischen den Eisenstangen, auf dem Platze des Angeklagten. Er schluckt mühsam, während die Zeugen aussagen. Gegenstand: eine Taschenuhr.

Der Richter, Sir John, schaut kühl und groß darein. Wieviel solche Taschenuhren und ihre Diebe hat er schon gesehen. Er hat eine gute Maske, dieser gelassene Sir John: steiler, spitzer, langer, kahl glänzender Schädel, ein Kranz von grauen Haaren und silberhelle Whiskers, ungefähr wie man einen Lord auf unseren Bühnen darstellt. Er hat keine Amtstracht, sondern sitzt nachlässig im Leibrock da und trägt sogar schelmischerweise eine hochrote Halsbinde.

Unter dem Holzdach der Zeugenkanzel erscheint ein Polizeimann und küßt, bevor er aussagt, mit Inbrunst die Bibel. Braver, vierschrötiger Kerl, ganz bei der Sache, ganz der Verteidiger eines Systems, das er nicht versteht. Er schildert mit Festigkeit den Hergang, die Taschenuhr. Man sieht, der Fall ist diesem Wackeren klar. Nachher kommt ein Lord als Zeuge. Sir John nickt ihm leicht zu. Der Lord wird auch vereidigt, aber der Gerichtsdiener schlägt für ihn die Bibel auf, so daß er eine minder abgeküßte Stelle mit seinen Lippen berührt. Das ist der Komfort bei der Eidesleistung. Der Polizeimann mußte sich mit dem Einbanddeckel begnügen.

Sir John ist mit sich im reinen. Er murmelt: „Eine Woche!“

Der schüchterne Dieb wird fortgeführt. Durch den Türspalt herein schiebt sich ein verkommen aussehender

kleiner Mann von etwa fünfzig Jahren. Sein kurzer Backenbart ist englisch verschnitten, die Nase hängt über den Mund, die Äuglein spähen ängstlich verschmitzt über den Rand des Kneifers hinweg. Der abgeschabte Winterrock ist staubig, der Samtkragen mit Schuppen bedeckt. Schmutzige braune Handschuhe hat er an den Händen, und er hält einen borstigen Zylinderhut.

Das ist Arton. Das ist der Vielgesuchte, Vielberühmte, der Gründer und Präsident der großen katholischen Bank „Le Crédit“, der Freund namhafter Politiker, der glänzende Pariser Verschwender, der Wisser von Staatsgeheimnissen, der mit einem Wort hundertvier „Checknehmer“ verderben kann, wie die Legende behauptet.

Welch eine wunderliche Vorstellung, daß dieser Armselige, wie er jetzt zwischen den Eisenstangen steht, auf die Geschicke eines großen Landes Einfluß nehmen kann. Die bloße Tatsache seiner Verhaftung hat das radikale Ministerium in Frankreich befestigt, und welche Folgen kann das nach innen und außen haben? Oder weiß er nichts, hat er niemanden in der Hand? Was er beim Verschwinden von seinen Checks glauben ließ, war vielleicht nur die schlaueste seiner Listen.

Die Verhandlung dauert wenige Minuten. Arton bittet um Vertagung damit er sich auf seine Verteidigung vorbereiten könne. Sir John nickt: „Eine Woche!“

Und Trompe-la-Mort, Rocambole, der unüberwindliche Arton, geht schlotternd ab.

* * *

Wie sie frühstücken, das kennzeichnet sie. Es ist etwas Waidmännisches darin. Sie unterbrechen die Jagd nur auf Minuten, verschlingen einen Bissen, stürzen einen Schluck hinunter — und dann wieder hinaus in den Nebel.

Morgens haben sie sich ausführlich, gewissenhaft, eingehend gesättigt. Der Engländer hat für seine Nahrung das Füllofensystem. Am Beginn und am Ende des Tages wird gehörig eingeheizt. Nicht dieses häufige Nachlegen, bei dem man dumpf und gefräßig wird und die beste Energie an die Verdauung verschwendet. Es wird nicht breit die Hauptmahlzeit mitten in den Tag hineingelegt, wobei die tüchtigsten Stunden unter den Tisch fallen müssen.

Zwischen Zwölf und Zwei tritt der arbeitende Engländer in eine Trinkstube. Er setzt sich nicht. Am Schanktische bleibt er stehen und ißt, den Blick auf die Wanduhr geheftet. Merkwürdig sind diese Bars, zum Beispiel die zahlreichen Filialen von Spiers & Pond. Das sind die großen Kaufhäuser des Hungers und Durstes. Echt englisch. Und ich meine da gar nicht das Äußere der Einrichtung: den endlos langen Marmortisch und die Spiegelwand dahinter, mit den vielerlei Branntweinsorten für „Kombinationen", die von Jungfern und Burschen für die eiligen Gäste gebraut werden. Das Innere der Einrichtung ist das Englische. Denn Spiers & Pond stellen einen kollektivistischen Versuch in der bisherigen Freiheit dar. Spiers & Pond bilden eine Aktiengesellschaft. Bei uns würden die Wirte schreien, als ob sie am Spieße stäken, wenn ein solcher unpersönlicher Konkurrent fürchterlich zwischen sie träte. Den Wirt kann man sich doch nicht ohne biederes Käppchen, stammgastliches Händeschütteln und treuherzige Kratzfüße denken. Aber Spiers & Pond kaufen in größeren Massen Lebensmittel, die darum billiger sind, und darum schneller abgesetzt werden, und darum frischer sein können. Die wohlfeile Massenfütterung ist ja ein sozialistischer Gedanke — die Ausführung eine namenlos kapitalistische. Indes die andern heulen und deklamieren, gehen die Engländer praktisch, entschlossen und in ihrer alten Freiheit an die Dinge heran. Sie suchen aus purem

Eigennutz neue wirtschaftliche Formen, und das allgemeine Wohlfahrtsniveau wird dabei unablässig gehoben. So zeigt sich bei Spiers & Pond die tiefe Verwandtschaft zwischen Aktienwesen und Sozialismus, und wie diese beiden zusammenwirken können in der Freiheit.

Freilich, wenn man nachher auf den „Strand“ hinaustritt, findet man andere Bilder der Freiheit. Die Gestalten am Straßenrand sind grauenhaft anzuschauen: Händler mit Kleinkram, Zündhölzchen, Schlüsselringen, Hemdknöpfen usw. Das steht den lieben langen Tag und ruft erbärmlich frierend in den Nebel hinein. Aber Hunderttausende von Menschen traben gleichgültig, stumpf vorüber.

Abgezehrte Frauen stehen da, mit kleinen Kindern — echten oder unechten, das heißt: ausgeliehenen. Nein, echt sind alle die Kinder, furchtbar echt. Ob sie gerade diesen Weibern gehören oder nicht, es sind anklagende Kinder ohne Lachen, ohne Spielzeug, mit schmutzigen, zitternden mageren Fingern, armen roten Näschen und trüben Augen.

Muß das sein? Hat dieses Elend eine soziale Funktion, wenn wir es aus der mitleidslosen Höhe betrachten? Würde mit dem Elend auch der Fleiß aus der Welt geräumt?

Solche Grade der Not sind an sich jedenfalls unproduktiv, und als Abschreckung dienen sie nicht, weil die Menge dagegen stumpf ist.

* * *

Konzert in Albert Hall

Das ist ein ungeheurer Zirkus. Tausende von Menschen füllen ihn. Dort oben in der Ferne sind noch Galerien, auf denen auch Menschen sitzen. Sie sind vielleicht nicht kleiner als wir, aber sie sehen zwerghaft aus, weil sie so weit von uns sind. Sie hören vielleicht sogar, was gespielt und gesungen wird. Ihr Beifallklatschen ist ein gedämpftes kleines Geräusch.

Im Parterre geht es steif und elegant zu. Mehrere Damen sind ohne Rücksicht auf ihre natürliche Beschaffenheit dekollettiert. Ein Herr neben mir hat den Frack mit hellroter Seide ausgeschlagen, und er macht zu diesem scherzhaften Einfall ein ganz ernstes Gesicht. Auf dem Podium erscheinen bejahrte Gentlemen, die in ihrer Jugend Tenöre und Baritons gewesen sein mögen. Sie singen noch immer von Lenz, Liebe, Blumen und anderen Gesangvereinsgegenständen. Einer dieser Trefflichen bringt ein Lied, das merkwürdigerweise als „new song“ angekündigt wird. Es behandelt den Zusammenhang wachsender Äpfel (auf dem Apfelbaum), wild wehender Winde und fließender, tiefer Ströme mit der Liebe des Sängers:

And they cannot help growing,
And blowing, and flowing,
I cannot help loving thee.

Er kann sich nicht helfen: er muß sie lieben. Wir kennen sie nicht, aber vielleicht ist er zu bedauern. Wenn nun auch in den Winden, Äpfeln (on the apple tree) und Strömen die bedeutendsten Veränderungen vorgehen sollten, seine Liebe ist und bleibt unwandelbar; er wird im Ernten und Säen, im Kommen und Gehen nie aufhören, zu lieben sie.

In my reaping or sowing,
My coming or going,
I'll never cease loving thee.

Wegen dieser lyrischen Mitteilung, deren Form und Inhalt vorauszusehen war, sind wir nun freilich nicht nach Albert Hall gepilgert. Uns hat eine andere Kraft hieher gezogen, eine sehr weltberühmte. Da kommt sie.

Es ist eine ältere Dame, die aber beim Auftreten noch recht neckisch tut und kichert. Sie hat ein weißes Brokatkleid an und ist mit den seltensten Edelsteinen schwer beladen. Sie hat die Haarfarbe, die ihr gerade jetzt gefällt,

die Nase ist leidlich erhalten; mit allem übrigen ist die Zeit erbarmungslos umgegangen.

Und das ist Adelina Patti.

Eine unsagbare Wohltat für die von der Natur minder reich Beschenkten. Ja, sie muß noch singen, damit man daraus einen Trost schöpfe. Es wäre für zahllose Menschen unerträglich, was die Natur alles in toller Verschwendung auf diesem einst so bezaubernden Köpfchen vereinigte; Schönheit, Anmut, das holdeste Talent, den lautesten Ruhm. So weit die Erde bewohnt ist, kannte man ihre wonnevolle Gestalt. Jetzt ist sie zerstört, wie die Apfelblüten auf dem Apfelbaume im Herbst.

So weckt sie jetzt den größeren Traum: vom Tode. Nie mag sie auf empfängliche Gemüter tiefer gewirkt haben. Die junge Patti war ein Frühlingsrausch der Menschheit — die alte packt uns mit einer harten Gewalt. Und während sie mit schalkhafter Miene, die sich nur manchmal bei gewagten Tönen in unheimlicher Angst verzerrt, ihre bewährten Arien hinausschmettert, schwillt in unseren Sinnen eine andere, weite Melodie an: die vom Untergange der Persönlichkeit.

Erst ein jauchzender Triller lockt uns wieder zu ihr zurück. Denn sie ist wohl eine Ruine; aber eine Ruine, in der noch immer ein Vogel singt.

(1895.)

S o m m e r

Ein Engländer wurde gefragt, wie sie es denn anfingen, daß sie so schönes Gras auf den Wiesen hätten. Er sagte:

„Wir bewässern es und walzen es. Dann bewässern wir es wieder und walzen es wieder. Und so seit fünfhundert Jahren.“

An dieses Wort muß ich nun oft denken, wenn ich englische Wiesen und Menschen betrachte. Es gibt eine Liebenswürdigkeit, die in der Wohlerzogenheit besteht. Nichts Auffallendes, nichts Großes, aber lauter gute Art und Kultur. So habe ich von den Hügeln von Surrey manchesmal die milde feine Landschaft vor mir liegen gesehen, die von der schlanken Themse durchflossen wird. Hier ist der Strom noch jugendlich und zart. Er kann keine schweren Schiffe tragen, wie später bei London; er wälzt sich auch nicht unter lastenden Nebeln hin, sondern schmiegt sich hell in weichen Windungen an ach so grünem Gelände vorbei. Ein dünner Fluß, wie andere Flüsse, wie es ihrer viele in der Welt gibt. Und doch weiß ich keine Landschaft, die lieblicher wäre, als diese anheimelnde, ereignislose der Themse-Auen von Surrey und Middlessex bis hinauf nach Oxfordshire. Man sieht es erst, wenn man auf der Höhe von Richmond steht und in die duftende Ebene hinausschaut, wie wenig auf dem weiten Boden vorgeht. Keine Berge, keine Seen, keine mächtiger Strom, die Erde flach oder mäßig gewellt, aber

grün, grün und unendlich wohlgepflegt, ein viele Meilen weiter Garten, der eine edle Wildnis ist. Das ist der Zauber der englischen Landschaft. Sie ist durch und durch kultiviert und hat dabei doch etwas Ursprüngliches und Frisches. Der Natur ist nicht mehr Gewalt angetan, als nötig war, um sie wohnlich und vertraut zu machen. Artig ist sie, wie die Menschen, die für den Verkehr hochgezüchtet, aber nicht charakterlos zugeschliffen werden. So ist eine Verwandtschaft, unbewußt und tief, zwischen diesem Land und seinen Leuten, die es hochgepflegt haben. Wie sie die Freiheit für sich über alles lieben und von ihr einen so stattlichen und maßvollen Gebrauch machen, so haben sie auch der Landschaft bei allem Verschönern ein gutes Stück Freiheit belassen. Hier blühen alle natürlichen Gaben, erhöht, nicht eingeschränkt durch Erziehung.

Die unglücklichen Sonntage der Massen in anderen großen Städten, die ich kenne, fallen mir ein, wenn ich von London zur Erholung hinausfahre. Manche Leute schelten oder höhnen den englischen Sonntag. Sie kennen ihn nicht. Er ist wundervoll, ob man ihn in der lautlosen Stadt oder draußen verbringe. Den Ruhetag haben sie mit ihrer Inbrunst aus dem Buche der Bücher geschöpft, und sie heiligen ihn, die Bibelstarken. Der siebente Tag ist ein wahres Fest, und sie begehen es entschlossen; feierlich in ihrem Hause, in ihrer Burg, oder fröhlich draußen in Gottes freier Natur. Die Ufer der Themse scheinen sie sich für ihre Sonntage eigens hergerichtet zu haben. Es ist eine Andacht im Freien. Da liegt Gottes Herrlichkeit aufgeschlagen, wie ein ewiges Buch, und man liest in den Wellen, in den Büschen und Auen, als ob es Kapitel und Verse wären. Die Lustigkeit wird auch nicht laut, es ist etwas Gehaltenes darin. Man will sich gerne vergnügen, aber dabei bleibt man doch immer eingedenk, daß es Sabbat sei, der Tag des Herrn. Darum geht es auch

in den Wirtshäusern nicht so hoch und geräuschvoll her, wie in anderen Ländern Sonntags, wo das Volk einkehrt. Man würde die Stimmung für gedrückt halten, aber bei näherer Betrachtung gewahrt man, daß eine gute innere Fröhlichkeit da ist, mit der sie nur den Nachbar nicht glauben belästigen zu sollen.

Man muß diese Sonntagsausflügler in Kew sehen, in den stolzen Königsgärten von Kew am Flusse. Das ist einer der Orte dicht bei London. Leutchen mit mageren Börsen kommen da heraus. Sie können keine großen Sprünge machen, die Reise nach Windsor oder Taplow wäre schon zu weit. Aber wie fein benehmen sich die armen Schlucker in den Gärten, als wären sie vom König selber eingeladen, den Gott beschützen möge. Sie freuen sich still über die Palmen und anderen seltenen Gewächse aus fernen Weltteilen, und es ist auch ein Stolz, weil all dies von britischen Boden jenseits der Meere herstammt. Nachdenklich betrachten sie das schimmernde Gefieder der Pfaue oder lesen von den Täfelchen mit leisem Lachen die Namen der Pflanzen in lateinischer Sprache, wobei der Kasus in ihrem Munde komisch zum Käses wird. Und der Rasen ist ein Teppich, in Hunderten von Jahren bewässert und gewalzt, bis er wurde wie grüner Samt, und sie beschreiten ihn mit Vorsicht, sowie es auch keinem einfiele, ein Blümchen oder ein Blatt abzureißen. Denn was zur allgemeinen Freude gehört, soll niemand verstören. Auch gibt es schweigende Alleen, in denen Pärchen wandeln, Arm in Arm, Brust an Brust, weltvergessen, Handwerksgesellen und Ladenjungfern, und es läßt sich danach das Tröstliche vermuten, daß auch in zwanzig Jahren wieder Bursche und Mädchen für die Gärten von Kew da sein werden.

Zwecklos kann man diese Gänge finden, da es sich, wie der Pessimist sagen würde, offenbar nur um die nächste

Generation handelt. Aber die Leute drüben auf der anderen Wiesenfläche, die vom Königsgarten durch Graben und Hecke getrennt ist, die haben etwas Bestimmtes vor. Es sind zwei Männer, der eine trägt einen grellroten Rock, beide haben lange lederne Köcher geschultert. Von Zeit zu Zeit bleiben sie stehen, abwechselnd nimmt jeder aus seinem Köcher einen Stock mit gekrümmtem eisernem Ende und schlägt damit einen weißen Ball vom Boden weiter. Beide Spieler blicken aufmerksam dem fliegenden Ball nach, merken sich, wo er zu liegen kommt, stecken dann den krummen Stab wieder in den Köcher, der geschultert wird, und nun pilgern sie gelassen auf der Spielbahn fort, jeder hinter seinem eigenen Ball her. Wer zuerst die bestimmte Strecke zurücklegt, hat gewonnen. Dieses einfache Spiel ist das berühmte Golf. Es wird von jung und alt, von Damen und Herren getrieben und, wie es scheint, sogar mit Leidenschaft. Wer die englische Erde nicht kennt, wird das kaum begreifen. Es gehört nämlich die Wiese dazu. Das Golf ist eine der Formen, in denen sie sich die Schönheit ihrer Wiesen zum Bewußtsein bringen. So kann man viele Stunden im Freien verschlendern, mäßig angeregt, mit der eigenen Geschicklichkeit beschäftigt, und alle Spieler müssen gewinnen. Ihr Gewinn ist gute Laune, gesunde Müdigkeit und Hunger für die gewaltigsten Steaks. Wahrlich, wer sind die Narren — diese Ballschläger oder die Kartenmischer in qualmigen Kaffeehäusern? Und so sieht man sie zu zweien, dreien und mehreren golfend über Land wallen. Das Spiel hat natürlich verborgene Tiefen, Feinheiten und eine reiche Kasuistik. Es hat Gesetze, eisern wie die Krummspitze seiner Stöcke, und man kann darin die Weltmeisterschaft, giltig für diese Inseln und alle britischen Kolonien, erlangen wie in jedem andern Sport. In einem illustrierten Blatte sah ich unlängst das Bild des jetzt regierenden Champions im Golf.

Auch das ist Ruhm, wahrscheinlich ebensoviel wert wie jeder andere.

Sunt quos collegisse juvat pulverem olympicum. . . . Hier an der Themse freilich sollte man von keinem olympischen Staube reden, sondern nur von den Meisterschaften, die aus den Wellen zu holen sind, also von Rudern oder Punten. Rudern kennt man, auch von den Wettkämpfen der gelehrten Schulen von Oxford und Cambridge auf der Themse hat man auf dem Festlande schon einiges gehört. Aber Punten? Einzelne Festländer werden vielleicht jetzt zum erstenmale etwas davon vernehmen, daß es einen Sport auf dem Wasser gibt, welcher Punt heißt. Es ist aber ein stattlicher, ein angesehener Sport mit Wette, Kampf und einer für alle britischen Länder giltigen Meisterschaft, ein Sport schmucker Gesellen und holder Damen, ein Sport voll Grazie und Kraft, und er hat auch wie jeder andere brave englische Sport seine Regeln, eisern wie die Zinken der Stange, mit denen das Boot im Themseschlamme fortgestoßen wird. Hierin besteht nämlich das Punten. Das Schiff, ein gedehntes flaches Viereck, wird nicht gerudert, sondern im seichten Flußbett weitergestoßen. Nur Engländer konnten auf den Gedanken kommen, aus dieser primitiven Fortbewegung ein Vergnügen, eine Körperübung, ein aufregendes Wettspiel zu machen. Es ist immer der gleiche Zug ihres Wesens: wie sie durch Beharrlichkeit und Pflege aus dem Unscheinbarsten etwas Bedeutendes herausholen. Man möchte es tätige Poesie nennen. Der Dichter sieht aus den Dingen die Schönheit heraus, die er selbst hineinlegt. Und diese Tatfrohen beseelen die Dinge mit Energie. Nun ist es aber zum Staunen, was aus dem Fortschieben eines ungeschlachteten Bootkastens mit einer langen Stange alles entstehen kann. Das ist die Gondola der Themse. Der sehnige Schiffmann steht hinten wie der von Venedig, und er hat auch einen Rhythmus. Der Vene-

zianer fällt in Takten auf das Ruder, dieser hingegen bleibt aufrecht, hält mit beiden Händen die Stange, die er steil in den Grund bohrt, und dreht sich beim Schieben leicht rückwärts. Vor ihm ruht auf weichen und bunten Kissen die Freude des Punts, die Herzallerliebste, oder die es war, oder die es werden will. Fragt aber einer, was denn nun schöner sei, das schattige Geheimnis der schwarzen verschlossenen Gondel Venedigs oder dieses Sonnenlicht auf den leuchtenden Pölstern des Punts und auf den Rosenwangen, so läßt sich darauf wohl nur eine bedächtige Antwort geben: Es kommt auf die Frau an.

Da liegen sie in weichen Posen, höchst anmutig fürwahr hingegossen, und in minniglichem Dienste puntet der Ritter. Unendlich sanft ist das Gleiten, und die schönen Augen träumen. Die Fahrt ist selbst ein Zweck, die Fahrt an überhängenden Büschen hin, an stillen Inseln, stolzen Villen und verankerten Hausbooten vorbei. Man puntet weiter, von Schleuse zu Schleuse, von einer lieben Uferortschaft nach der anderen. Der Genuß des Ziehens sind aber die Schleusen. Wieder etwas höchst Englisches. Von Teddington aufwärts ist das stärkere Gefälle der Themse durch viele Schleusen geregelt. In Abständen von drei bis vier Meilen sind diese Locks voneinander entfernt, und da sammeln sich die Schifflein zwischen den steinernen Mauern und werden gemeinschaftlich gehoben und gesenkt, um dann bergwärts und talwärts hinauszuschießen. Es sind Unterbrechungen der Wasserreise, die man sich gerne gefallen läßt, denn man strebt ja nicht eilig nach Zielen. Die Hemmung wird selbst zu einer Belustigung. In den Schleusen drängen sich Fahrzeuge von vielerlei Gestalt, Bord an Bord, große und kleine Barken, elektrisch, mit Dampf, Rudern oder Stangen betrieben. Man ist einander beim Ein- und Ausfahren behilflich. Die Ordnung ist wunderbar. Auf dem Damme

steht der Schleusenwärter und kommandiert. Bei größerem Andrange befiehlt er mit kurzem Zurufe die Reihenfolge der Schiffe, und es ist ebenso ausgeschlossen, daß er jemanden bevorzugte, wie daß sich einer vordrängte. Sie sind eben schon seit ein paar hundert Jahren zur Ordnung und Freiheit erzogen. Jeder hat und kennt sein Recht, das gibt ihnen diese Gelassenheit. Ohne Murren findet sich der Überzählige darein, daß ihm die hölzernen Schleusentore vor der Bootnase zugedrückt werden. Er wartet freundlich und bekommt Genossen. Indessen strömt drin in der Schleuse das Wasser zu und hebt die bunte Gesellschaft der Kähne langsam bis zum oberen Niveau. Es ist eine immer frische Unterhaltung für die Fahrenden wie für die Gaffer, die es sich auf den Stufen des Dammes bequem gemacht haben und das ganze Themsepublikum auf und ab an sich vorüberziehen lassen. Die eleganteste dieser Schleusen ist Boulters Lock bei Maidenhead. Am Sonntag mittags ist da großer Wasserkorso, und von allen Sonntagen ist wieder der im Juni nach dem Rennen zu Ascot der ausgezeichnetste für Boulters Lock. Es ist die astronomische Gelegenheit, wo man den Durchzug der berühmtesten Londoner Sterne beobachten kann in einem Gewühle von Swells und Sweets, das heißt von Stutzern und süßen Schönen.

Aber die Barken ziehen durch Boulters Lock hindurch, stromauf, stromab. In den geräumigeren geht man im Speisesälchen zu Tische, Blumen liegen auf dem Linnen, und aus unermeßlichen Speisekörben holen steife Lakaien die Leckerbissen und silberhalsigen Flaschen. Appetit ist ein treuer Begleiter des Sports, und die Kunst, einen Eßkorb zu packen und zu leeren, wird wohl nirgends höher geübt. Im Komfort unterwegs sind überhaupt die Engländer unsere Lehrer, offenbar weil sie in der Verkehrszeit des Jahrhunderts zuerst verständig aufgebrochen sind. Ihre Raffinements sind manch-

mal köstlich. Ein Beispiel die Hausboote auf der Themse. Wer lange Schiffsreisen kennt, der weiß, daß es für die Nerven keine bessere Arznei gibt, als einen vieltägigen Aufenthalt auf dem Wasser. Diese Erfahrung mag zur Einrichtung der Hausboote geführt haben. Es sind regungslose Jachten, gar nicht seetüchtig, kaum flußtauglich, die aber auch gar nicht fahren sollen. Sie haben nur das ganze Schiffsleben zu enthalten, mit Ausnahme der Ortsveränderung und Seekrankheit. Man lebt da sehr elegant und zurückgezogen, manche empfangen Besuche, treiben Nachbarschaft; jedoch die Weisen sind ein- für allemal nicht zu Hause. Das System ist aller Ausbildung fähig. Wird einem die Gegend langweilig oder die Nachbarschaft lästig, so bestellt man sich heimlich einen Schlepper und fährt im Morgennebel auf und davon, ein paar Meilen weiter flußauf- oder -abwärts. Die Briefe werden welch ein Genuß! wieder einmal unbestellbar; die Besucher welch ein Wonnerausch! können einen nicht entdecken. Man ist so nah oder so fern man will. Auf diese Art stellt das Hausboot eine der höchsten Vervollkommnungen des Reisens dar: man wird für eine Zeit die Bekannten los, aber nicht die Bequemlichkeiten des eigenen Heims, man haust auf den Wellen und alles kann in dieser schmerzlosen Zeit untergehen, nur nicht der glückliche Hausbootfahrer.

Kommt man an diesen schwimmenden Holzburgen vorbei, so sieht man Bilder des eleganten Behagens und Friedens. Blumen überall an Brüstungen und Fenstern; der Hausherr sitzt am Bug und angelt ohne den Ehrgeiz, auch wirklich Fische zu fangen; die Kinder spielen auf dem Verdeck; im Schaukelstuhle wiegt sich die Gnädige und liest die Novelle der Saison. Ein Übel könnte die Nachbarschaft werden, das haben die Praktischen erkannt. Aber die Kommission der Themse-Erhaltung wacht. Wer die Erlaubnis zum

Anlegen eines Hausbootes erhalten will, muß sich darum bei den Pflegern des Flusses bewerben, und diese lassen nur „respektable“ Leute durch. Lockeres Volk darf nicht vor Anker gehen. Langweilig darf man sein, das schließt die Ehrbarkeit nicht aus — es schließt sie vielleicht ein.

Man sieht, wie sie sich den Genuß weiter Reisen in solcher Nachbildung ersetzen. Doch gibt es Feinschmecker, denen das zu zahm ist und die nach rauheren Natürlichkeiten lüstern sind. Auch die können sich die gewünschten Bitternisse verschaffen und wie im Urwald oder in den Dschungeln an der geliebten Themse leben. Es gibt primitive Blockhäuser, in denen man den Zauber der Wildnis schlürfen und doch jeden Tag die frischen Londoner Blätter lesen kann. Die wetterharten Bewohner dieser dürftigen Hütten haben vielleicht ihre Palästchen nahe dem Kensington-Park, und wenn sie nach Unbilden der Witterung schmachten, flüchten sie geschwind ein bißchen in die Wildnis. Dann ist man wieder doppelt empfänglich für die Reize der Kultur.

Wer nicht nach dem Ungeziefer des Urzustandes der Menschheit lechzt, wird sich freilich mit einem Gasthaus in einer der vielen kleinen Ortschaften begnügen. Was sind das für trauliche Stätten! Altenglisches Leben findet man da noch, wie es in vergangenen Tagen der weißen und roten Rose geblüht haben mag. Die Hotels tragen liebe, wunderliche Schilder: Zum weißen Hirschen, Zur Rose und Krone, Zur Krone und Distel. Nicht anders mag es da zugegangen sein, als Kavaliere und Rundköpfe zwischen zwei Sträußen zu einem Schluck von den Pferden sprangen; ja, früher noch, als Edmund Eisenseite wider die Dänen durch das Land klirrte. Im Dorfe Cookham fand ich ein solches Haus, es heißt „The Bel and the Dragon Hotel“. Speise und Trank gediegen, das Bett blank und fest, die Lehnstühle mächtig für lange Sitzungen nach dem Wandern — nichts von dem

gebrechlichen neuen Stil. Der Bel- and Dragon-Wirt ist ein braver alter Mann, hoch in den Siebzigern, rüstig und lustig. Sagt ihm der Gast zu, so setzt sich der gute Mr. Worboys leutselig an den Tisch, läßt verschollene Liköre aus dem Versteck hervorholen, spendet ein Gläschen und erzählt dazu alte Geschichten. Noch vor vierzig Jahren lebte er in London und scheint ein rechter Schwerenöter gewesen zu sein. Ein Theaterfreund war er auch, und von der Jenny Lind weiß er zu melden, als wenn er gestern ihre süße Stimme zum letztenmale gehört hätte. Sie war ihm lieber als die Grisi und die Alboni. Es ist, wie wenn man in einer Rumpelkammer auf verblaßte Flitter stieße. Und Mr. Worboys lacht vergnügt bei den greisen Erinnerungen, weil er noch lebt. Nur eines kann er nicht leiden, da wird er beinahe grob. Good by! darf man ihm nicht sagen. Guten Morgen! oder Guten Abend! Von Lebewohl will er nichts wissen. Da scheint es ihn zu frösteln, wie den Has von Überlingen, der nicht sterben wollte. Guten Morgen also, Mr. Worboys! So hat er's gern und schüttelt seinem Gaste zum Abschied auf Wiedersehen die Hand. Die junggebliebenen Äuglein glänzen vergnügt aus dem glatten roten Gesichte, das mit einem Kränzchen von weißem Bart bestanden ist. Man kann sich keine bessere Illustration denken zur sagenhaften guten alten Zeit.

Das Leben kann man überhaupt nur von bejahrten Menschen lernen, weil erst die wissen, was es ist.

Das Leben ist schön, wäre es auch nur beim Drachenwirte zu Cookham, nein, da besonders. Was schadet's, daß das Haus klein ist, der Friede darin ist groß. Auch der Garten ist klein, aber es blühen darin Rosen, Rosen, eine Pracht. Ganz voll ist es von Rosen, dieses Gärtchen — und wenn man ihn früge, ob er noch einmal hinaus möchte in den Glanz und die Unterhaltungen der Welt, Mr. Worboys

würde nicht wollen, nicht um die Grisi, nicht um die Alboni, vielleicht nicht einmal um die Jenny Lind, wie süß auch deren Stimme war. In Cookham hat er die Weisheit des Candide gefunden, wahrscheinlich die höchste, die uns Erdenkindern erreichbar ist: Et surtout cultivez votre jardin!

(1901.)

Ein anderer Herbst

Wieder einmal in England. Gefühle des Vertrautseins überkommen mich, wenn ich die Kreidefelsen der Küste aus dem Wasser steigen sehe. Und da ist Dover, die Landung dicht am Bahngeleise. Da ist der brave Junge, der die Depeschen annimmt. Denn wenn man in Dover landet, hat man allerlei mitzuteilen, rückwärts nach dem Kontinent und vorwärts nach England. Der Telegraphenjunge zählt die Wörter aller Depeschen durch, sagt, was sie kosten, und nimmt das Geld entgegen. So viele Depeschen es auch seien, so fremd ihre Aufgeber, die morgen schon weit sind und wohl kaum reklamieren würden — es wird kein Fehler vorkommen. Ein englischer Junge, der ein Amt hat, ist ehrgeizig, ernst und verläßlich. Da sind auch die anderen kleinen Geldverdiener mit den Teekörben. Die Knabenstimmen tönen den Zug entlang: Tea-basket, Tea-basket! Ein Schälchen, dem inneren Menschen gespendet, nach der Brise auf dem Meere. Da setzt man sich dann behaglicher in die Ecke und nimmt die letzte Londoner Zeitung vor. Aber vorher doch noch einen Blick hinaus auf das stille Bassin, auf das wohlbekannte Hafenhotel und die wehrhaften Höhen. Eben kommt noch ein Schiff vom Festlande herein ins Bassin geschwommen, von Belgien her dampfte dieses. Vom Waggonfenster aus läßt sich diese Landung betrachten. Die eilenden Silhouetten der Ankömmlinge schweben über den Steg. Lauter Bilder mit Meereshintergrund, fein liniert. Man möchte lange zuschauen. Aber auch diese Seefahrer werden

in die harrenden Waggons gestopft und dann rasseln und poltern wir hinaus in die englische Landschaft. Schon beginnt sie sich in ihre herbstlichen Nebel zu hüllen, diese Landschaft, in Nebel, die wie die weichen, matten, fließenden Schleierstoffe von Regentstreet sind. Die Nebel wandeln sich in Nacht. Es ist feuchte Nacht, da wir in den rauchgeschwärzten Bahnhof von Charing Croß hineindonnern

* * *

Draußen vor Charing Croß. Der Strand hat jetzt auch schon sein kummervolles herbstliches Aussehen. Die Straße ist glitschrig, die Menschen hasten verdrossen vorüber, aus dem Nebel heraus, in den Nebel hinein. Die rutschenden Pferde der Cabs sogar sehen trauriger aus, und der hohe Kutscher hinten hält sie immer noch mühsam im letzten Augenblick aufrecht, wenn sie betrübt straucheln. Grelles Reklamelicht durchreißt da und dort den feuchten Abendschleier, und was es am stärksten beleuchtet, das sind die Gestalten am Wegrande, die Spielzeughändler, Zündhölzchenverkäuferinnen und Sandwichmen. Genau dieselben, die immer dastanden und, wie es scheint, immer dastehen werden. Ist man wieder ein paar Tage dagewesen, so wird man gewohnheitsblind und sieht sie nicht mehr; aber bei der Ankunft tun sie einem weh. Diese Londoner Armut hat etwas sonderbar Ergreifendes. Woran es liegt? An den städtischen, fadenscheinigen, entfärbten Kleidern, die etwas vom Jammer um verlorene, bessere Tage vorzustellen scheinen? Oder an den klugen Großstadtgesichtern, die bleich und verhärmt unter zerbrochenen Seidenhüten hervorschauen? Oder ist es die sichtbare, fühlbare Schwäche und Verlorenheit des Einzelnen in dem ungeheuren Massentreiben? Die Sandwichmen, die in langen Zügen, einer hinter dem anderen schmerzlich wandelnd die papierenen Schilder von Lustbarkeiten umher-

tragen, sind offenbar noch am besten daran. Sie haben doch ihr sicheres Einkommen wenigstens an diesem Tage, denn es ist nicht anzunehmen, daß sie sich umsonst dazu hergeben. Aber wer mögen diese alten Leute sein? Wie wird man Sandwichman? Wie viel muß man durchgemacht haben, bis man da anlangt? Eigene oder fremde Schuld? Er denkt vielleicht darüber nach, der Sandwichman, wenn er mit seinem höhnischen Vergnügungsplakat auf dem Rücken durch die Gassen schwankt, bis er einmal irgendwo hinfällt, um nicht mehr aufzustehen. Trunkenheit ist wahrlich doch das Beste. Nun, er hat wenigstens die Aussicht auf einen abendfüllenden Rausch. Aber die anderen, die freien Wanderverkäufer, die sich die Beine in den Leib stehen und eine kleine Messingschlange auf einem Brettchen zucken oder einen hölzernen Affen an einer Schnur zappeln lassen und warten, daß Vorübergehende das für ihre Kinder kaufen. Je schlechter das Wetter, desto weniger mögen sie absetzen, indessen daheim — wo? in welchem Kellerloch? — ein paar Kinder auf das Stückchen Brot warten, das aus dieser Messingschlange oder dem zappelnden Affen herauskommen soll. Lange können freilich die Kinder im Kellerloch nicht warten. Da muß man sie auch aufs Pflaster von London werfen, noch ganz klein, ganz hilflos, und gerade in die gefährlichsten Erwerbe hinein. Zum Beispiel das Zusammenkehren von Pferdemist im Fahrgedränge, das wird von kleinen Bürschchen besorgt. Immer und immer sind sie von Pferdehufen bedroht, mögen einige hundertmal im Tage ihr Leben finden, wenn sie noch rechtzeitig durchschlüpfen. Von Attacken, die in Kriegen der oder jener Kühne ritt, ist in der Geschichte dann noch lange die Rede. Ich meine, solch ein kleiner Straßenkehrer von London, der um sein ehrliches Stückchen Brot den ganzen Tag zwischen Pferdehufen herumspringt, ist auch ein tapferer Held.

Nun hält mein Hansom vor dem Hotel. Das ist ei
Haus im guten englischen Stil. Der Torwart legt mit de
ewig gleichen Gebärde den Radschutz aus Weidengeflech
an, da ich absteige. Der baumlange Portier steht in der Hall
genau auf dem Fleck, auf dem er bei meiner l tzten Abreis
stand. Er lächelt zurückhaltend, nicht zu vertraulich, nicht z
fremd, weil er noch nicht weiß, ob ich mich seiner erinner
will. Und mit dieser artigen Zurückhaltung begrüßt mich di
ganze Dienerschaft. Aber ich bin zu Hause. Es wartet scho
ein lustiges Feuer im Kamin, und ich habe mein altes Zim
mer. Ich kann drei Tage, drei Wochen, drei Jahre hier blei
ben, kann abreisen, wiederkommen, es wird alles imme
genau so sein. Vielleicht wird es manchmal ein andere
deutscher Kellner sein, der mir den Tee bringt; sonst ist hie
keine Veränderung zu gewärtigen. Und das ist hier das Wohl
tuende. Es ist eine treffliche Form des Daseins gefunden
man will in ihr verharren. Konservatismus braucht kein
andere Erklärung.

* * *

Wie aber soll dieser Abend werden? Ich habe noc
keine Einladung und will in kein Theater. Also nur Dining
Da höre ich im Geiste wieder die Auseinandersetzung meine
Freundes, der mir Fremdem ehemals England zu erkläre
pflegte, über Dining. Er mischte besonders in den Zeite
meiner ersten Dummheit viel Dichtung in die Wahrheit. E
der Engländer, setzte halb im Ernst und halb im Spaß, vo
mir Menschen und Gebräuche seines Landes herunter, di
mir gar wohl gefielen. Gegen seine Autorität war ich natür
lich sehr klein und unwissend. Er wollte mich von meine
Vorliebe für England heilen, sagte er oft mit grimmige
Miene, weil er sehe, daß ich so gar nichts von alledem ver
stünde. Namentlich ihn verstand ich nicht; nur daß er ei

prächtiger Mensch war, wußte ich. Er gehört zu denen, die immer das Gegenteil behaupten. Was gesagt wird, ist ihm im Grunde genommen gleichgültig; sein einziger Wunsch ist, das Gegenteil davon behaupten zu können. Er war selbstverständlich während des Krieges ein hitziger Pro-Boer; er dürfte jetzt, da die allgemeine Stimmung hier umgeschlagen hat, gegen die Boers sein. Ich muß ihn fragen.

Dieser Treffliche hat mir also einmal das Dining erklärt. Er führte mich in eines der großen Restaurants, und als wir die festlich geartete Versammlung, die dekolletierten Damen, die befrackten Herren sahen, da machte er sich über meine Unwissenheit mit diesen Worten her:

„Was meinen Sie, daß all diese Leute hier tun? In Ihrem Lande würde man wahrscheinlich sagen: die sind hungrig und wollen nachtmalen. Falsch. Sie sind nicht hungrig und wollen nicht nachtmalen. Sie treiben ganz einfach einen Sport, welcher Dining heißt. Jetzt, am Abend, kann man weder reiten, noch jagen, noch fischen, noch rudern, noch Cricket, noch Football, noch Tennis, noch Polo, noch Golf, noch irgend etwas anderes um die Wette spielen. Diese Herren und Damen wären aber sehr unglücklich, wenn sie nicht irgend etwas nach bestimmten Regeln und in einem vorgeschriebenen Kostüm tun könnten. Aus diesem Grunde dinieren sie.“

„Nicht aus Hunger?“ fragte ich in meiner Unschuld.

„Herr, woher kommen Sie? Vornehme Leute haben überhaupt keinen Hunger, höchstens ein wenig Appetit. Na, und unsere Damen besonders werden sich hüten, hungrig zu sein. Da müßten sie mehr essen, und dann wäre die Schlankheit offenbar beim Kuckuck. Nein, so wird hier nicht gewettet. Das Dining darf mit nichten zum Verluste der Taille führen. Es würden ja die duftigen Kleider nicht mehr zu Gestalten passen, die aufgehört haben, ätherisch zu sein. Zum Dining

aber, wie zu jedem Sport, gehören schlanke, biegsame G-
stalten. Man schlürft ein Tröpfchen, man knabbert eine
Kleinigkeit, aber man ist und bleibt doch eine Sylphide“

„Und die Herren essen auch nicht von den aufgetischten
siebzehn Gängen?“ erkundigte ich mich gläubig.

Da hatte er doch Erbarmen mit meiner Hilflosigkeit un
gab lachend zu:

„Für die Herren gelten andere Spielregeln. Die ess
und trinken wirklich. Aber in Frack und weißer Halsbin
müssen sie erscheinen, sonst gilt es nicht. Das sind eiser
Gesetze. Wer sich nicht danach richtet, scheidet aus d
Society aus. Das ist fürchterlich, nicht zur Society zu g
hören. Lieber sterben! Wenn Sie mich aber fragen, wa
Society ist, so kann ich Ihnen das gerade in einem Speis
saal am besten erklären. Society sind diejenigen Mensche
zusammengenommen, welche in der Lage sind, das Dinin
als Sport zu betreiben. Französisch kann man es noch deu
licher sagen: les classes digérantes.“

* * *

Zu Abend ißt man natürlich in Palästen und in Hütten
kurz überall in London, wenn es einem nur irgend möglic
ist. Das Dining als Sport, wie es mein schnurriger Freun
übertrieben schilderte, findet aber doch nur in einer Anzah
eleganter Hotels und Restaurants statt. Eigenlich nur in
einem einzigen Hotel, das sich zu den übrigen verhält wi
ein Hoftheater zu Privatbühnen. Es gibt einige Hotels von
der ganz gleichen Güte und Eleganz, aber dieses hat den
Zulauf. Warum? Das ist ein Geheimnis der Society. Ein
paar Leute geben den Ton an, alle anderen laufen be-
sinnungslos nach. Dieses Hotel wurde vor einigen Jahren er-
öffnet. Es war geschickt lanciert worden und hatte das Glück,
daß es an mehreren Abenden überfüllt war. Da verbreitete

sich das Gerücht in der Stadt, daß man im Speisesaal keinen freien Platz finde, und von da ab wollten alle hinein. Wert hat nur ein Platz, den man nicht bekommen kann. Es ist wie im Theater, von dem auch, wie ich glaube, der Dining-Sport meines Freundes den Ursprung hat. Dining ist im Grunde genommen ein Theaterbesuch ohne Stück. Man sieht nur das Publikum, was ja für Viele die Hauptsache ist. Man muß sich nicht unbeweglich ruhig verhalten. Man braucht mit dem Flirt nicht auf die Zwischenakte zu warten. Man kann sich körperlich kräftigen und muß sich den Geist nicht durch eine verzwickte Schauspielhandlung ermüden lassen. Kurz, diese Première ohne Drama hat viel vom Ideal an sich. Es ist nicht zum Staunen, wenn das Haus allabendlich mit dem besten Publikum gefüllt ist.

Am Saaleingange steht ein herablassender Herr, der die Plätze anweist. Er ist sich wohlbewußt, welche Gunst er damit erweist. Man muß sich ihm bescheiden vorstellen — zu bescheiden darf es auch nicht sein, sonst wird man rundweg abgewiesen. Das Richtigste ist ungefähr die Haltung, in der man sich dem Zeremonienmeister eines kleineren Königs nähert. Dieser Herr — ich wage nicht, ihn Kellner oder Oberkellner zu nennen, sagen wir: der Oberstkellner — prüft den Ankömmling und fragt nach dem Namen. In solchen Fällen ist es angenehm, einen Fürstentitel zu besitzen. Geringere haben es manchmal schwer hineinzugelangen. Es kommt vor, daß ihnen mit leisester Ironie — ein solcher Mann ist nicht grob — bedeutet wird, einen Stock tiefer, nach dem Grill-Room zu gehen, wo man auch zu essen kriegt. Eine Berufung gegen solchen Bescheid gibt es nicht. Nur ein fester Blick, in welchem einige Schillinge Trinkgeld blitzen, hilft manchmal. Und doch ist auch der Oberstkellner noch nicht der mächtigste Mann auf Erden. Es gibt einen noch über ihm. Der ist wie ein kommandierender

General oder Feldmarschall, wenn er zwischen den Tisc
chen hin- und hergeht, um herauszufinden, ob nirgends d
Salzfaß oder die Zahnstocherschale fehle. Manchen Bevc
zugten nickt er zu. Das sind gewiß Peers von England od
solche Amerikaner, denen es im Wege eines Trusts gelung
ist, Hunderttausende an den Bettelstab zu bringen. Ande
behandelt der Höchstkommandierende als Luft oder sieht s
an, als ob es fragen wollte: Weißt du es auch zu schätze
mein Lieber, daß du hier sitzen darfst?

Liest ein Kenner englischer Zustände die vorstehend
anspruchslosen Bemerkungen, so wird er sich vielleicht üb
die Zahnstocher wundern und mich der Ungenauigkeit zeihe
Auf einem gut englischen Tische gibt es keine Zahnstoch
Man darf Zähne haben, das ist nicht unschicklich, aber st
chern darf man in ihnen nicht. Dennoch gibt es in diese
Hotel solche Werkzeuge. Sie sind französischen Ursprung
wie der ganze stolze Speisezettel, und zwar haben sie d
höchste Form, die der rastlose Menschengeist auf seine
Wege nach oben den Zahnstochern bisher zu geben ve
mochte. Jeder einzelne steckt in einer geschlossenen Hül
ist sterilisiert, und wenn man den Gänsekiel hervorzieht, h
man die immerhin frohe Gewißheit, daß er vorher noch
keines anderen lebenden Wesens Munde gedient hat.

Der Speisezettel französisch. Da ist ein zum Nachdenk
stimmendes Gericht verzeichnet: Sole à la Jules Janin. S
meine Freunde, sieht der Ruhm aus. Wie viele wissen noc
daß er ein Feuilletonist war? Seine Werke sind vollständ
vergessen, sein ganzer Geist ist spurlos versprüht, und
hat es nur der Laune eines Kochs zu verdanken, daß se
Name noch manchmal von den reizenden Lippen einer Lac
tönt, wenn sie mit stark englischer Aussprache eine „so
à la Jules Janin“ verlangt.

Das Bild dieser, an vielen kleinen Tischen speisend

eleganten Gesellschaft ist hübsch und bunt und angenehm bewegt, und eine Bande wohlgenährter Zigeuner fiedelt dazu die schwermütigen, die sehnsuchtsvollsten Weisen. Denn das Dining erfordert gleich dem Schlittschuhlaufen eine begleitende Musik.

* * *

Tritt man aber nachher auf die Gasse hinaus, so beginnt gleich an der Lichtgrenze vor dem Tore wieder das feuchte, neblige, nächtliche Elend. Ein paar Leute stehen da im Schatten, hungrig, gierig, schlottrig, auf ein Six-Pencestück wartend. Wie viele Stunden müssen sie auf solch ein Wunder warten, wenn es überhaupt erscheint? Wer hat Geld genug, um all denen etwas zu geben? Und weil keiner genug hat, gehen alle vorüber. Jetzt hasten alle, die ein Heim haben, heimwärts. An den Knotenpunkten des Verkehres stehen weibliche Wesen, grell geputzt und jämmerlich, die zwischen zweien Übeln, dem Hunger und der Liebe, die letztere vorziehen. Aus den Weinschänken taumeln ärmliche Trunkenbolde heraus. Da lehnt einer an der Mauer, komischerweise gerade unter dem großen Anschlagzettel eines Theaters, in dem man das Stück „If I were King" spielt. Es ist, wie wenn der Traum dieses Trunkenboldes in riesigen Buchstaben die Wand hinaufkröche. „Wenn ich kein armer Lump, sondern ein König wäre!" Wenn es ihm ginge, wie vor Zeiten dem Christopher Sly, der bei Shakespeare vom Rausch in einem feinen Bette erwachte und dann die Widerspenstige zähmen sah? Ach was, wenn er ein König wäre, ließe er die Dinge auch gehen, wie sie gehen und er wäre leidlich zufrieden mit dieser Welt. Das ist ja eine der Fragen ohne Antwort: ob diejenigen, die draußen stehen, besser als die Drinsitzenden wären, wenn sie drin säßen?

(1902.)

W i n t e r

Das Interessanteste, was es jetzt in London gibt, ist die Heerschau der Arbeitslosen. Man spricht davon in Regierungsstuben und Bankzimmern, in Klubs und Schenken, beim blumenreichen Speisetisch und im duftenden Salon. Als ich den Zug in seiner düsteren und stummen Eindringlichkeit zum erstenmale sah, wie er sich von Regent Street nach Piccadilly Zirkus hin gewaltig entwickelte, da war mir gleich, ich sähe etwas Großes. Ich habe hier und anderswo schon vielerlei Aufzüge gesehen, prunkhafte, fröhliche, feierliche, historische, schnurrige, schimmernde, bunte, waffenklirrende. Ich glaube nicht, daß die Grabfahrt eines Staatsoberhauptes oder ein Krönungseinzug mich jemals derartig ergriffen hat oder ergreifen konnte, wie dieser dunkle Aufmarsch.

Voran reiten Schutzleute, in ihrer schwärzlichen Uniform und den Filzhelmen, fast wie die Würdenträger einer Leichenbestattungsgesellschaft anzuschauen. Zu beiden Seiten des Zuges schreiten ebensolche Policemen, große, starke, wohlgenährte Männer in warmen Winterröcken, und der Zug besteht aus nichts als Viererreihen von dürftigen, schlotterigen, schlechtgekleideten, vielleicht hungernden Menschen. Wer sie sind, sagen die einförmigen roten Standarten, die, an zwei Stangen hochgetragen, in Abständen wiederkehren. Goldbuchstaben auf rotem Grunde: „Unemployed". Beschäftigungslos! Viele Dramen in einem Wort — es sagt

genug. Es faßt diese dunklen, armseligen, unzähligen Existenzen in Eins zusammen. Grüßet oder erschrecket: es ist die Armee des Elends!

Ja, sie nehmen sich aus wie Regimenter. Sie halten auch gute Ordnung, fallen nicht aus dem Schritt, und wenn man die geraden Reihen marschieren sieht, möchte man gar nicht glauben, daß es ein eben zusammengelaufener Haufe sei. Die Not ist ein Drill. Sie haben auch, wenn man auf das Ganze sieht, eine Art Gleichtracht. Ihre Röcke von ehemals höchst verschiedenen Farben, vereinigen sich in einem dunkelgrünlich verschossenen Ton, und fast alle haben die kleinen Tuchmützen, die man seit einigen Jahren überall auf Reisen trägt. Es ist die englische Mütze für Arm und Reich, in ihrer Allgemeinheit ein wenig an den Fez der Türken erinnernd. Man sieht im Zuge aber auch steife, schwarze Hüte, das heißt Hüte, die einstens steif und schwarz gewesen. Unter den Mützen und Hüten Gesichter, die ein Studium wert sind. Finstere, vergrämte, übernächtige, bleiche, auch freche und liederliche, alte und junge Gesichter. Ab und zu kommt einer vorbei, der die kalte Pfeife zwischen den Zähnen hat. Kein Tabak darin, nur labender Gestank. Gewiß viele Marodebrüder und zu ihrem Bedauern heute noch nüchterne Säufer, denn man kann sich schwer vorstellen, daß eine sorgsame Prüfung der Mitläufer voranging. Wer mithumpelt ist ein Kamerad, und Beschäftigungslosigkeit ist leicht erwiesen. Aber ich glaube doch, daß ein großer Teil echt ist, daß es Leute sind, die wirklich Arbeit gesucht und nicht gefunden haben. Sie gehen nicht betteln, sondern marschieren als ein Geusenheer. Aber am Straßenrande neben dem Bürgersteig schwärmen die sammelnden Genossen. Holzkästchen haben sie an dünnen Stricken umgehängt, und sie schütteln sie stark, so daß man das Gesammelte klingen und klappern hört. Ein Papierstreifen klebt auf dem Käst-

chen und besagt, daß es die Sammlung der sozialdemokratischen Vereinigung sei. Da kann heutzutage ein guter Bourgeois nicht umhin, in die Tasche zu greifen. Man gibt; ich glaube, man gibt viel. Ich möchte wissen, was auf einem solchen Spaziergange, der mehrere Stunden währt, eingenommen wird. Auch die Verteilung wäre interessant. Aber man müßte bis ans Ende mitlaufen. Es läßt sich übrigens ausdenken. Am Ziele, irgendwo im Osten der Stadt, werden die Holzkästen geleert, die Gelder gezählt, nach Köpfen verteilt. Es ist nicht anzunehmen, daß einer was abbekommt, wenn er nicht mit auf dem Weg war. Die Reihen kontrollieren sich gegenseitig scharf. Da fällt wohl kein Pfennig unter den Tisch. Die Frage nur, wie viele von den Männern mit dem Solde nach Hause gehen, in das kalte Kellerloch zu Weib und Kind. Ein Glas Brandy verwandelt die Welt, und die Welt hat dies wahrlich nötig.

Und wer war der geniale Erfinder dieser Umzüge? Reden hat man schon genug vernommen. Man stumpft sich dagegen ab. Erst waren sie erschrecklich; später, als die Angst wich, wurden sie sachte langweilig. Da sagt ein solcher Marsch durch die eleganten Straßen entschieden mehr. Halb ist es ein Bettelgang und halb eine stumme Drohung. Ein scheu geflüstertes Bittwort verlöre sich im Lärm. Wer um Gnade flehen will, muß sich dazu eines Nebelhornes bedienen, und um das Herz der Menschen zu erweichen, braucht man wohl einen großen Hammer, tausend Zentner schwer, und der muß unaufhörlich niederfallen. Es ist nicht möglich, einen solchen Jammerzug zu übersehen, so zerstreut, versonnen oder anderweitig beschäftigt ist niemand. Wobei es merkwürdig ist, daß auch diejenigen in ein unerklärliches Solidaritätsgefühl hineingerissen werden, die eigentlich in einen anderen Kirchsprengel gehören. Dieser Zug meint im Grunde nichts Nationales, er mahnt an mensch-

liche Pflichten, die überall sind und gleich sind. Ein Fremder muß übrigens auch bei dieser Gelegenheit die Kultur des Landes bewundern, wenn er sieht, wie geräuschlos, man möchte sagen wie fein und wohlerzogen sich die Massen der Verzweifelten durch die Straßen bewegen. Man sieht hier deutlicher und greifbar, wie sich Freiheit und Ordnung vereinigen lassen; man sieht es geradezu dramatisch in Gestalten. Die mageren, ausgehungerten Menschen im Zuge sind die Freiheit, die staatlichen Policemen sind die Ordnung.

Beim Straßenübergange war eine Wagenstauung. Jetzt wird der Heereswurm entzweigeschnitten, um das Fuhrwerk durchzulassen. Erst nach einer Weile dürfen die zurückgebliebenen Arbeitslosen den vorangeschrittenen folgen. Diese sind schon weit. Da fangen die Nachzügler zu laufen an. Sie laufen in ziemlich geraden Reihen, und ihre Begleiter, die Wachleute, laufen mit. Und es sieht aus, als liefen sie Sturm. . . . Aber da haben sie die Vordermänner wieder erreicht. Der Heereswurm wächst wieder zusammen und kriecht weiter.

* * *

London ist voll, voll von Musik, man glaubt es kaum. Gerade um diese Jahreszeit fällt es einem stärker auf, weil so viel Nebel auf der Stadt lastet. Wir hatten jetzt einige undurchsichtige Tage. Man wandelte in einem Dampf, in Wolken, die auf dem Straßenpflaster lagen. Die Räder hörte man noch rollen, die Pferdehufe noch knallen, und sah doch nichts mehr vom Cab, das eben vorbeigekommen war. Die Schritte des Vorübergehenden vernahm man noch und entdeckte ihn nicht mehr. Aber aus dem Dunste, welchen das Auge nicht durchdringen konnte, klang oft genug Musik, wenn es auch billige, heruntergeleierte, abgedroschene Melodien der Gasse waren. Nur im heitersten Süden habe ich

so viel Straßenmusik gehört, nur in Neapel... Die Erinnerung ruft plötzlich den Toledo herauf. Enge Seitengassen, Balkone und auf den Balkonen Frauen, die der Drehorgel lauschen: Santa Lucia! Carmè quanno te veco — Carmè quanno te veco. Es ist, wie wenn für einen Augenblick die Nebel rissen und man sähe einen längst vergessenen Himmel — er war so blau.

Welche Sehnsucht wecken diese elenden Klimperkasten im Nebel von London. Es ist ein süßer Schmerz in den Barcarolen, wenn man sie hinter solchen Schleiern hervor hört. Mehr Melancholie läßt sich aus Liedern saugen wenn der Himmel verhängt ist, und anders greifen einem die fernen Romanzen hier ans Herz. Irgendwo hörte ich eine Altstimme, die französische Liedchen sang. Ein leichter Nebel von britannischer Betonung lag darauf — mal klang beinahe wie mäl — und es war dennoch gar nicht übel. Die Altstimme sang:

La vie est brève:
Un peu d'amour.
Un peu de rêve
Et puis — bonjour!

Und noch eine zweite Strophe.

Ist es nicht ein Schmachtfetzen, eine Albernheit? Man wird es nicht los. Immer hört man noch die Altstimme der Sängerin, die sich im Nebel verlor.

* * *

Oxford Street, Abends. Die Läden werden bald geschlossen. Der feuchte Dampf senkt sich noch trostloser auf Menschen, Tiere und Sachen. Die weißen Kugeln vor den großen Warenhäusern leuchten nicht weit in die Nebeldämmerung. Die Leute sputen sich heimwärts. Da habe ich einen meiner Bekannten wiedergefunden, den ich auch vor vier und sechs und vor vierzehn Jahren ungefähr in dieser

Gegend sah. Es ist ein zerlumpter, schmutziger, trauriger kleiner Junge. Er ist noch so bleich, hat noch so gute Augen und einen so schmerzlichen Mund, wie damals vor bald fünfzehn Jahren. Ich bemerkte ihn diesmal, als er mit dem Rücken an ein Schaufenster gelehnt stand und einem verkrüppelten Geiger lauschte, der am Straßenrande fidelte. Mein kleiner Junge hielt einen Gegenstand unter der bergenden schlechten Wachsleinwand. Sein Aufhorchen war merkwürdig ernst, gespannt, und die dünne Musik des Krüppels, die von den Vorübergehenden gar nicht beachtet wurde, schien er wie ein Konzertbesucher in sich hineinzuschlürfen. Aber das war es nicht. Erst später, auf meinem Rückwege verstand ich ihn. Da hatte er sich einige hundert Schritte weiter auch an den Straßenrand gestellt und war nun ebenfalls ein Musikant. Der Gegenstand unter der Wachsleinwand war eine Ziehharmonika, und vorhin beim Geiger hatte er etwas gelernt. Das war sein Unterricht gewesen. Armes Kind der Straße, noch immer geht es ihm in Oxford Street so schlecht; noch immer muß es betteln, hungern, frieren.

Aber dann fällt mir ein: das ist ja gar nicht mehr derselbe Junge. Der von damals, falls er nicht gestorben, ist längst ein Mann, ein Mörder oder ein Dieb. Sollte er höchst erstaunlicherweise ein anständiger Mensch geworden sein, so wäre dies ein Wunder, auf das seine Stiefmutter, die Gesellschaft, wirklich keinen Anspruch hat. Oder geht er jetzt einfach im Festzuge der Stellenlosen mit? Nur eins ist sicher: daß der kleine Junge von Oxford Street immer dableibt. Wir alle gehen vorüber, ihn bringt man nicht von der Stelle. Dichtung und soziale Politik, Religion und Wohltätigkeit erweisen sich machtlos. Wir alle sind darin einig, daß es solche kleine Jungen des Elends nicht geben sollte. Aber vergebens rufen Volksmänner vor und nach ihrer Wahl um Hilfe, vergebens versprechen Seelsorger von der Kanzel

das Himmelreich, vergebens entblößen sich wohltätige Frauen in Bazaren tief beim Verkauf überflüssiger Gegenstände, vergebens reden Dichter mit oder ohne Humor zu den mitleidigen Gefühlen in der Menschenbrust. Der bleiche kleine Junge von Oxford Street ist immer da.

Es bleibt endlich nichts übrig, als anzunehmen, daß es so sein müsse. Das wäre ja sonst zu dumm und grausam eingerichtet. Der kleine unglückliche Junge, der für etwas büßt, was er nicht weiß, für väterliche Laster oder mütterliche Sünden, er muß etwas bedeuten, er muß eine Funktion haben. Er steht da als Mahnung und Schrecken für die Leute: Seid brav und fleißig, tummelt euch, arbeitet, sorget für die Zukunft! Sonst müssen eure Kinder auch so dastehen, wie der arme kleine Junge von Oxford Street. Am Ende ist er es, der die Gesellschaft zusammenhält?

* * *

Am Kamin. Der englische Kamin hat mehr Anheimelndes als ein anderer, vielleicht weil draußen so viel Nebel und Traurigkeit ist. Oder macht es der Zauber des freien Feuers, den wir nicht kennen, wenn wir hinter unserem Ofen hocken? Das Feuer im Kamin ist immer eine Unterhaltung, es ist wie eine Frau oder wie ein Kind, die immer die Aufmerksamkeit auf sich lenken wollen. Immer geht in der Glut etwas vor, man glaubt es wenigstens, man starrt hinein. Flammen, bläulich oder geblich, und rote Hitze, und schließlich nichts als Asche. Der Kamin gibt vielleicht weniger Wärme, als Zerstreuung. Es ist etwas Naives, Wildes, Ursprüngliches in diesem Feuer. Es erinnert an die Jugend der Menschheit. Das Feuer im Kamin, fast ist es noch wie das Feuer im Freien. Nur ein großer Unterschied, welcher wohl die Geschichte der Zivilisation enthält: es ist von Mauern umhegt. Aus dem Wald- und Feldfeuer ist der häusliche Herd ge-

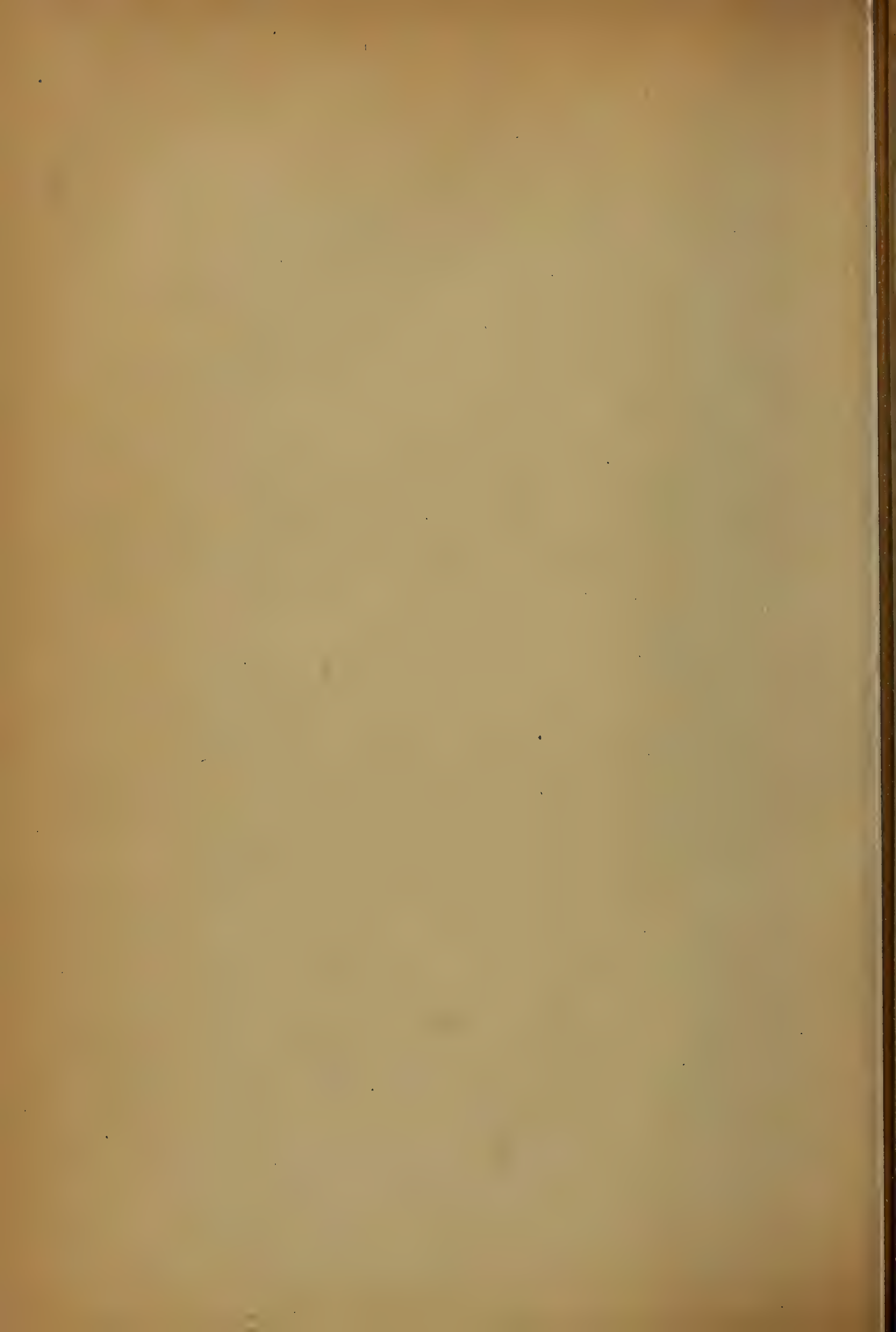
worden. Es rauscht und prasselt leise in der Glut: manchmal ist es, als ob frische Zweige knisterten, die ein Jäger eben gebrochen; dann wieder fauchen die Flammen, und es ist wie eine Erzählung von alten Zeiten dieser Insel. Wie die Männer mit der Natur und miteinander kämpfen, wie das Haus eine Burg wurde, und so weiter. Jetzt aber sitzen wir in weichen tiefen Lehnstühlen da, lesen heutige Nachrichten von den Antipoden und wärmen uns die Sohlen.

Hat man Besuch, so plaudert es sich besser vor dem Kamin, und auch das Zuhören ist angenehmer, wenn man in die Flammen sehen kann. Beim Arbeiten ist das freie Feuer ein munterer Begleiter. Man sammelt die Gedanken, wenn man lange in die Glut sieht. Kommt ein Brief, so liest man ihn, einmal, zweimal, und wirft ihn in den Kamin. Das ist so hübsch, wenn die Menschenworte hoch auflodern und vergehen. Das Feuer ist ein Spiel, ein Traum und ein Träumevernichter.

Der Abend ist zur Nacht geworden. Die Besucher sind fort, die Arbeit ist beendet, und zum Ausgehen ist es zu spät. Das Haus wird still. Nur im Kamin verglühen noch die letzten Begebenheiten der Kohle, die zur Asche wird. Wie war die zweite Strophe?

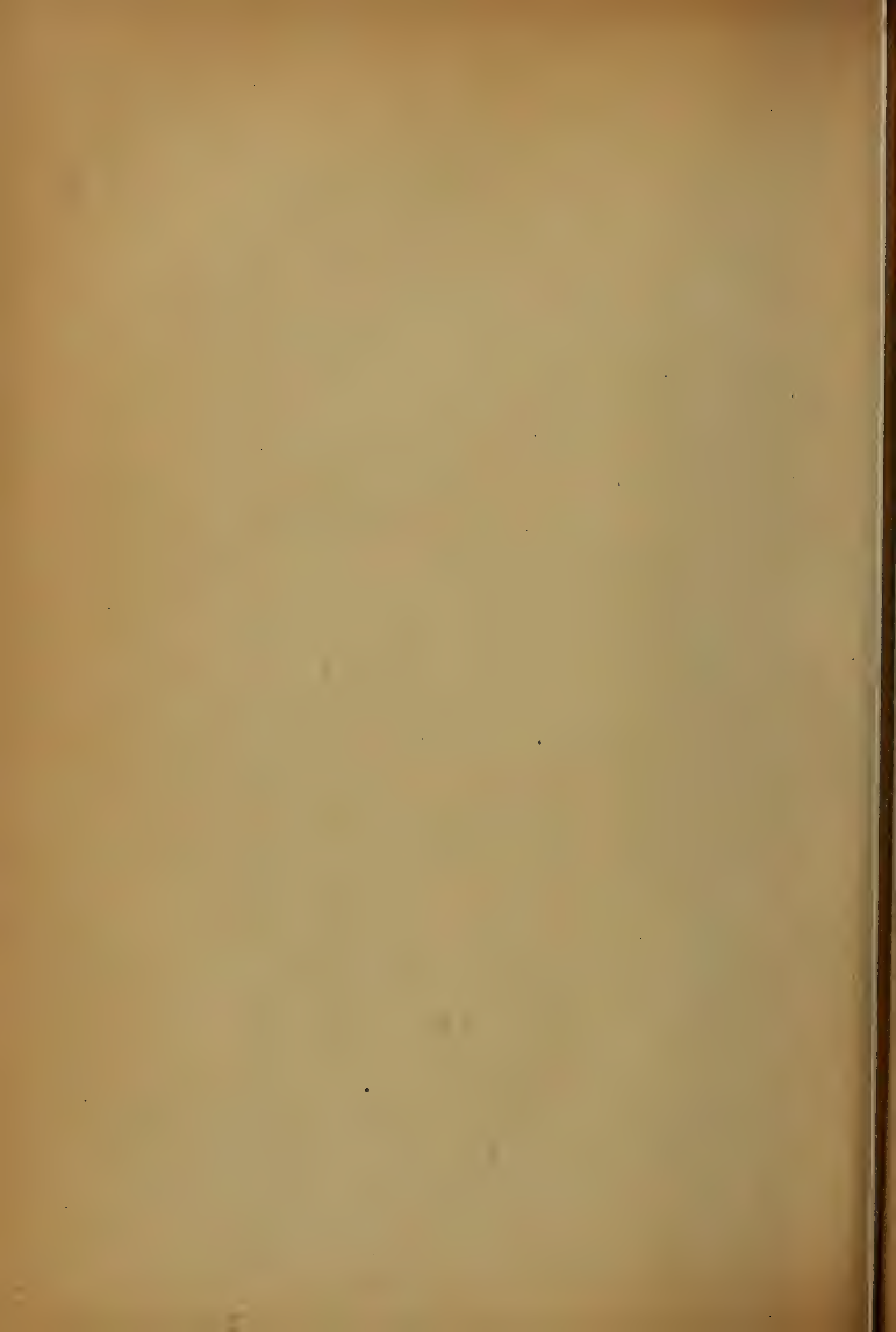
La vie est vaine:
Un peu d'espoir.
Un peu de haine
Et puis — bonsoir!

(1903.)



V

Bücher



Heine und die Liebe

Bequeme Feinschmecker lassen sich das Herz der Artischocke auslösen und genießen es, ohne sich vorher an dem harten Hüllkelch geplagt und von jeder einzelnen Schuppe das bißchen Süßigkeit abgenagt zu haben. An ein solches Artischockenherz erinnert das kleine Buch „Heines Liebesleben“, das vor uns liegt. Ein ganzes Herz, ein weiches ist da, und alles Dürre, Stachelige, wovon es umgeben war, wird uns erspart. An dem hier ist alles gut, und wenn auch die Liebhaber der hundertschuppigen Distel an so mühelosem Genuß es sich nicht werden genügen lassen, dies köstliche Herz wird allen Menschen immer schmecken. Seine Lieder, die nun schon wie Volksgesang alter Zeiten hinausgezogen sind und in Schwärmerei und Zärtlichkeit von vielen jungen Lippen klingen, seine Lieder sind das Süße, was wir von ihm haben. Welch ein charmanter Einfall, gerade dies zu seinem hundersten Geburtstage herauszuschälen und zu präsentieren.

Der hundertste? Da regt sich gleich der beinahe gelehrsame Streit. Nicht 1797, sondern 1799 wäre sein Geburtstag. Sein altes Schwesterchen, das fünfundneunzigjährige Lottchen Embden, hat sich vor kurzem für 1799 erklärt, und das würde ja auch eher zu seiner lustigen Prahlerei stimmen: daß er als einer der ersten Männer des Jahrhunderts zur Welt gekommen sei. Doch ob er sich in seinem Scherze ein paar Tage oder gar drei Jahre weggelogen habe, wir

wissen heute doch schon, daß er unter allen Umständen einer der ersten Männer des Jahrhunderts war, man könnte auch sagen: ist. Denn sie verfolgen ihn noch wie einen Lebenden. Und wie gut paßt es zu seiner heiter hinziehenden Gestalt, daß er noch nicht zur steinernen Feierlichkeit der Monumente eingehen konnte. Sein Denkmal irrt unstet wie ein Lied, indessen sein Lied bereits der Ewigkeit angehört wie unveränderliches Erz. Da scheint es eigentlich müßig, zu untersuchen, ob es achtundneunzig oder hundert Jahre her ist, daß die Menschheit dieses Geschenk erhielt, welches Heinrich Heine genannt wird.

Die Frage ist nur, was man uns denn von ihm noch Neues melden möchte, von diesem Vertrauten unserer besten Stunden? Briefe, Anekdoten, am Ende gar die gewissen Memoiren? Nein, der Herausgeber des kleinen Buches stellt nur bekannte Dinge zusammen, aber in einer eigenen Verbindung. Er bemerkt wohl in der Vorrede mit einiger Steifheit: „Vorliegendes Werk bildet nun einen vollständigen Kommentar über die gesamten Liebesverhältnisse des Dichters, führt uns die einzelnen Gestalten naturgetreu vor Augen, stellt die herrlichsten Perlen seiner Poesie an ihren richtigen Platz.“ — Glücklicherweise hält er jedoch nicht ganz, was er versprochen, und bescheidet sich geschmackvoll, dem Dichter möglichst oft das Wort zu lassen. Der Kommentar zu den „Liebesverhältnissen“ ist zurückhaltend, und wir bemerken bald, daß die armen lieben Heimlichkeiten, die in erhöhten Stunden zu Gedichten verzaubert wurden, nicht von einer plumpen Forscherhand herumgezerrt werden.

Der Titel des Buches könnte zur Annahme verführen, es enthalte Leichtfertigkeiten von dem Wege, an dessen Ende die Matratzengruft winkte. Das wäre eine falsche Vermutung. Das „Liebesleben“ ist vielmehr dasjenige, welches Heine

nicht gelebt, sondern lediglich geträumt und gedichtet hat. Diese Rosalinden und Julien liebte dieser Romeo nur im Traume; sie waren ihm eigentlich nur die Anregungen zu einer Liebe, die ganz Hauch, ganz Duft, von allem Körperlichen unbefleckt war. Gemeiniglich wird solche Liebe unglücklich genannt, im sonderbaren Mißverständnisse gerade derjenigen, die sie empfinden. Es wird dabei der Begriff des Glückes mit dem der Befriedigung verwechselt, wo es doch für feinere Naturen in der Regel eine Enttäuschung bedeutet, wenn sie vom Wunsche in den Besitz gelangen. Und gar Poeten. Welche Seligkeit ist höher, als die Steigerung ihrer Gefühle, in der sie von einem menschlichen Gegenstande ausgehen und in großer Liebkosung die ganze Natur umspannen, mit den Sternen plaudern, der Vogelsprache kundig werden und aus dem Dufte der Blumen ich weiß nicht welche Grüße empfangen. Sie zeugen auch liebliche Geschöpfe, die man Gedichte nennt. Und was ist eine Umarmung gegen einen Vers, was ein Kuß gegen einen Reim. Der Reim selbst ist ja ein Kuß zweier Gedanken.

Also war der Dichter wahrhaftig nicht unglücklich, als er ohne Befriedigung liebte. Und davon erzählt das kleine Buch. Es stellt uns die Damen vor, welchen durch den allergrößten Zufall die ungewöhnliche Ehre zuteil wurde, den Gesang einer sehr holdseligen Leier zu erwecken. Dabei ist es wunderhübsch zu sehen, wie sie selbst gar keine Ahnung von ihrer literarhistorisch bedeutenden Wirksamkeit hatten; gleichwie ein aufsteigender Vogel, dem ein Dichter in den Äther nachblickt, keine Ahnung davon hat, daß er hinter dieser sinnenden Menschenstirn anmutsvolle Gedanken erregt. Freilich nehmen sich diese Weibchen dümmer und schuldiger aus, als der Vogel in der Luft. Denn der Dichter sprach zu ihnen, sang zu ihnen, und sie hörten ihn, aber sie verstanden ihn nicht. Von allen die Schuldigste war die kleine

Molly, weil er gerade zu ihr das Allersüßeste gesprochen, und sie muß ein recht leeres Herzchen gehabt haben, „die Kleine, die Feine, die Reine, die Eine“, wenn sie nur leere Worte vernahm in den Versen, die seither eine Welt berauschten. Ja, seine Herzallerliebsten haben sämtlich den lieben Sänger nicht verstanden, die einen, weil sie Gänschen, die andern, weil sie herzlos waren; das ist bei jeder einzelnen zugleich hübsch und traurig anzuschauen, und wenn man alles überblickt, ist es unendlich närrisch, wie die Liebe selbst. Doch wo der Spaß ins Phantastische hinaufwächst, das ist die Ehe des Poeten mit einer gutmütigen Frau, die nicht einmal Henris Sprache verstand. Die ihn liebten, haben den Menschen, nicht den Dichter in ihm geliebt, mit Ausnahme der letzten, der Mouche, die in sein Sterbezimmer geflogen kam; doch da war er ja nur noch der hoffnungslose Schatten eines Mannes. So will sich daraus die Lehre ergeben, daß Dichtung und Liebe einander ausschließen. Die Dichtung ist „unglücklich“ in der Liebe, und die Liebe hat kein Glück mit der Dichtung.

Und nun blättern wir in der Liste der geliebten Mädchen und Frauen. Was es doch für einen seltsamen Eindruck macht, wenn wir hinter den gestaltlosen und allen Menschen vertrauten Liedern plötzlich die unbekannten Weiblein auftauchen sehen, durch die sie einst hervorgerufen wurden. Es ist ein Totentanz. Wo ist Molly, wo Therese, wo das rote Sefchen, und Mirjam, und Friederike, und die Gräfin Kalergis, die Fürstin Belgiojoso, und „mein Kind Mathilde“, und die zarte Mouche? Aber ist es nicht eine Roheit, die Grabesruhe aller der Skelettchen zu stören? Und hatten sie, als sie noch Damen waren, nicht am Ende recht, wenn sie gegen den Dichter spröde taten, da sie doch einer heillosen Kompromittierung entgegengingen — ob sie ihn erhörten oder nicht? Man wird allerdings unsterblich, wenn man wie

Laura oder Beatrice von einem großen Dichter geliebt wird, aber man ist dabei auch Gefahren ausgesetzt, und so können wir heiter annehmen, daß ein richtiger Instinkt die Damen davon abhält, sich mit Poeten allzu tief einzulassen. Denn es kommen später die Forscher, und — „kennst du die Hölle des Dante nicht, die schrecklichen Terzetten?“ . . . Etwas von der furchtbaren Selbstsucht der Poeten ist noch in diesen posthumen Anklagen und Enthüllungen.

Nun haben wir abgeschlossen die ganze Liebe des Dichters vom Morgen, vom schönen Morgen bis zum traurigen Abend vor uns. Den Morgen hat er in der Zeit des Erlebens nicht gleich auszudrücken gewußt, und erst lange danach vermochte er diese Wonne festzuhalten, und er sah sie hinter dem leichten Schleier einer Träne, die ihm dabei ins Auge gestiegen war. Der Morgen hieß Sefchen, Scharfrichters Sefchen. Wenn er von ihr spricht (in dem Memoirenfragment, das lange nach seinem Tode herauskam), ist in der Schilderung eine unsägliche Innigkeit, aber auch die Meisterschaft der späten Zeit. Und die kleine Geschichte, die er um Sefchen herum schreibt, ist so entzückend, daß sie erfunden sein mag. „Ihre großen tiefdunklen Augen,“ erzählt Heine, „sahen aus, als hätten sie ein Rätsel aufgegeben und warteten ruhig auf die Lösung, während der Mund mit den schmalen hochaufgeschürzten Lippen zu sagen schien: Du bist zu dumm und wirst vergebens raten. Ihr Haar war rot, ganz blutrot, und hing in langen Locken bis über ihre Schultern herab, so daß sie dasselbe unter dem Kinn zusammenbinden konnte. Das gab ihr aber das Aussehen, als habe man ihr den Hals abgeschnitten.“

Er braucht das als Einleitung, um für die Geschichte von Hundertmordschwert eine Stimmung zu haben. Auch ein altes Volkslied führt er ein:

Ottilje lieb, Ottilje mein,
Du wirst wohl nicht die letzte sein —
Sprich, willst du hängen am großen Baum?
Oder willst du schwimmen im blauen See?
Oder willst du küssen das blanke Schwert,
Was der liebe Gott beschert?

Als er nun einmal mit Sefchen im Scharfrichterhaus allein war, bat er sie, ihm ein Schwert zu zeigen, mit dem schon hundert Menschen geköpft worden wären.

Sie ließ sich nicht lange bitten, ging in die besagte Kammer und trat gleich darauf hervor mit einem ungeheuren Schwerte, das sie trotz ihrer schmächtigen Arme sehr kräftig schwang, während sie, schalkhaft lächelnd, drohend die Worte sang:

Willst du küssen das blanke Schwert,
Das der liebe Gott beschert?

Ich antwortete darauf in derselben Tonart: „Ich will nicht küssen das blanke Schwert — ich will das rote Sefchen küssen!"

Er tat es auch, er küßte die trutzigen Lippen der Scharfrichterstochter, die sich nicht wehren konnte, weil sie das große Hundertmordschwert in den Händen hatte. Ist das nicht ein liebenswürdiges Bild? Und wie erstaunlich, daß sich dafür noch kein Maler gefunden hat. Das Hundertmordschwert als Erklärung von Sefchens Wehrlosigkeit ist doch ein köstlicher Vorwurf.

In seiner Erinnerung fügt Heine mit einer kleinen revolutionären Koketterie hinzu: „Ich küßte sie nicht bloß aus zärtlicher Neigung, sondern auch aus Hohn gegen die alte Gesellschaft und alle ihre dunklen Vorurteile." Da merkt man endlich, daß es doch nur eine hergerichtete Begebenheit ist, die er sich gefiel, als wahr zu melden, so wie er sich auch das „alte Volkslied" aus dem Finger sog. Wenn

er sie überhaupt geküßt hat, tat es der Junge wohl kaum aus Hohn gegen die alte Gesellschaft. Übrigens gesteht er, „daß sie doch nur ein Präludium war, welches den großen Tragödien meiner reiferen Periode voranging. So schwärmt Romeo erst für Rosalinde, ehe er seine Julia sieht.“ —

Folgen die „großen Tragödien“. Es waren zunächst zwei kleine Cousinen: Amalie, genannt Molly, die erste, und mehrere Jahre darauf deren Schwester Therese, die zweite. Sie waren die Töchter von Heines Onkel Salomon in Hamburg, der in der Familie als „der Große“ galt, so lange eben nur Geld und nicht Ruhm im Hause war. Nach den Äußerungen des Dichters ist übrigens die Vermutung erlaubt, daß Salomon für die Familie auch dann noch der Bewundernswertere blieb, als der Neffe Heinrich bereits mit den unpraktischen kleinen Liederchen die anderen Leute entzückte. Praktisch war wohl auch das Bäschen Nummer eins, das den dichtenden Vetter ganz und gar nicht begriff. Er sollte Kaufmann sein, wozu er keine Lust hatte. Auf Wunsch des Oheims übernahm er ein Geschäft, das am Graskeller Nr. 139, dann in der Bäckerstraße zu Hamburg sich befand. Das Geschäft ging schlecht, denn der junge Kaufherr machte lieber Verse, und nach einigen Monaten mußte er es auflösen. Erst dann wurde dem Unfähigen gestattet, die Universität zu beziehen. Das Bäschen rümpfte wohl das Näschen: ein solcher Mensch wagte es, um sie zu werben. Welche Kostbarkeiten er in den kleinen Liedern für sie niederlegte, davon verstand sie nicht das Mindeste. Sie blieb kühl gegen die ihr gewidmeten Gedichte, als wären es die erstbesten Bonbonverse gewesen, die ein junger Verwandter für bürgerliche Gelegenheiten anfertigte. Weiß man, welche Verse es waren, von denen das Fräulein nichts hören wollte? „Es ist eine alte Geschichte“, „Im wunderschönen Monat Mai“, „Aus meinen Tränen sprießen viel blühende Blumen hervor“,

„Die Rose, die Lilje, die Taube, die Sonne“, „Lehn’ deine Wang’ an meine Wange“. . . . Lauter Worte, die seither die wundersamsten Flügel bekommen haben. Und für wen flatterten sie auf? Für ein Hamburger Kaufmannsfräulein, das sich mit einem wohlhabenden Herrn Friedländer aus Königsberg vermählen ließ. Dieser Madame Friedländer aus Königsberg, es ist komisch, verdankt die Poesie so viel. Um diese Liebe zu begraben, verlangt er in jenem schönen Lied einen so großen Sarg, der noch größer sein muß, wie’s Heidelberger Faß, und die Bahre muß noch länger sein, als wie zu Mainz die Brück, und die zwölf Riesen, die den Sarg nach dem Meere tragen sollen, müssen noch stärker sein, als wie der heilige Christoph im Dom zu Köln am Rhein.

Wißt ihr, warum der Sarg wohl
So groß und schwer mag sein?
Ich legt’ auch meine Liebe
Und meinen Schmerz hinein.

Der Schmerz um Madame Friedländer aus Königsberg! Es ist unendlich lustig. Er aber hat die Unwahrscheinliche so sehr geliebt, daß er Jahrzehnte danach beim Anblicke ihrer Tochter in die süße Klage ausbrach:

Ich sah dich an und glaub’ es kaum —
Es war ein schöner Rosenbaum,
Die Düfte stiegen mir lockend zu Häupten,
Daß sie mir zuweilen das Herz betäubten —
Es blutet hervor die Erinnerung —
Ach! damals war ich närrisch und jung . . .

Doch als er die kleine Cousinenknospe so viele Jahre später von seinem Krankenlager grüßte, da war jene Liebe längst abgetan. Zunächst war er an die Schwester der ersten geraten, er hatte sich offenbar in den Typus vergafft. Therese besaß dieselben Augen, „die mich so elend gemacht“. Und da begab sich etwas Heiteres. Der Dichter, der jedesmal starb, wenn er liebte, bedeckt die neue Geliebte mit den

Kronjuwelen seiner Poesie. Nun ist diese die Julia, und die andere wird zur Rosalinde degradiert. Wieder liebt er zum erstenmale. Das Bäschen Nummer zwei bedeutet abermals eine „große Tragödie". Für sie singt er „Du hast Diamanten und Perlen" und manches andere liebe Wort. Auch sie verschmäht ihn und nahm einen Herrn Halle zum Gatten — auch daran starb der Poet nicht. „Das alles, meine Süße, ist mir schon einmal geschehen."

Folgen die „Verschiedenen". Eines Abends traf er in Berlin ein schluchzendes Mädchen verlassen auf der Straße. Das war Mirjam, die Tochter eines Rabbiners aus Gnesen, die mit ihrem Vater nach Berlin gekommen war und ihn hier plötzlich durch den Tod verloren hatte. Heine nahm sich der Hilflosen an und brachte sie zu seiner Freundin Rahel Varnhagen v. Ense. Der Tochter des Rabbiners gelten die berühmten Verse:

> Du bist wie eine Blume
> So hold und schön und rein . . .

Und dann die anderen, die anderen. Da ist Friederike Robert, die Feine, Geistreiche aus dem Varnhagenschen Kreise, die er in Briefen „Ew. Schöngeboren" anredet. Da ist Donna Klara, die in Wirklichkeit eine preußische Baronesse war und deren Abenteuer — „Laß die Mohren und die Juden" — er aus dem Brandenburgischen ins Spanische übertrug; der Liebhaber gesteht der Antisemitin seines Herzens beim Abschied, er sei der Sohn des Rabbi Israel von Saragossa. Doch wie er weiterliebt, von Ort zu Ort, im Harz, an der Nordsee, endlich in wälschen Landen, wird sein Liebeswort immer höhnischer und härter. Wo ist die gute Zeit, da er „glücklos" liebte? Hortense, Diane, freche Scherze, und dann die unheilbare Blasiertheit, als ihn der Zufall mit den eleganten Frauen zusammenführte. Vom Schlosse der Fürstin Belgiojoso aus schrieb er an Heinrich Laube,

daß er dieses schöne, edle Weib nicht liebe, sondern verdammt sei, nur das Niedrigste und Törichste zu lieben. Er meinte — Mathilde. Da ist endlich die wild gewordene Spießbürgerei seines Verhältnisses zu Mathilde, die wüste Ehe eines Mannes, der sehr geistreich ist, mit einer entsetzlich beschränkten, ungebildeten Frau. Dennoch liebten sie einander, so gut es ging, nämlich nur wie Mann und Weib; aber das Herz des Dichters litt wohl darunter, daß er als Unbekannter neben ihr herging. Er hätte auch ein deutscher Handlungsreisender sein können, er wäre ihrem Gefühle ebenso nahe gewesen. Da seufzte er: „Verfehlte Liebe, verfehltes Leben!“ Bis er sich auch darein fand und seinen inneren Frieden mit ihr machte, den sie nicht als das aufzufassen vermochte, was dieser Friede wirklich war: ein Verzicht. Henri war ihr dennoch zugetan, sie war ein gutes Ding und er nur zu groß für sie.

Dann nach dem letzten Ausgang, nach dem Abschiedsbesuch im Louvre bei unserer lieben Frau von Milo, wo der kranke Dichter schluchzend zusammenbrach, das lange Sterben. In die Matratzengruft schwebte die letzte Liebe wie auf einem Sonnenstrahl durch den Fensterspalt herein. Das war die liebliche Mouche. Sie hieß Elise v. Krienitz und nannte sich Kamilla Selden. Unter der letzten Liebe, die wie die erste süß und kraftlos war, wenn auch aus einem anderen Grunde, fand der Spötter die allerzärtlichsten Töne wieder. Und alles zu unendlicher Reinheit verklärt, schon überweht vom Atem des Ewigen:

Du weinst und siehst mich an und meinst,
Daß du ob meinem Elend weinst —
Du weißt nicht, Weib! Dir selber gilt
Die Trän’, die deinem Aug’ entquillt . . :
. . . Die Schönheit ist dem Staub verfallen,
Du wirst zerstieben, wirst verhallen.
Viel anders ist es mit Poeten,

Die kann der Tod nicht gänzlich töten,
Uns trifft nicht weltliche Vernichtung,
Wir leben fort im Reich der Dichtung,
In Avalun, dem Feenreiche.
Leb' wohl auf ewig, schöne Leiche!

Frau Mathilde sah die Mouche, die feine Fliege heran- und von dannen schweben, und Madame Heine ahnte nichts von diesem letzten Glück des Sterbenden. Ja, vielleicht war dieses, das ihm die Mouche in die trostlose Stube brachte, das einzige Glück seines Dichterlebens. Abgestreift alles körperliche Gemeine, der Irrtum, der ehemals aus dem Geschlecht heraufstieg, nicht mehr möglich. Was in den brechenden Augen glänzte, war nur noch die Seele. Er schrieb ihr einmal: „Ich liebe Sie mit der Zärtlichkeit eines Sterbenden, somit zärtlicher, als sonst jemand auf Erden.“ Er nannte sie auch seine Passionsblume, und er schenkte ihr seine letzten duftenden Gedanken:

. . . Frag', was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag', was sie duften, Nachtviol und Rosen!
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Toter kosen!

Sieht man endlich, was die unverstandene Liebe des Dichters ist? Ein Traum, dessen er sich in Tönen bewußt wird. Die Frauen bringen nur die Saiten zum Schwirren. Mit der anderen Liebe der Menschen hat das nichts gemein, doch wird es die Melodie für die Empfindungen der Gewöhnlichen. Dank also den Frauen, die ihn gequält und gelabt, und durch sein Herz hindurch für alle Fühlenden die holden Lieder schufen. Dank ihnen allen, vom roten Sefchen, das ein Hundertmordschwert in den Kinderhänden schwang, bis zur lieben Mouche. Sie waren der Wind, der über eine Harfe strich.

(1897.)

Maupassants Nachlaß

Als Maupassant ins Irrenhaus kam, hatte ich eine Zeitlang den Wunsch, ihn dort zu besuchen und möglichst ungesehen zu beobachten. Welch ein Anblick mußte das sein. Ein ungewöhnlicher Geist gefangen, ein freier, schweifender und natürlich wilder Mensch gleichsam hinter Gitterstäben wie ein Löwe. Maupassant, der die Halluzinationen der Dichtung herrisch rief und entließ, nun selbst von ungewollten Vorstellungen bezwungen. Und wie sah er dabei aus? Unruhig oder dumpf, der Blick flackernd oder stier? Oder — und darin ist mehr Grauen — hatte er noch seine frühere Art, wie er über die Boulevards schlenderte, hinter Weibern oder Träumen her, wie er in Cannes seine Jacht bestieg, wie er zur Hühnerjagd mit lachenden Gesellen aufbrach? . . . Der Alltag ist in Paris zu voll von Arbeit und Zerstreuungen. Abgelegenere Vorsätze schiebt man von Woche zu Woche auf und vergißt sie endlich. Als Maupassant starb, hatte ich das Gefühl, ein wichtiges Erlebnis versäumt zu haben. (Das fällt mir jetzt wieder ein, da ich in seinem Nachlaß blättere.)

Im vorigen Jahre erschien „Le Père Milon“, der erste Band seiner nachgelassenen Schriften, heuer der zweite, „Le Colporteur“. Im Vorberichte des ersten Buches sagen die Herausgeber, daß diese Aufsätze unter den Papieren Maupassants geordnet vorgefunden wurden. Wann hat er sie geordnet, und wo? In der Heilanstalt, die er nicht mehr verlassen sollte? Andere Frage: Wann hat er sie geschrieben?

Noch in der Freiheit oder schon in der Gefangenschaft? Manche Stücke in „Père Milon“ sind offenbar früheren Datums, denn ganze Seiten davon finden sich in seinen längst veröffentlichten Büchern, zum Beispiel in „Une Vie“. Aber wie, wenn er sie im Sanatorium nochmals angefertigt hätte? Es ist ja denkbar, daß in seinem kranken Gehirne die alten Vorstellungsreihen erwachten und daß er sie mit großer Mühe und Sorgfalt niederschrieb, weil er nicht mehr wußte, daß er sie schon einmal geschrieben hatte. Und die neuen Sachen in den beiden Bänden, wann hat er sie verfaßt? Jedenfalls in lichten, sehr lichten Zwischenräumen, ob er nun schon als Irrer von den Leuten erkannt war oder nicht. Denn es ist die Kraft seiner guten Tage darin. Kaum eine der Geschichten ist gleichgültig. Man muß nach dem Schlußpunkt einer jeden immer noch weitersinnen. Mit einer Maupassantschen Erzählung ist man ja nicht fertig, wenn man sie zu Ende gelesen hat. Sie schwingt noch eine Weile fort, manchmal sogar belästigend, wie der allzu mächtige Ton der Glocke, die man im Turme hört. Los wird man den Eindruck einer seiner Geschichten eigentlich erst bei der nächsten, so groß ist die Gewalt seiner anschaulich gewordenen Visionen.

„Le Horla“, diese Wahnsinnsdarstellung, schrieb er, als er noch die bürgerlichen Ehren der Vernunft genoß. Er kann den völlig klaren „Colporteur“ in den schrecklichen luziden Intervallen verfaßt haben. Ist das nicht eine großartige Gestalt: ein Dichter, der noch fortschafft, noch ein Werk zum Ergötzen und zur Erschütterung der Menschen vollbringt, dieweil sie ihn bereits aufgegeben haben und als Verlorenen beweinen? Wenn er sich von seinem Zustande Rechenschaft gab, und das ist möglich, so hatte er ungeheure Monologe. Er saß vielleicht vor dem Spiegel und beobachtete sich kühn und kalt. Brauchte er überhaupt dazu einen Spiegel? Er sah sich objektiviert vor sich stehen. Er beurteilte sich wie einen

Fremden. Er ging im Garten auf und ab, liebkoste mit seinem Blicke die eigenwillig rätselhaften Umrisse der Bäume, die hübsche flüchtige Gestalt von Himmelswolken, die auch nicht beständiger sind als die Menschen, und er sagte sich lächelnd: „Da ist in diesem Hause noch so ein verrückter Kerl wie ich, und er heißt auch Guy de Maupassant. Schade um ihn. Aber eigentlich ist es gleichgültig. Er hat alles, was man haben kann, darum ist er melancholisch. Er ist so frei, wie er will, und das verträgt kein Mensch. Glücklich kann nur ein Sklave sein, weil sich ihm der Druck manchmal erleichtert. Und den Sklaven achte ich die Beschränkten gleich. Man muß borniert sein in den Mitteln oder im Geiste. Ein Freier kann nicht auf die Dauer froh sein, weil ihm der Druck fehlt und folglich auch die zeitweise Erleichterung. Ein Herr ist nicht glücklich; es ist wahr, er braucht es auch nicht zu sein. Und so geht es diesem armen Guy. Er ist noch jung, in der Manneskraft. Er kennt die Weiber, er kennt sie nur zu gut, und da hört das Vergnügen auf. Er hat einen Namen, selbstgezimmert, es gibt keinen besseren. Er schreibt sich so viel Geld zusammen, als er braucht, und mehr. Aber er schreibt fein und stark, nicht wie die Canaille. Er sucht noch, er sucht immer. Die Canaille ist vergnügt, wenn sie ihre lustigen oder traurigen Schweinchen auf den Markt getrieben und an den Mann gebracht hat. Dann sind die Anstrengungen zu Ende. Aber er hat etwas anderes gesucht, als den Erfolg, er sucht es noch. Was ist das? Vielleicht die Wahrheit? Armer Guy, er weiß nicht, daß es keine gibt.“ So oder ähnlich mag es im verstörten Gemüte des Poeten ausgesehen haben.

Ob er im Sanatorium noch geschrieben hat und welche der nachgelassenen Geschichten an diesem unheimlichen Orte geschaffen wurden, darauf kommt es schließlich gar nicht an. Gewiß ist, daß sein Geist früher krank war, als man es

wußte; gewiß aber auch, daß er noch in diesem Zustande Meisterwerke hervorbrachte. Sein Lehrer Flaubert sagte: „Die Perle ist eine Krankheit der Muschel."

So liest man in eigentümlicher Voreingenommenheit und doch zur Bewunderung bereit die posthumen Bücher. Der starke Duft von Rätseln, der alle seine so klar gefügten, so einfach vorgetragenen Erzählungen umwittert, ist auch in diesen Büchern fühlbar. Hier kommt die Frage nach der Entstehungszeit sonderbar hinzu. Lag dieser Nachlaß schon lange vor dem Tode fertig da oder sind noch Arbeiten der letzten Lebensmonate darunter? Da und dort glaubt man im Werke ein Zittern der schaffenden Hand zu merken. Hatte er diese Sachen beseite geworfen, weil sie ihm nicht genügten, der ein strenger Selbstquäler war, wie jeder ehrliche Künstler? Oder waren es Schwächen, die er selbst nicht mehr zu erkennen fähig war? Einzelne Stücke im „Colporteur" muten durch die Verschiebung der Linien und die etwas groteske Übertriebenheit wie Parodien der bekannten Maupassantschen Art an. Ein Beispiel die Geschichte „Duell", in der auf ganz unwahrscheinliche Weise berichtet wird, wie zur Zeit der Kriegsinvasion ein preußischer Offizier im Eisenbahnwagen einen harmlosen dicken Pariser Bourgeois so lange beleidigte, bis dieser sich auf den rohen Sieger warf und ihn prügelte. Auf der nächsten Station stiegen sie aus und duellierten sich auf Pistolen. Zeugen des Preußen waren zwei auf dem Bahnsteig anwesende Offiziere, Zeugen des Franzosen zwei Engländer aus dem Coupé. In der Haltezeit des Zuges wurden die Schüsse gewechselt. Der Preuße fiel mausetot nieder, der Franzose fuhr mit den erstaunten Engländern gleich weiter. Ein anderes Beispiel der „Brief, der bei einem Ertrunkenen gefunden wurde". Ein Mann erzählt darin, wie trostlos er über das Zerreißen empfindsamer Stimmungen sei. Die Frauen verstehen es nicht, in der Harmonie

seiner Gefühle zu bleiben. Sie stören seine Illusion durch irgendein dummes Wort. Seine Sentimentalität wird ungeschickt angerührt. Einmal in wundersamer Mondnacht fuhr er mit einer Frau im Boote auf der Seine. Sie schwärmten zart, bis die Sonne aufging. Da war alles in Rosenfarbe getaucht, der Himmel, der Fluß, die Ufer, das Boot und die Frau. Sie lächelte rosig. Er wollte sie küssen. Da sagte sie: „Sie haben eine Raupe im Haare.“ Darum hatte sie so glückselig gelächelt. Und seine Stimmung, seine Liebe war verflogen. Es wird nicht recht klar, doch scheint er sich aus diesem Grunde ersäuft zu haben.

Noch wüster und gruseliger ist die Geschichte „Das Nervenzucken“. Da lernt der Erzähler im Badeorte ein seltsames Paar kennen, Vater und Tochter. Der Vater hat ein Nervenzucken in der Hand, und dieses Zucken hat eine Geschichte. Die Tochter war ihm nämlich gestorben, diese anwesende Tochter. Sie wurde auch begraben, aber in der Nacht nach der Beerdigung klopfte es an die Tür. Er fragte, wer draußen sei. „Ich, Vater!“ Und sie war es wirklich, die lebend eingesargte Tochter. Ihr weißes Ballkleid, in dem man sie bestattet hatte, troff von Blut. Ein Leichenräuber hatte die Gruft geöffnet, um der Toten die Schmucksachen abzunehmen. Ungeduldig schnitt er ihr einen Finger ab, als die Ringe nicht gleich heruntergingen. Das Blut floß und die Tote erwachte. Da entfloh der Räuber. Nun schellt der vom Glück entsetzte Vater, der Kammerdiener tritt ein, doch wie der die heimgekehrte Leiche sieht, fällt er vor Schrecken tot um; er war der Räuber. Seit jener Nacht hat der Vater das Nervenzucken und die Tochter besitzt nur neun Finger.

Dieses irre Schwelgen im Gräßlichen ist noch in anderen Geschichten zu finden, etwa im „L'horrible“, wo ein alter General von Menschenfraß in der Wüste und von der Ermordung einer alten Bäuerin erzählt, die in Manneskleidern

dem Regimente nachzog und für einen Spion gehalten wurde, weil sie ihren Sohn suchte. Recht gruselig auch das Stückchen von Schopenhauers Leichnam. Zwei „Jünger“ des deutschen Philosophen halten bei ihm die Totenwache. Das unerklärliche Lachen im Gesichte des Entschlafenen ängstigt sie, und sie ziehen sich in das Nebenzimmer zurück. Plötzlich hören sie ein leichtes Geräusch, sehen einen weißen Gegenstand über das Laken rollen, und da sie sich mit Grauen dem Bette nähern, entdecken sie, daß der Tote nicht mehr lacht, sondern eine fürchterliche Fratze schneidet. Die Erklärung ist nicht übernatürlich: sein falsches Gebiß ist ihm aus dem Munde gefallen.

Aber auch das Scheußliche und die gelegentlichen Unsauberkeiten sind in einer hellen Sprache vorgetragen. Jedes Wort so durchsichtig, jeder Gedanke von so reinem Umriß, wie in den glücklichsten Tagen seines Schaffens. Die Geschichte, von der die Sammlung den Namen hat „Le Colporteur“, ist bester Maupassant. Er überholt in der Nacht auf einsamer Landstraße einen Hausierer, der unter dem lastenden Bündel heimwärts keucht. Der Hausierer fürchtet sich vor Wegelagerern und bittet ihn, Schritt zu halten. Wenn zwei beisammen sind, werden sie nicht überfallen. Nun gehen sie selbander, und der Hausierer erzählt seine einfachen Verhältnisse. Heute habe er gute Geschäfte gemacht und müsse früher, als er glaubte, nach Hause, um morgen die bestellten Waren abzuliefern. Seine gute Frau erwarte ihn diese Nacht gar nicht. Beim Hause angelangt, nötigt der Händler seinen Begleiter, einzutreten und ein Glas Wein zu trinken. Aber die Frau im verriegelten Schlafzimmer gibt kein Lebenszeichen, da der Mann mächtig an die Tür pocht. Sie sei unzufrieden, meint er, weil er einen Freund mitgebracht habe. Einstweilen steigt er in den Keller hinunter, um Wein zu holen. Da öffnet sich die Schlafzimmertür und ein Bursche,

der Liebhaber, schleicht an dem verblüfften Gast vorbei hin
aus. Der Gatte kehrt ahnungslos zurück, sie trinken ei
Glas, und der Gast entfernt sich nachdenklich. Er hat ein
Szene gesehen „von dem ewigen Drama, das alle Tage auf
geführt wird, unter allen möglichen Formen, in allen Kreise
der Gesellschaft“. Die alte Geschichte, kurz und bündig
traurig und nüchtern erzählt.

Und mehr solcher Begebenheiten: Ehen voll Betrug un
Haß, kummervolle Liebschaften, Einsame, die noch betrübte
sind, ein Reigen von glücklosen Leuten. Es ist eine unheil-
bare Melancholie darin. Selbst im Lachen über einen ge
lungenen Schabernack („la Farce“), selbst im Lächeln übe
die greise Marquise („Jadis“), die ihrer Enkelin die
lockeren Sitten der guten alten Zeit rühmt, ist diese Melan-
cholie zu finden.

„Geh' an der Welt vorüber — es ist nichts!“ wie
Schopenhauer sagte. Diesen preist Maupassant mit schaudern-
der Ehrfurcht, nennt ihn „den Größten aller Träumeplünderer,
die jemals über die Erde gezogen“. Also was? Das Leben
nur ein Traum und auch der Traum allen Inhaltes beraubt?

Das hat er sich vielleicht in seinen Selbstgesprächen
unter lebhaften Gebärden anvertraut, als er im letzten Garten
spazieren ging: „Er hat sich geirrt, der gute Guy. Er war
nicht armselig genug, wie die kleinen Leute, die um Beifall
arbeiten und sich an ihren kümmerlichen Werkchen selbst
berauschen. Selbst wenn einer was kann, ist es nicht der
Mühe wert. Auch die Kunst ist nichts, weil sie ein Spiegel-
bild des nichts ist. Wenn man tiefer geht, verliert man jeden
Halt. Man muß sich mit provisorischen Lösungen begnügen,
mit Erkenntnissen bis hieher und nicht weiter, und man muß
die Beruhigung im Glauben, in den Meinungen der Mehrheit
suchen. Die Mehrheitsanschauungen gewähren dem Einzelnen
die zum Leben erforderliche Sicherheit, besonders insolange

er sich nicht darum kümmert, wie diese Anschauungen entstanden sind, und aus welchen Individuen die zufriedene Menge zusammengesetzt ist. Wenn du aber darüber hinaus willst, wenn du nicht rechtzeitig die Augen schließen kannst, wo es dir zu sehen verwehrt ist, dann hast du es nur dir selber zuzuschreiben, armer Guy, wenn dein Blick starr oder flackernd wird. Du willst den Dingen auf den Grund kommen. Darum bist du hier. Denn unter uns gesagt: die Dinge haben gar keinen Grund. . . .“

(1900.)

Altmännersommer

Primum nascens, ultimum moriens.

Es ist ein Problem, in das man mit den Jahren hineinwächst. Wie lange dauert die Zeit der Liebe? Ninon gab mit siebzig Jahren darauf noch munter zur Antwort: Da müssen Sie eine Ältere fragen! Die Auskunft dieser liebensklugen Frau ist jedenfalls sympathisch; sie eröffnet uns allen Horizonte, Horizonte ohne Sonnenuntergang. Die jungen Leute urteilen darüber wesentlich anders. Mit siebzehn Jahren glaubt man leicht, der Kuckuck im Walde werde nicht mehr lange rufen. Aber er ruft und ruft: Zwanzig — natürlich! Dreißig — wie hübsch! Vierzig — ist es möglich? Fünfzig — welches Wunder. Sechzig — es ist nicht zu glauben. Siebzig — und noch darüber hinaus! Ninon sagt es. Man kennt Fälle. . . . Nun ja, das ist eben das Traurige, daß man nur einzelne Fälle kennt.

Für die Frauen scheint, trotz Ninon, die Grenze enger gezogen. Oder ist auch das nur unser gewalttätiges Männerwerk? Wir haben uns das, wie den Staat, wie die Gesellschaft, nur zu unserem eigenen besten Vorteil eingerichtet. Wir dehnen uns den Sommer aus, weit über das astronomische Maß. Aber den Frauen möchten wir es hart und spöttisch verweisen. Wo ist wirklich die Grenze? Nach Jahren läßt sie sich wohl kaum bemessen. Der Einzelne und die Einzelne haben darin ihr Recht. Es ist verschieden nach den Gaben. Die Grenze ist vielleicht dort, wo man lächerlich

wird, wenn man liebt. Doch wer weiß das von sich? Um die Femme de trente ans spielt beinahe ausschließlich der sentimentale französische Roman des letzten Jahrhunderts. Mit vierzig ist sie abgetan und wirkt nur noch komisch, wenn sie auch manchmal in der Wirklichkeit Knaben gar sehr zu entflammen vermag. Die Jungen sind nicht fähig, uns in der Kunst ihr Frauenideal aufzuzwängen. Die reife Weiblichkeit wird vielleicht stärker geliebt als besungen. Man wird nicht ungestraft Meister einer Kunst, das heißt: nicht ohne zu altern, und wie der Jüngling für hundertblätterige Rosen zu schwärmen pflegt, so zieht es in geheimer Sehnsucht nach Morgenträumen den reifen Mann wieder zu den Knospen hin. Daher kommt wohl die Verherrlichung des Zarten gerade in den ewigsten Werken der Kunst und Dichtung. Der Künstler gestaltet, was er liebt, und wenn er alt und mächtig geworden ist, liebt er nichts insbrünstiger, als die Jugend. Rubens ist die große Ausnahme. Sieht man das volle rosige Fleisch seiner Weiber, so meint man, ein zagender Jüngling hätte da seine Wünsche hingemalt. Denn wir wissen, wie der Zug der Gegensätze geht. Den Knaben lockt die reife Frucht, Rückert sagt es in einem wundervollen Gedichte. Und darum mögen wir in der Regel an seinem Liebesgegenstand erkennen, ob ein Poet jung oder alt ist. Immer ist Sehnsucht in den Werken der Kunst, ja vielleicht ist die Kunst überhaupt nichts anderes als Sehnsucht, die gestaltet wird. Sie schafft sich das Unerreichbare, und dieses ist das Einzige, was wert ist, verlangt zu werden. Und um so süßer, weil sehnsuchtsvoller, wird das Werk, je mehr der Gegenstand dem Poeten entrückt ist.

Man kennt das köstliche Wort des Franzosen. „Welche Liebe ist stärker: die der Jünglinge oder die der Greise? Die der Greise! Denn die Jünglinge lieben mit ihrer Kraft, die täglich abnimmt — und die Greise mit ihrer Schwäche,

die täglich wächst.“ Für die Dichtung ist dieses anmutige Paradoxon besonders wahr. Ein Arzt könnte sagen: die Dichtung ist das psychische Äquivalent der Liebe. Und wie es sicherlich eine scheue, beschämte und verzehrende Liebe gewöhnlicher Greise gibt, so gibt es auch einen solchen Altmännersommer der Poeten. Man denkt dabei gleich an Goethe und Ulrike. Von Dumas Sohn ging in den letzten Jahren seines Lebens das Gerücht, er sieche an unglücklicher Liebe zu einem jungen Mädchen hin. Berühmte Greise sind ja solchen Gefahren ausgesetzt; nicht nur, weil Alter nicht vor Torheit schützt, sondern auch, weil die Versuchung leichter, öfter an Künstler heranschleicht. Sie, mit ihrer bereiten Phantasie, mit ihrer Gewohnheit, von zärtlichen Gefühlen zu träumen und zu reden, fühlen plötzlich den Druck einer dankbaren, weichen, kleinen Hand, sehen holde Augen in Bewunderung schwimmen vor ihrer Größe, hören die berauschende Schmeichelei von Worten, die sie selbst einmal ersonnen, von wonnevollen Lippen ausgesprochen. Da kann es schnell um ein altes Herz geschehen sein. Und das ist dann die Liebe der Greise, die täglich wächst und verborgen werden will, verborgen werden muß, wie eine letzte Schande. Qual und Lust, die ganze Sehnsucht mit ihrem Gefolge ist wieder da, wie in der grünen Zeit, aber alles ist eingehüllt in rettungslose graue Melancholie.

Der Jüngling, welcher liebt, darf seufzen, girren, schwärmen, mit einem himmelblauen Bande an der Laute unter den Fenstern seiner Angebeteten stehen, durch die Nacht seine Lieder hinaufsenden, und er darf sie höflichst um Blumen und einen Kuß ersuchen. Und er wird durch all das nicht grotesk. Aber der Greis, welcher liebt, muß sich vor diesen dummen Seligkeiten hüten. Er ist zu imposant für Scherze und Tändeleien. Blickt er freundlicher, so muß es eine väterliche, am Ende gar eine großväterliche Art haben.

Sie, die Junge, Teure, Vielgeliebte, dreht sich im Tanze mit flinken Burschen ihrer Jahreszeit; er, der alte Liebhaber, muß in einer Ecke stehen und mit würdigen Männern oder Matronen seiner Jahreszeit von schicklich ernsten Dingen reden. Dabei folgt ihr fort und fort sein Blick. Er kann sich an ihr nicht sattsehen. Es ist licht im Saale, wenn sie da ist, die Kerzen strahlen vielmals heller als sonst; wenn sie herankommt, ihn anlächelt, ihn anschaut, so ist es rein, als wäre ein fabelhafter Sonnenschein über allem aufgegangen. Aber ihr Tanzkavalier führt sie wieder weg, ans Büfett, in einen andern Raum — da sind die Lichter plötzlich allesamt erloschen, und dem armen alten Mann ist, als wäre er schon im Grabe. Man spricht mit ihm. Er lallt recht zerstreute Antworten. Nun finden die Leute, daß er alt geworden sei. Nein, er ist unversehens jung geworden, und das bekommt ihm nicht. Greisenliebe, törichte, klägliche — himmelhoch darf sie nicht jauchzen, nur zu Tode betrübt sein. Und sie darf sich nicht entdecken lassen, weil es ein Zusammenbruch der ganzen Person und ihrer Geltung wäre. Der Jüngling erhält, wenn er nicht erhört wird, noch ein freundlich verzeihendes Lächeln auf den Weg nach. Der Greis muß, wenn er nicht erhört wird, auch ein grausames Lachen über sich ergehen lassen.

Wie? Kann denn ein Greis überhaupt Liebesgehör finden? Nein, nein, nein, nein! sagt Jokai in seinem neuen Buche, das diese Wolkenzüge von Gedanken in uns aufsteigen macht. Viermal, heftig muß er nein sagen, obwohl er sichtlich auszog, um Ja zu sagen. Das Buch hat einen umständlichen Titel: „Ein bejahrter Mann ist kein alter Mann. Erträumter Roman in vier Abteilungen von Maurus Jokai.“ So heißt es. Der Titel sagt schon viel, eigentlich mehr und anderes, als innen im Buche steht. Ein betagter ist kein alter Mann! Das klingt freudig oder trotzig, wenn

es nicht ironisch will gemeint sein. Wir werden ja sehen. Aber was ist das: ein erträumter Roman? Sind denn nicht alle Romane erträumt? Hier soll es wohl das leise Lächeln eines vorausgeschickten Verzichtes auf alle Wahrscheinlichkeit bedeuten. Keinen Augenblick will er uns einreden, was doch das Kronrecht aller Poeten ist, daß seine Träume wahr sein könnten. Er lädt uns zu einem Gastmal, das nur aus dem Duft von Speisen bestehen wird. Er ruft uns zu einer Wanderung, die nicht durch Stadt und Land geht, sondern nur durch die Luftspiegelung von Städten und Ländereien. Also kein richtiger Roman mit Absichten der Lebensnachbildung. Die Täuschung wird klug oder scheu im vorhinein bekannt. Es ist im Grunde nur ein Räsonnement in vier Träumen. Dadurch erklärt sich auch gleich, warum das Phantastische einigermaßen nüchtern und das Vernünfteln wolkig herauskommt. Es werden einige Möglichkeiten abgewandelt, die sich beim Nachdenken über die Ratsamkeit einer Eheschließung im höhereren Alter ergeben. Diese vier Möglichkeiten sind ganz willkürlich und ungeräumt, es könnten auch sieben oder hundertdreiundzwanzig verschiedene Fälle sein, in denen ein alter Mann sich beim Eheschließen irrt. Der Dichter meint, diese vier Formen des Irrtums seien erschöpfend, und es gehe aus ihnen zwingend die Wahrheit hervor, daß ein Greis nicht wieder heiraten solle. Nun, man könnte das gerade auch in einem einzigen Falle poetisch darlegen, und vier sind nicht beweiskräftiger als hundert. „Marie — 'marie point!“ läuten die Glocken bei Rabelais. Bei Jokai läuten sie nur: Heirate nicht!

Heirate nicht, wenn du ein alter Mann bist! Muß das erst noch langwierig begründet werden? Meister Jokai hält es für nötig. Er tut es freilich im schalkhaftesten Tone, der sich denken läßt, und es ist kein Mißverständnis möglich über seine Meinung. Kurios ist die Maske, die er sich dafür

zurecht macht: er übertreibt sich selbst. In Ichform ist die Erzählung. Man könnte glauben, der Dichter schildere den Dichter Jokai, der im Psalmistenalter eine junge Dame heimführte. Aber das ist natürlich nur sein durchsichtiger Scherz. Nicht von seiner eigenen Person meldet er diese Fabeln, sondern vom alten Manne, in dem es noch einmal Sommer werden will. Das ist ein sehr anziehender Stoff, aufgebraucht ist er in diesem Buche freilich nicht.

Aus den vier Träumen hätten sich vier verschiedene und selbständige Romane auswachsen können. So wie sie dastehen, sind sie nur eine angedeutete Fülle, wollen zu viel beweisen und sagen nicht genug. Alles huscht vorbei wie in einem Schattenzug. Es fehlt die epische Hemmung, und die Begebenheiten jagen einander, sind verdrängt, verblaßt, bevor man für eine warm werden konnte. Nun ja, Träume. Aber was träumt der greise Held der Erzählung? Zuerst, daß er eine vornehme reiche Witwe heirate. Er gerät durch sie in Kreise, in denen er sich nicht wohl fühlen kann. Er muß den noblen Aristokraten spielen, sich mit der Verwaltung ihrer Güter herumschlagen, muß ihre unwahrscheinlichen Söhne zu lenken versuchen. Er kommt in Sorgen und Verlegenheiten und ist zum Schlusse unendlich froh, als dieser Alpdruck von seiner Seele weicht.

Zweiter Traum. Er ist nicht mehr ein berühmter Schriftsteller, sondern ein Techniker von Weltruf. Setzen wir gleich den im Buche nicht ausgesprochenen Namen auf diese andere Einbildung: er ist Lesseps, der alte Lesseps. Er führt eine glänzende Frau heim. Er blendet die Welt durch seine Unternehmungen und seinen Aufwand. Dann schwankt der Traum ins Fabelhafte hinüber, immer vermengt mit Anklängen an die Wirklichkeit. Er unternimmt einen Kanalbau, der zum finanziellen Zusammenbruche führt. Er wird von seiner Frau betrogen und will sich mit ihrem Liebhaber duellieren, nach-

dem dieser gestorben ist. Da sperrt man ihn als wahnsinnig ins Irrenhaus. Im Traum ist alles gestattet, und wir sind mit dem Helden froh, daß auch dieser Alpdruck sich verflüchtigt.

Dritter Traum. Der alte Mann hat sich am Donauufer eine Anstalt zur Bergung und Wiederbelebung von Ertrinkenden eingerichtet. Hier läßt die üppigste Phantasie ihre Ranken schießen. Die Schönste der Ertrunkenen gewinnt er sich zum Weibe. Aber einmal wird auch der Mann aus dem Wasser gefischt, den sie liebte. Die beiden finden sich wieder, und der betrogene Greis wird vor Eifersucht einfach toll. Zum Glück war auch das ein Traum.

Und nun die letzte Illusion. Der Alte ist ein berühmter Maler. Er hat eine Schülerin und einen Schüler, die einander nicht leiden können. Der Schüler geht fort, der Meister heiratet die dankbare Schülerin. Nach Jahren kehrt der Schüler heim, und siehe, was die jungen Leute einst für einander empfunden hatten, war nicht Haß gewesen, vielmehr Liebe. Der Alte muß es erkennen. Aber die Liebenden sind rechtschaffen, sie betrügen ihn nicht. Und das ist das Schwerste, was ihm in den Träumen widerfahren. Da weiß er sich keinen andern Rat, als freiwillig zu sterben, weil er ihrem Glücke nicht im Wege sein will. Das ist der letzte Traum, von allen noch der wahrste, wenn er auch nicht wenig sentimentalisch ist.

Da erst gelangen wir zur Poesie der Sache. Um Johannis kommt es vor, daß ein Baum verspätet anfängt zu treiben. Der Baum glaubt, es sei Mai. So ergeht es zuweilen einem alten Mann, und er wird hineingenarrt in einen Frühling, der für ihn bereits von der Erde verschwunden ist.

(1900.)

Die unsterbliche Stadt

> Arrivé à un certain point de la vie, on ressent plus de joie à dire des choses vraies que des choses frappantes.
> Maeterlinck, vie des abeilles.

Es gibt ein Volk, das in entsagungsvollen Gegenwarten immer nur in seiner Zukunft lebt. Die Zukunft ist ihm ein duftender Traum, wert aller Mühen, aller Opfer. Von wenigen Schlemmern und Nichtstuern abgesehen, die auch wirklich eines schönen Tages vom versammelten Zorne der Massen hingerichtet werden, ist alles von früh bis spät nur der Arbeit ergeben. Nach einem wundersamen Staatsplane, den in vergessenen Zeiten die größten Intelligenzen der Rasse für deren Bedürfnisse zurechtgemacht haben mögen — oder ersetzten eben diese Bedürfnisse die Intelligenz? — nach einem Gesetz also bauen sie ihr Gemeinwesen auf, statten es mit Genußmitteln und Reichtümern aus, geben ihm die höchste Vollendung. Der Staat ist ihnen alles. Sie leben, rackern und sterben für den Staat. Der Einzelne hat kein Recht, nur Pflichten, aber dennoch sind sie unverdrossen, bedürfen keiner Strafe und keines Ansporns, eilen fröhlich zu ihrer Frohn und schwärmen dabei für das allmächtige Staatsoberhaupt, für ihre Königin. God save the Queen! ist ihr ewiger Gesang. Es ist eine unvergleichliche Mischung von kommunistischer Republik und absolutestem Königtum. Es klingt paradox, aber wenn wir nachdenken, werden wir

in dieser Mischung nichts Unvereinbares finden: Die Rechtlosigkeit des Einzelnen ist dem Kollektivismus und der unbeschränkten Monarchie gemeinsam. Nur läßt der Kollektivismus etwas Unkörperliches, Ungreifbares über dem Staate schweben, und darum wird er als etwas Dauerndes spät oder nie in Erfüllung gehen. Die Massen denken niemals in Ideen und immer in Personen. Es ist aber eine der reizendsten Antinomien, daß gerade die gestaltlose Tyrannei diejenigen anzieht, welchen die menschlichen Tyrannen verhaßt sind. Kommt einmal der unbestimmte Despot, so ist das Volk froh, ihn durch einen bestimmten zu ersetzen. Es müßte sonst sich selbst zürnen, sich selbst hassen, sich selbst den Untergang wünschen wegen der Härten, die vom Herrschen untrennbar sind. Die richtige naive Republik will einen Großherzog an der Spitze haben. So hält es das Volk, von dem wir reden, mit seiner Königin. In ihr verkörpert sich ihm die kommunistische Staatsidee. L'état c'est Elle. Doch das wäre nicht das Wunderbarste an diesem Volke, das keineswegs in Märchen, sondern in der Wirklichkeit lebt. Wir wissen, daß es absolutistisch regierte Völker immer gegeben hat; wir dürfen vermuten, daß es noch lange solche geben wird.

Das Einzige, das Herrliche an diesem Volke ist seine Aufopferung für die Zukunft. Wir müssen lange und wohl vergeblich in der Geschichte der Menschen nach einem ähnlichen suchen. Die Staatsform ist im Grunde gleichgültig, wie die Form eines Gefäßes. Auf den Inhalt kommt alles an. Der Staat soll nur fest und beständig sein, das hat dieses Volk im Laufe einer uralten Erfahrung herausgefunden, daran hält es sich. Es hat ein Ideal vom Staate und von denjenigen Einrichtungen, die für alle Zeit die Wohlfahrt der Gemeinschaft verbürgen. Dieses Ideal wird in jeder neuen Niederlassung der Rastlosen verwirklicht. Denn sie schaffen fort und fort frische Kulturen nach ihrem alten Plane. Das Gesetz

ist eisern, unwandelbar: die Ausübung bleibt fließend und lebendig. Die Architektur ihrer Städte, das Treiben, welches dieses erfüllt, ist immer das gleiche; jedoch sie bauen stets andere Siedelungen. Darin scheinen sie die Bestimmung ihrer Rasse erkannt zu haben. Die meisten Völker gestalten ihre Einrichtungen zu dem Zwecke aus, um sich in den erworbenen Rechten, in der gewonnenen Wohlfahrt dauernd zu behaupten; nicht so dieses Volk. Dieses Volk bemüht sich unter Opfern, Qualen und Kämpfen, das Gemeinwesen zur höchsten Vollendung zu bringen, und sobald die mühselige Stadt fertig ist, gesichert ist, reich ist — verläßt es sie. Die Fleißigsten und Tapfersten ziehen aus der entzückenden Stadt hinaus, um in unwirtlichen Gegenden eine neue, ideale Niederlassung, die unsterbliche Stadt zu gründen. Es bleiben in der alten Heimat nur so viele zurück, als zur Erhaltung des Geschaffenen und zur Erziehung der nächsten Generation unbedingt nötig sind. Die tüchtigsten Arbeiter und Krieger, die Träger des Ideals entfernen sich; nicht etwa, weil sie von der Not gezwungen sind, nicht in der Verzweiflung der Unterliegenden im Bürgerzwist, nein, aus freien Stücken. Sie könnten bleiben, ihre redlich und schwer zusammengerafften Güter in der kunstreichen Stadt genießen, endlich die Süßigkeit nach der Plage kennen lernen. Es ist keine duldende, erschöpfte Plebs, die aus Gram auf den Heiligen Berg zieht; es sind die Besten, die Erprobten, wahrlich die Adeligsten in jedem Sinne, der das Ehrenwort nur der Auslese zugesteht. Es läßt sich für ihren glorreichen Auszug auch kein anderer Beweggrund finden, als reine Begeisterung. Sie schwärmen für die Stadt der Zukunft, für die unsterbliche Stadt, die sie aus dem Nichts hervorrufen wollen. Und so ist auch ihr Auszug, so freudig, so trunken von den geahnten Wonnen einer beginnenden Zeit. Der Auszug war vorher gründlich erwogen worden, und es war eine Auf-

regung in der ganzen Stadt. Es ist ja auch keine Kleinigkeit. Man denke: dies alles zu verlassen, diese wohlvertrauten Gassen und Plätze, diese Sicherheit und Ordnung, diese Güter, Genüsse und Bequemlichkeiten! Aber das Ideal siegt über die praktischen Erwägungen. Und ist einmal die Losung ergangen, so gibt es kein Zaudern und Bedauern mehr. Die Schar der Zukunft rüstet sich und singt keine melancholischen Abschiedslieder. Sie sind nicht sentimental, sie weinen das alte Haus nicht an, obwohl sie so viel dafür getan haben. Sie gehören schon der Zukunft, der neuen unsterblichen Stadt. Die Baufreude ist schon in ihnen, da sie doch noch gar nicht wissen, auf welchem Punkte sie ihren Traum niedersetzen werden. Geduld, schon sind die Boten auf Kundschaft aus; binnen kurzem werden sie Meldung bringen. Einstweilen schwelgen die Auswanderer in Vorgefühlen. Es ist — wie ihr neuester Geschichtsschreiber Maurice Maeterlinck erzählt — der einzige Sonntag im Leben dieser armen Arbeiter, die nicht für sich selbst arbeiten, sondern immer nur für den Staat, die Königin und die Zukunft.

Welch ein eigentümliches Volk! Es scheint uns Europäern in manchen Dingen weit überlegen zu sein, wenn uns auch mehreres an seinen Bräuchen befremdet. Aber wo lebt es, wie heißt es — wenn das Ganze nicht nur eine Fabel ist? Nun, dieses Volk ist bekannt, schon seit Jahrtausenden, und es existiert noch heutigentags. Als Konfutse lehrte, war dieses Volk nichts anderes, als es jetzt ist; es hatte dieselben Gewohnheiten, Fehler und Vorzüge; es begeisterte sich damals ebenso konservativ für das Neue, wie es dies zu unserer Stunde tut. Was Wunder, wenn sich über die Schicksale dieses Volkes zu allen Zeiten Forscher gebeugt haben, sowie Poeten, denen nichts Natürliches fremd war. Maeterlinck führt auch gewissenhaft die ganze Literatur seiner Vorgänger auf. Es sei nur der der Philosoph Aristomachus erwähnt,

welcher nach der Aussage des Plinius volle achtundfünfzig Jahre mit dem Studium dieses Volkes verbrachte. Vergil und andere besangen es. Aber nach der langen Präambel wird man vielleicht enttäuscht sein, wenn der Name nun genannt wird: es sind die Bienen.

Und über den tausendjährigen Gegenstand hat Maurice Maeterlinck, der Dichter, ein ganz junges, morgenfrisches Buch geschrieben. Tau liegt darauf, und es duftet. So wahr ist es, daß man alles immer wieder behandeln kann. Auf die Augen kommt es an, die eine Sache sehen. Wer sieht, kann wie de Maistre auf einer Reise um das Zimmer mehr Entdeckungen machen, als ein Erdumsegler, dessen Augen nichts taugen. Von einem kleinen Bienenkorbe können auch die Gedanken weit hinausschwärmen, weit, und mit süßer Last beladen wiederkehren. Ist das noch der wolkige Maeterlinck, der Dunkle, dessen Meinung in bedeutsam undeutlichen Worten so schwer aufzuspüren war? Hier leuchtet seine Sprache von selbst, und nur manchmal läßt er sich von allen unbestimmten Ahnungen erfassen, gewissermaßen, um die Einheit seines literarischen Bewußtseins wieder herzustellen. Nie war er menschlicher, tiefer, als in seinem „Leben der Bienen“.

Das Buch liest sich wie ein unendlich zarter und sonniger Roman. Nicht nur der Heldenzug der Schwärme, die das bisherige Heim in seiner höchsten Blüte verlassen, um für die Zukunft ein neues, ihre unsterbliche Stadt zu bereiten; nicht nur die Eingliederung des Einzelnen in das Ganze; nicht nur ihr erstaunlicher kommunistischer Royalismus sind das Merkwürdige. Im Leben der Bienen gibt es noch mehr, was die Herzen ergreift. Die Liebe spielt auch bei ihnen eine große, die Königsrolle. Ja, sie ist geradezu ein Reservatrecht der Krone. Die Königin allein hat das Recht und die Pflicht, zu lieben. Sie ist nämlich die Mutter

des ganzen Volkes, nicht figürlich, sondern tatsächlich. Darum ist das einzige sekundenlange Abenteuer ihres Lebens eine Staatsaktion ohnegleichen. Keine fürstliche Hochzeit unter den Menschen hat einen so großartigen Charakter wie der Brautflug der Bienenkönigin. Denn sie verläßt zu diesem Zwecke zum erstenmale ihren Palast und die Stadt. Sie wird sich auch nie wieder von ihrem Volke trennen. Wenn sie später mit dem Schwarme der Zukunft aus dem alten Stocke fortzieht, hat sie nichts mehr mit der Liebe zu schaffen. Sie ist dann nur noch regierende Königin und Mutter. Aber beim Brautflug ist sie, die immer von unzähligen Dienerinnen und Amazonen umgeben wird, ganz allein. Das königliche Liebesgeheimnis hat keine Zeugen. Am schönsonnigsten Tage wird es vollbracht. Oben, hoch, in blauen Fernen über dem gemeinen Vogelflug hält sie die Hochzeit mit dem Prinzgemahl einer Sekunde. Der Glückliche, der die Stolze bezwingt, ist freilich nicht anders legitimiert, als durch seine Kraft und Kühnheit, ihr so hoch hinauf zu folgen. Bei den Bienen darf jeder Roturier seine Augen bis zu den schönen Augen der Prinzessin erheben. Die Frage ist nur, ob er einer so hochfliegenden Liebe fähig ist. Und dann muß er sterben. Davon gibt es keine Ausnahme. Der Erkorene der Königin ist immer vom Stamme derer, die sterben, nachdem sie geliebt haben. Tot stürzt er aus der hochzeitlichen Höhe zur Erde nieder. Aber auch die minder beglückten Freier sind nicht besser dran. Denn die Rückkehr der Königin ist das Zeichen zur Ausrottung aller Männer im Bienenstaate. Bisher waren die frechen Nichtstuer geduldet. Sie lümmelten überall herum, störten die rastlosen Arbeitsbienen, fraßen die Vorräte auf, benahmen sich in allen Dingen unreinlich und unanständig, Jetzt, wo für die Zukunft des Stammes gesorgt ist und man die kecken Junker nicht mehr braucht, jetzt kommt die große Revolution gegen die Drohnen. Es ist ein Sklavenaufstand.

Die Frohnarbeiterinnen fallen in einem epischen Kampf über die Prasser her und bringen sie bis auf den letzten Mann um. Und nachdem die verhaßten Leichname aus der Stadt hinausgeworfen sind, wird nur noch gearbeitet. Die Königin legt Eier, unzählbare Tausende und die gewaltige Vorbereitung der nächsten Generation, der Zukunft, nimmt den Fortgang. Märchenhafte Vorräte werden aufgespeichert, und das Gemeinwesen blüht.

Die Drohnenschlacht ist nicht der einzige Kampf, den diese wächsernen Mauern kennen. Es gibt auch Duelle zwischen Königinnen, wenn eine zweite sich in den Stock verirrt oder die Nymphenzelle verläßt, bevor die alte Herrscherin mit dem Heere der Zukunft hinausschwärmt. Eine sei Königin! das ergibt sich aus dem Wesen der Monarchie. Doch in der heftigsten Parteiung wird sich niemals eine Arbeitsbiene, wie wehrhaft sie auch alle seien, an einer Königin vergreifen. „Denn nur eine Mutter," sagt Maeterlinck, „darf den Stachel wider eine Mutter zucken; nur die, welche in ihren Flanken nahezu eine Million Lebewesen trägt, scheint das Recht zu haben, mit einem Streich eine Million Tode zu verursachen.

Es sind bekannte Dinge, in jeder Naturgeschichte zu lesen. Maeterlinck wollte auch keine Entdeckungen berichten, der Bienenforschung keine neuen Wege weisen. Er ist ein Imker und Poet. Der Imker, der sich uns enthüllt, lehrt uns den Poeten lieben, mehr als es bisher möglich war. Denn in die längstbekannten Dinge legt er seinen Geist und seine zarteste Empfindung hinein, und auch seine Zweifel, seine Ahnungen, die uns hier nicht belästigen. Was wissen wir von all dem Wunderbaren, das in der Natur duftet, rauscht und flüstert? Diese kleinsten Wesen, die sich nach einem unerklärlichen Plan ihre Gegenwart und Zukunft gestalten, besitzen sie eine Intelligenz? Unsere Intelligenz, diese magere,

dürftige, in den meisten Fällen unzureichende, ist sie die einzige im Weltall? Die Bienen, um nur von den Bienen zu reden, scheinen das Gegenteil zu beweisen. Wir sehen sie kommen und gehen, bauen und schwärmen, mehr Sorge um den kommenden Tag hegen, als die meisten Menschen — es beschleicht uns die Ahnung von unerforschten Weltgesetzen, deren Anwendung wir im günstigsten Falle bemerken, deren Sinn und Herkunft uns aber Geheimnis bleibt. Und so wie wir offenbar eine andere Art von Intelligenz haben, als die Bienen, so lassen sich wieder Wesen denken, deren Intelligenz höher, feiner, komplizierter, kurz anders ist, als die unsrige. Von den Insekten führt ein Weg den Poeten zu den Sternen. Er kann sich einen Bewohner des Mars oder der Venus vorstellen, der von der Höhe eines Berges auf unsere Städte, unsere Straßen, unsere Häuser niederschaute. Der sähe auch ein unerklärliches Gewimmel, Züge, Leiden, Kämpfe der Menge, sonderbare Bräuche, Lebewesen, die jammervoll fröhnen, und andere in Glanz und Lastern. Der Gast vom Stern würde wohl auch die Frage nach unserer Intelligenz aufwerfen und sie vielleicht nicht so entschlossen bejahen, wie Maeterlinck die der Bienen. Eins aber würde der fremde Gast von jenem Sterne bei uns jedenfalls vermissen: die Liebe zur Zukunft, die Sehnsucht nach der unsterblichen Stadt.

Dieses Buch ist klar und süß und noch an Blumen erinnernd, wie Honig. Es weckt eine Stimmung. Wir glauben einem Feste im Walde beizuwohnen, wenn am Sommertag die Stimmen der Natur laut werden, dieweil es die Menschen schläfert. Ein Traum in dem Traume, den wir als unser Leben bezeichnen. Mittsommertag, Spätsommertag, bald will es Herbst werden. Du gehst vorbei, nicht anders, als die Hummel da, die den Winter nicht erreichen wird. Aber um diese Zeit des Traumes sind die Gedanken schmerzloser als sonst, weil das Fest im Walde so hoch rauscht. Wir träumen,

wir verstünden die Vorgänge ringsum, die philharmonischen Konzerte der Vögel, die Farbenwerkstätten der Blumen, die vielerlei Geschäfte und Industrien der Insekten, die Kriege der Tiere untereinander und jenen Kampf der Geschlechter, der Liebe genannt wird. Es ist ein Traum.

(1901.)

Das Trauerspiel des Ruhmes

Die Traumumrisse einer Stadt, die wirklich existiert. Formen von gespenstischer Unbestimmtheit, aber nicht ganz ohne Kern. Sonderbar glaubwürdige Vorgänge, von denen es sicher ist, daß sie nie stattgefunden haben. Überlebensgroße Gestalten, eingewickelt in eine Art Pulverdampf. Bewegungen von übertriebener Leidenschaft, zu viel Haß, zu viel Liebe. Die leblosen Dinge gesprächig, vielsagend, bedeutungsreich; die Menschenleiber im verworrenen Getümmel eines Giebelreliefs. Schwüle und erhabene Reden, Gedanken des hohen Fiebers; Taten, gemischt aus Wahnsinn und flacher Vernunft. Das Ganze großartig und an manchen Stellen grotesk — so ist Gabriele d'Annunzios Trauerspiel „Die Gloria".

Ort der Handlung: Rom! Zeit: Nie, immer oder irgendwann. Die Tragödie scheint in unseren oder halbvergangenen Tagen zu spielen. Aber es ist anfangs eine beklemmende Ungewißheit darin. Solche Menschen mit solchen Schicksalen müßten uns bekannt gewesen sein, wenn sie gelebt hätten. Es kommt ein Diktator von Rom, namens Cesare Bronte, und sein Nachfolger Ruggero Flamma vor. Die Geschichte weiß nichts von einem Bronte oder Flamma in Rom. Einen Herzog von Bronte hat es gegeben, das war der englische Admiral Nelson. Der ist hier nicht gemeint. Wenn wir für die Vorgänge der Tragödie einen Platz in der Geschichte Roms suchen, so wäre es die Zeit Mazzinis und

Garibaldis, das kurze, wilde republikanische Intermezzo im Kirchenstaate. Aber Bronte wie Flamma und ebenso ihr gemeinsames Schicksal, das dämonische Weib, die Comnena, sind ohne geschichtlichen Körper. Sie schweben in der Luft der Dichtung. Ob wir bei Bronte vielleicht an Garibaldi, bei Flamma an Mazzini denken sollen, ist nicht deutlich gemacht. Da und dort gemahnt ein Zug an den einen oder den andern, an den kühn-harten Garibaldi, an den großen Aufrührer Mazzini; doch es ist nur so, als wenn sekundenlang der Nebel risse, der beständig auf den Gestalten liegt. Daß sie gelebt haben, braucht eine Dichtung auch gar nicht nachzuweisen; sie könnten gelebt haben, das zeigt sie, und das ist genug.

Das Befremdliche dieser unwahren historischen Angaben begleitet uns das ganze Stück hindurch. Es stört, aber bezaubert uns zugleich. Es ist, wenn man will, ein neuer Kniff. Dieser gewaltsame Dichter nimmt es sich heraus, die Gegenwart oder noch allen Leuten erinnerliche Halbvergangenheit so frei und launenhaft zu behandeln, wie es beim Plusquamperfektum das nie bestrittene Recht der Poeten war. Er macht mit souveränem Lächeln Legenden, deren Unwahrheit offenkundig ist, und zwingt uns, sie zu glauben. Nicht nur das Alltägliche, scheint er sagen zu wollen, auch das Ungewöhnliche, das Heroische, die Staatsaktion verträgt die Erfindung, weil es typisch ist. Im gesteigerten Tage der Weltgeschichte verlaufen die Geschicke großer Personen mit einer gewissen Gleichförmigkeit, wie die Geschicke der Menschlein im Alltag. Die Ausbrüche der großen Person, ihr Ringen, Siegen und Erliegen erscheinen dem ephemeren Verstande ungewöhnlicher, als sie es in Wahrheit sind. Wer aber weitere Zeiträume überblickt und begreift, wird die Verwandtschaftsverhältnisse von Charakteren, das Gemeinsame in den Zügen scheinbar Einziger herausfinden. Das

Vergleichen ist der unvergängliche Reiz von Plutarchs Lebensbeschreibungen. Wenn Mommsen den Cajus Julius Cäsar vor uns hinstellt, kann er nicht umhin, Alexander, Hannibal, Cromwell, Napoleon um den Römer herum auftauchen zu lassen. Die Einzigen waren vermutlich nicht so selten, wie man nach der Geschichte glauben müßte. Es hat in den Jahrtausenden wohl manchen Cäsar gegeben, der nie dazu kam, seinen gallischen Krieg zu führen und zu beschreiben. Nur Zeit, Ort, Umstände lieferten selten das Zusammentreffen von Bedingungen, das für die Erscheinung der großen Person nicht minder wichtig ist, als deren Charakter. Darum ist eine Glaubwürdigkeit in der sichtlich erfundenen Handlung der „Gloria". Eine Revolution mit ihren Führern zieht an uns vorbei, befreit vom Zufälligen und Tatsächlichen der wirklichen Geschehnisse. Es gibt eine widergeschichtliche Wahrheit, die der Dichter auch dann zu suchen pflegt, wenn er historische Gestalten als Anreger seines Traumes nimmt. Ein Demagog wird Diktator, das ist die Hauptsache der Handlung; er steigt und fällt; wie er heißt, ist gleichgültiger, als die Schulfüchse glauben. Der Dichter ist darauf aus, das Typische auch der überlebensgroßen Schicksale zu zeigen.

In diesem fabelhaften Rom aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gibt es einen trotzigen und verhaßten Diktator, Cesare Bronte, der noch die organisierte Macht, aber nicht mehr die Volksgunst besitzt. Er ist alt. Er hat eine Greisenliebe zu Comnena, und dieses grausame, verschwenderische, niederträchtige und entzückende Weib ist an allem Bösen schuld, was unter Brontes Diktatur geschieht. Das Volk singt wütende Spottlieder auf sie, die Byzantinerin, die Kaiserin von Trapezunt. So nennt man sie, weil sie aus dem byzantinischen Kaisergeschlechte der Comnenen stammen soll. Sie ist die Tochter eines Abenteurers und einer noch schlimmeren Frau. Mit ihrer Mutter hatte sich Elena

Comnena jahrelang verdächtig, ärmlich, lasterhaft in der Welt umhergetrieben, bis es ihr gelang, die greise Lust des Cesare Bronte zu erwecken. Dieser Herrscher nahm sich sie zum Weibe, und nun hält sie Hof, schändlich und prunkhaft, wie eine der Hetären, die Kaiserinnen waren im alten oströmischen Reiche. Sie dankt ihrem Gatten für die Erhebung aus tiefstem Schmutze, indem sie ihn haßt und betrügt. Jeder Stallbursche ist ihr wohl gut genug, aber vor allen muß sie die haben, die sich auszeichnen. Die Mächtigen und Berühmten sind ihr Raub. Die Macht und der Ruhm sind umgeben von Gefahren. Diese Gefahren liebt die Comnena, die selber eine Gefahr ist, und sie schnuppert mit ihrem feinen Näschen wollüstig verderbt nach Blut und Schandtaten. Ein anspruchsloserer Dichter hätte sich begnügt, sie aus dem Hause der Borgia sein und das ganze Abenteuer in der Renaissance spielen zu lassen. Aber die Comnena soll mehr repräsentieren, die angesammelte Ruchlosigkeit eines uralten Herrscherhauses muß in ihren Adern fließen, das Prinzip des Bösen ist in ihr zu verkörpern. Eine Fleur du mal ist sie, eine ungeheuerliche, die Victoria Regia des Bösen.

Bronte, ihr Gemahl, schildert sie mit diesen anmutigen Worten: „Du, du bist das gräßliche Elend meiner letzten Jahre gewesen, die uneingestehbare Wunde, die verborgene Qual, die Entehrung und die Reue meines Alters, der Schandfleck auf meinem tapferen Leben. . . . Du bist als Lockspeise durch alle Sümpfe des Lasters geschleift worden, du bist gesotten im Schaum aller Verderbtheiten, es gibt nichts Niedriges und Gemeines, das du nicht kennen gelernt hättest im täglichen Kampfe mit der Not, in der Verheimlichung der Armut, in der Erwartung der großen Beute. . . . Ich sehe dich noch, bleich, unrein, boshaft, unersättlich, verbrannt von Ehrgeiz, erfüllt von Rachsucht, von Heißhunger nach Macht und Reichtum verzehrt. . . . Jahrhunderte von Prunk, von

Schlechtigkeit und von Raub liegen wie in einem Abgrunde in dir begraben, du Blut von Verrätern und Usurpatoren, Blut einer Mordsippe."

Und er liebt sie dennoch, der Unglückliche. Jawohl, man wählt sich seine Liebe nicht.

Diese Comnena entspricht ungefähr dem Bilde, das wir uns von einer Borgia machen, nämlich von einer durch die Historiker noch nicht geretteten. Die Überkraft der in Farben und Vergleichen lodernden Sprache d'Annunzios läßt uns ohnehin immerfort an jenes Zeitalter denken. Die Renaissance stellen wir uns gerne vor als einen Blutstrom, auf dem eine kunstreiche, mit Blumen bekränzte Galeere schwimmt. Begeisterung mit Grausamkeiten vermischt; neue reinere Gesetze, die aus dem scheußlichsten Verbrechen entstehen, und aus all den Verzweiflungen aufblühend eine ungeahnte Schönheit.

Die „Gloria" des d'Annunzio ist wirklich ein Trauerspiel der Renaissance. Nur meint er, daß die Wiedergeburt nicht auf irgend ein Cinquecento begrenzt, sondern ewig sei. Die Renaissance ist zeitlos. Sie wiederholt sich fort und fort, wie der Tod. Sterben und neues Leben begleiten einander mit der grimmigsten Anhänglichkeit, wie Cesare Bronte und Ruggero Flamma.

Das Altern des Tyrannen Bronte hat natürlich den Widersacher erstehen gemacht. Ruggero Flamma, ein Schwärmer, der sich zum Redner, dann zum Demagogen aufschwang, steht gegen Bronte. Flamma und sein Anhang wollen die Wiederherstellung Roms, Italiens und der lateinischen Macht. Ein ungeheures, das Volk berauschendes Programm, jedenfalls ein unerschöpflicher Stoff der Deklamation. In der Volksvertretung bekämpfte Flamma den Diktator, den Pfleger der Mißbräuche Bronte. Alle Übeltaten, die er selbst später zu vollbringen berufen ist, wirft Flamma dem Bronte

vor. Bronte verteidigt sich mit der harten Überlegenheit des alten Fechters und schlägt ohne Gnade in die Blößen des Jungen hinein. Die Eitelkeit, die Ruhmsucht ist dessen Blöße. Dieser Zweikampf ist grandios, und ich halte es für einen kaum erklärbaren Fehler des Stückes, daß er nur im Kreise der Anhänger Flammas erzählt wird. Zwar erhält dadurch die Exposition etwas Hinreißendes, aber um wie viel mächtiger wäre das Rededuell selbst gewesen. Denn die Todfeinde mußten Aug' in Auge dastehen, erst dann wäre ihr Unterschied und ihre Bedeutung lebend geworden. Der Alte ist ein Machtmensch, der Junge ein Ruhmesmensch, und das sind zwei gar gewaltige Typen. Der Machtmensch ringt sich die Worte ebenso schwer ab, wie der Ruhmesmensch die Taten. Es ist fein und wahr, daß der unterliegende Bronte für seinen Gegner Verachtung, Flamma jedoch für den Besiegten Bewunderung empfindet. Die Comnena, die Treulose neigt sich freilich vom Balkone dem jungen Sieger zu. Schon beim Lesen des Dramas im Buche fühlt man voraus, wie die Zuschauer im Theater es bedauern werden, daß die Szene erzählt und nicht gespielt wird.

Die einzige Erklärung dieses Gebrechens dürfte technischer Art sein. Die Comnena soll gleich nach der Sturmsitzung und während Flammas Volk noch mit Brontes Schergen in den Straßen kämpft, zum Aufrührer eilen. Denn sie kommt in sein Haus, wie es die gekrönten Buhlerinnen von Byzanz getan hätten, um sich dem schmucken Triumphator an den Hals zu werfen. Er hat sie erwartet, er hat immer von ihr geträumt, ja vielleicht hat nur das Verlangen nach diesem Weibe ihn zu seinem Auftreten entflammt.

Bronte, der Todkranke, ist gestorben. Flamma wird Diktator und die Comnena sein Weib. Sie begeht neue Schändlichkeiten und läßt solche auch in Flammas Namen begehen, so daß er verhaßt wird, wie sein Vorgänger. Ein

junger Mörder kommt in sein Haus und will ihn erstechen. Der Versuch mißlingt. Flamma entläßt den Mordschwärmer mit Worten einer heiteren Überlegenheit. Aber jetzt weiß er, was der Ruhm ist: Lärm, Haß, Friedlosigkeit und dazu die Liebe einer Comnena. Unheimlich ist sie an seiner Seite gewachsen, als die Verkörperung aller Schrecken des Ruhmes. Die Gloria ist am Ende gar nichts anderes als die Comnena. Am liebsten möchte er ihr den Dolch jenes jungen Mörders in das Herz stoßen. Er hat nicht die Kraft. Aber sie hat diese Kraft, als er sie beim Sturm der Menge auf sein Haus bittet, ihn zu töten. Sie umschlingt ihn, küßt ihn noch einmal mit verachtender Zärtlichkeit, und zur gleichen Zeit stößt sie zu. Dann tritt sie ans Fenster und meldet der rasenden Menge, die sein Haupt verlangt: „Ich selbst hab' ihn getötet.“

An Bronte mußte sie beim Ende des Ruhmsuchers denken. Bronte war größer. Bronte starb stehend, aufrecht, er stürzte zusammen wie ein Turm, „mit Geprassel“. Wer die Macht will, ist mehr, als wer den Ruhm will.

Im heißen Gange dieses Trauerspieles fällt einem auch Einzelnes komisch auf. In den Anmerkungen für die Schauspieler ist öfters ungewohnt Schnurriges enthalten. Zum Beispiel: „Sie spricht die letzten Worte wie berauscht — mit scharfem Glanz auf den Zähnen.“ Wie das die Darstellerin wohl machen wird? Oder: „Die Sylben seines Namens klingen hell und deutlich in die Stille, wie wenn sie sie in Krystall einschnitte.“ Und dergleichen mehr. Es verlockt zum Lustigmachen. Aber das Schöne in der Tragödie muß uns auch gegen die Schrullen und Manieren d'Annunzios nachsichtiger stimmen. Ja, die erhaltenen Zeichen seiner Aufregung beim Schaffen bringen uns den Dichter näher. Sie erinnern an die Fingerspuren des Bildhauers, die sich im verlorenen Wachs abgedrückt hatten. Nun sind sie an der Bronze.

(1900.)

Das akademische Ufer

Es gibt eine Gegend in Paris, die man mit dem nicht leuchtenden Kern einer Flamme vergleichen könnte. Mitten im durchsichtig lichten Mantel ist eine Dunkelheit. Diese stille Gegend ist das linke Ufer der Seine zwischen Pont Royal und Pont Sully. Nicht weit von da ist die unsaubere alte Rue du Bac, die der Madame de Staël so wundervoll vorkam, daß sie gestand, die Gosse dieser Straße wäre ihr lieber als der schöne Rhein. Steht man auf der Konkordebrücke vor dem Palais Bourbon und sieht den Fluß hinauf, so hat man geradeaus den feinen Anblick einer alten Stadt mit grauen Mauern, gegiebelten Dächern, stachlichten Türmen. Da kann man sich im Schauen versäumen. Wann geht einem das Bild lieblicher ein; wenn der Sonnenschein es in warmen Farben malt oder wenn die Nebel von der Stromfläche leicht aufwallen und den steinernen Umrissen die Härte nehmen? Zu allen Stunden ist es bezaubernd und in jeder Jahreszeit. Und hinter den Bäumen, die man beim Ausblick nach der Cité zur rechten Hand hat, liegt ein unvergeßlicher Spaziergang, wohl der beste von Paris: die Bücherlände.

Diese Stadt ist ja die der Spaziergänge. Nirgends ist die Straße zugleich so unterhaltend und lehrreich. Von einer Wartestelle der Omnibuswagen läßt sich mehr Philosophie holen, als aus manchem dicken Buch. Für alle Stimmungen gibt es Wege, lustige, nachdenkliche, traurige. Die Augen finden ein unerschöpfliches Vergnügen, wenn man nur so

vor sich hingeht, und es sind so viele Städte in der einen versammelt, daß man die merkwürdigsten Reisen um die Welt machen kann, ohne über die Bannmeile hinauszuschreiten. Aber der Weg der Wege, der Spaziergang für Feinschmecker, die wissen, was lustwandeln heißt, das ist doch der unter den Bäumen der Bücherlände. Es ist eine eigene Gegend. Es scheint wie ein verschlafenes Stück Provinz mitten in der munteren Hauptstadt zu liegen. Geht man von unten her dem Pont Sully zu, so hat man rechts die alten Häuser und Paläste; wo es Läden gibt, sind sie nicht sonderlich glänzend, meist altes Zeug, Scharteken, Trödel, Bilder ohne Rahmen und Rahmen ohne Bilder. Links ist der Fluß von steinernen Mauern berändert. Drüben die Tuilerien und die Kunstschatzkammer Frankreichs, das Louvre. Hüben, die Seine entlang, ist der Verkehr schwach. Die Wagen kreuzen die Quais nur. Frauen und Gecken sind hier selten zu sehen, sie streichen höchstens vorbei. Die Straßen heißen mit ihren bürgerlichen Namen Quai Voltaire, Quai Malaquais und so weiter; doch wenn man sie in einer Weise bezeichnen wollte, die ihre Art wiedergäbe, so müßte man etwas angenehm Präziöses, an das Pays du Tendre Gemahnendes suchen. Zum Beispiel: das Ufer der Gelassenheit. Sachlich paßt nur eine Benennung: die Bücherlände.

Denn Bücher sind der Schmuck des Ortes, Bücher liegen vom Pont Royal bis zum Pont Sully auf der Steinbrüstung offen aus, in flachen Spinden, in die jeder ohne zu fragen hineingreifen darf. Alte Bücher, neue Bücher, das Seltenste vermengt mit dem Gewöhnlichsten. Sonderbar übriggebliebene Stücke ausgestorbener Auflagen dicht bei letztem Schund vom Tage. Frühe Drucke aus der frommen Wiegenzeit der Kunst, die Gott grüßen soll, und daneben elende Flugblätter, die der Teufel holen mag. Verwaiste Einzelbände, mit adeligem Wappen auf dem kostbaren Leder, von

irgendeiner räubernden Hand im Aufruhr entführt, der die Schlösser des Landes heimsuchte, oder nur von unverständigen Erben auf den Markt geschleudert. Und vollständige gesammelte Werke minderer Autoren, die nie gelesen wurden. Diese sind die Quadern der Bücherlände. Dazwischen sprießt wild und lustig Unkraut: Spottgedichte auf vergangene Größen, rätselhaft gewordene Zerrbilder, Menippeische Satiren von verschwundenen Griechen, Römern und Franzosen. Dann altertümliche Entdeckungen, ernste Streitschriften um den Schatten eines Esels, Lehrbücher, die allmählich dumm wurden und kein Schulkind mehr unterrichten können. All das liegt hier aus in der boite à deux sous, das Strandgut der Literatur. Für zwei Kupfergroschen ein Buch, manchmal ein kostbares. Wenigstens ist diesen Strom entlang die Legende verbreitet, daß solche wundersame Fischzüge hier schon gelungen seien. Die Antiquare treten der nützlichen Fabel nicht entgegen, so daß ein jeder Käufer mit dem Band auch eine Hoffnung heimträgt. Die Händler und die Kunden halten einander für unklüger, als sie wirklich sind, und das macht ihren Verkehr charmant.

Übrigens wird keiner genötigt, ein Buch unbesehen zu kaufen, und das ist der feinste Brauch auf der Bücherlände. Man darf sich vor den Schrein hinstellen, ein Werk nehmen, darin blättern, ja es vom Anfang bis ans Ende lesen und es dann niederlegen, ohne einen Heller zu entrichten oder ein Wort des Dankes zu sprechen. Die Bücher sind allgemein wie das Sonnenlicht, und keine Nationalbibliothek ist zugänglicher als diese Freilichtbücherei. Weil das nun ein so durch und durch liebenswürdiger Ort der Bildung ist, findet man hier oft Personen aus der besten Gesellschaft Frankreichs, Dichter, Künstler, Gelehrte, selbst Politiker, die keine Analphabeten sind und einer langweiligen Sitzung des Palais Bourbon hieher ans akademische Ufer entrinnen. Da ist das

Haus Mazarins. Man kommt aus einer gedrängten Schöngeisterei heraus, die Luft war drin nicht die beste; nun ist man mit einem Schritte in der Stromfreiheit und hat dennoch wieder Bücher zur Hand, Bücher unter grünen Bäumen. Vom Leben nur so viel, als mit dem Behagen des Weisen verträglich ist, und über die fließenden Wellen hinweg ein Blick in das Weitere.

Dieses Ufer muß man kennen. Wer es nicht kennt, dem wird das neue Buch von Anatole Thibaud, genannt France, Mitglied der Akademie und Sohn der Bücherlände, schwerlich viel sagen. Und wenn man im Publikum nicht bereits wüßte, daß Anatole France ein sehr berühmter Schriftsteller ist, so könnte man sogar sein neues Buch „Pierre Nozière“ für eine langweilige Geschichte halten. Eigentlich ist es aber gar keine Geschichte, es sieht nur so aus, und es ist voll versteckter Eleganzen, wie seine Bücher immer sind. Unter dem Namen France kennt ihn die Akademie und die gebildete Welt, aber für die guten Leutchen an der Bücherlände heißt er noch immer, wie sein Vater, ihr Kollege, hieß: Herr Thibaud.

In einem freundlichen, dicken, erinnerungsvollen Buche von Octave Uzanne über die Quais von Paris finde ich den Auszug eines Nachrufes, den Anatole France dem Bücherfreunde Xavier Marmier widmete. Da werden die Schrullen und Liebhabereien des alten Akademikers erzählt, wie er sein Leben büchernd auf den Quais verbrachte, gerne schöne Einbände erwarb, und wenn sie Wertloses deckten, den schnöden Inhalt herausnahm, um ein gutes Werk in die gute Hülle zu stecken. Gezeichnet ist dieser Aufsatz aber von Anatole Thibaud, obwohl France schon bekannt war. Er schrieb den Aufsatz wohl mit lächelnden Gedanken an den heimatlichen Ort besonders für die Antiquare vom Quai, die Genossen seines Vaters und Freunde des alten Marmier, und

darum unterschrieb er sich mit Vaters Namen Thibaud. Ich bin darüber nicht unterrichtet, doch kommt es mir möglich vor, daß Herr Anatole die Schreiblarve France einst aus Furcht vor den Antiquaren vom Quai vorgebunden habe. Als er berauscht vom Dufte all der Bücher, unter denen er aufgewachsen war, auch anfing, zu schreiben, und als die Akademie, neben der er geboren worden, noch unerreichbar vor ihm schwebte, da getraute er sich wohl nicht, sich schlankwegs Thibaud zu unterschreiben. Was hätte dazu der Bücherquai gesagt? Thibaud — von einem Thibaud soll etwas Gutes oder Besonderes sein? Was kann uns der Bursche zu sagen haben, wo sein Vater auch nur ein gewöhnlicher Mann ist, wie wir? Und das war noch das Schlimmste nicht. Schließlich gilt keiner dort, wo er zu Hause ist. Man hat ihn zu klein gekannt, und die Nachbarn glauben einmal nicht, daß er wachsen könne. Darüber käme er noch hinaus. Wie aber, wenn man ihn geschlagen heimbrächte und er die Schande nicht verbergen könnte? Und das war unvermeidlich. Mißlangen die Versuche von Thibaud Sohn, so erfuhr es die Bücherlände zu allererst. Denn hier wird Leichenschau gehalten über alle verunglückten Werke der Literatur, es ist gleichsam die Morgue der Bücher. Kamen also die Schriften des jungen Thibaud nach einem kurzen Ausflug auf das rechte Ufer wieder zurück an das linke, so hätte wohl die ganze Lände davon gehallt. Thibauds Sohn hatte es auch nötig, sich zu blamieren! Zu hoch hat er hinaus wollen, nun liegt er da im Kasten für zwei Groschen. Wünscht jemand Thibaud juniors Werke? Aber nein, es will sie niemand. . . . Und weil er nun von Jugend auf das unabwendliche Geschick der Drucksachen, die boite à deux sous vor Augen hatte, wickelte sich Anatole Thibaud in einen anderen Namen ein, da er auszog, den fernen Ruhm zu suchen. So blieb seinem Herrn Vater die Beschämung vor

den Kollegen erspart und ihm selbst der Schmerz, auf un verkäuflichen Büchern den ehrbaren Namen seiner Famili zu finden, wenn er sich über die wohlbekannte Brüstung beugte, um in Scharteken herumzustöbern. Das allgemeinst Wort wählte er für sich in ahnungsloser und stolzer Bescheidenheit, France, den Namen des Landes. Es begab sich aber, daß er nicht übel schrieb und daß alle Säfte des geistigen Frankreich in seinen Schriften lebendig trieben. Nun ist er sogar im väterlichen Buchgau bekannt geworden, ja bis in seine engste Heimat, die er nie verlassen hatte, ist sein Ruf gedrungen, und die Antiquare vom linken Ufer sagen jetzt wohl mit Genugtuung: Anatole France, wissen Sie, das ist der Sohn unseres Thibaud.

Die Scheu, sich zu zeigen, die eigene Person der Menge auszuliefern, ist ein bestes Merkmal des Büchermenschen. Diese Scheu füllt auch wieder den „Pierre Nozière“ aus, der kein anderer ist, als Anatole France, ursprünglich Thibaud. Er spricht in dem Buche nur von sich und dem Bücherquai, läßt den Morgentraum seiner eigenen Kindheit und die Abendgänge des reifen Mannes unter Büchern, immer unter Büchern vorbeiziehen, und was es sonst noch an Abenteuern in der Lebensgeschichte gibt, das sind Marginalbemerkungen von seinem großen Exemplare des Plutarch oder Berichte von Wanderungen durch kleine Ortschaften, in denen er Heiligen-Legenden auflas und alte Sagen sammelte.

Der Anfang liest sich wie eine Selbstbiographie. „Die erste Vorstellung, die ich vom Weltall empfing, kam mir aus meiner alten Bibel mit Kupferstichen.“ Und nun schildert er seine alte Bibel mit den Kupferstichen, die ihm die Welt war. An der Hand seiner bejahrten bäuerlichen Kindsfrau unternimmt er Entdeckungsreisen bis nach den äußersten Grenzen des bekannten Erdkreises, worunter der Jardin des Plantes und der Pont d'Austerlitz zu verstehen sind. Die alte

Bäuerin und der kleine Knabe tauschten ihre ungefähr gleichwertigen Weltanschauungen aus. Was gab es jenseits der Austerlitzbrücke? „Wie die Gelehrten," sagt er mit weicher Ironie, „war ich auf Vermutungen angewiesen." Den botanischen Garten hielt er für das in der Bibel erwähnte Paradies. Deutlicher konnte er das nicht ausdrücken, weil man „im Alter von fünf Jahren große Schwierigkeiten empfindet, wenn man gewisse Dinge erklären will". In die weitere Knabenzeit rauschen dann wie im Traume die Märchen hinein, die ihm seine Mutter erzählt hat, und er bemüht sich, die verklungene Einfalt dieser Geschichten abermals heraufsteigen zu lassen, und den dunklen Gesang, den das auf der Kindesseele weckte.

Eines der wichtigsten Ereignisse im Leben des Pierre Nozière — so weit wir es kennen lernen — war die Anschaffung einer Uniformjacke, wie sie von den Schülern der Lyzeen getragen werden. Die Mutter, eine milde Frau, wollte durch die Bestellung einem armen Schneider zu Hilfe kommen. Aber der dürftige Handwerker war kein Künstler, und er lieferte eine so erbärmlich komische Jacke, daß Pierre Nozière dem Gespötte seiner Kameraden ausgesetzt war, Prügelschlachten ausfechten mußte und sich durch diese Kraftproben Freunde und Feinde erwarb. Leider war der schlechte Schneider ein ehrlicher Mann gewesen, hatte unverwüstbares Tuch genommen, und die ärgerliche Jacke war nicht umzubringen. Später kommt noch ein kleines Abenteuer Pierres: wie er als siebzehnjähriger Junge nach Corbeil an der Seine ging, um seine Tante zu besuchen und dort den Redakteur des Lokalblattes sein Jungfernmanuskript anbot. Der Redakteur Planchonnet lud ihn zum Essen ein, da sah er dessen Gattin, Madame Planchonnet, und hegte zärtliche Gefühle für sie während des Nachtmahls. Dies ist das persönlichste Erlebnis von Pierre Nozière. Damit schließt die

Erzählung seiner Schicksale, und was noch folgt, ist nicht mehr Handlung oder Leiden, sondern nur unpersönliche, gewissermaßen geschlechtslose Betrachtung der Dinge. Warum ist also diese Sammlung von Gedanken und Erinnerungen in solche Form gebracht, daß man den romanhaften Bericht über ein Menschenleben erwartet? Ist es Laune oder Neckerei, soll der Leser, dieweil er Begebenheiten zu finden hofft, durch ein Dickicht von Gedanken hindurchgelockt werden? Ist dem Verfasser, wie man familiär sagt, nichts eingefallen, oder liegt nur eine kleine buchhändlerische Klugheit vor, die sich von dieser Auschrift mehr Absatz verspricht, als von „Gedanken und Erinnerungen"? Aber Anatole France ist auch eine umständliche, tiefverschleierte Ironie, wie jede Feinheit zuzutrauen. Pierre Nozière ist einfach das Schicksal eines Mannes, der keine nennenswerten Schicksale hatte, im Lesen von Büchern und in stiller Betrachtung aufging, wie ein Mönch ohne Gelübde. Der Mönnich in seiner Zell', wie es im Liede heißt, fühlt sich auch als ein Pilger trotz den Rittersleuten, die in Waffen hell durch die Au ziehen. Was sind die Taten, und wären sie noch so laut und blutig? Sehen ist das Leben; Sehen und Verstehen. Und Pierre Nozière steigt auf den Bücherquai hinunter, um da unter Sonderlingen und Alltagsmenschen, gleichwie unter seltenen und gewöhnlichen Büchern ein Dasein zu verbringen.

Es ist mir unbekannt, ob die geschilderten Personen in der Wirklichkeit so hießen, wie in dem Buche, oder nur Nozièresche Masken sind. Gelebt haben sie gewiß, das sieht man. Sie sind in ihrer natürlichen Form zwischen die Blätter hineingepreßt, wie Pflanzen von einer schonenden Hand. Ganz wahr ist dieser alte königstreue Edelmann, der immer nach dem Quai Voltaire kommt, um mit dem Waffentrödler Erinnerungen der Chouannerie auszutauschen. Der Waffentrödler war Gemeiner in der königlichen Garde gewesen,

und die Alten schwärmen von den alten Tagen. Karl der Zehnte regierte, das Land war glücklicher, die Bäume waren grüner und die Frauen schöner. Das heißt, der Edelmann und sein geringer Kamerad waren dazumal jung. Mit gleicher Liebe wird aber auch ein „roter Edelmann“ gemalt, einer von den edlen romantischen Republikanern, die sich in den Graben legten, damit die jetzigen Geschäfts-Republikaner über ihre Leiber hinweg zur Macht gelangen konnten. Denn jedes System hat seine Schwärmer und feinen Kavaliere, bevor es da ist und nachdem es verschwunden ist. So lange es herrscht, hat es nur seine Beamten und Schranzen.

Von einer Gestalt ist es sicher, daß Pierre Nozière sie mit ihrem wirklichen Namen nennt. Das ist der Antiquar Debas, von dem auch Octave Uzanne berichtet. Debas war ein Mann von bedeutender moralischer Eleganz. Einer seiner Kunden drechselte für ihn dieses Namenskompliment: „Monsieur, vous n'avez de bas que le nom.“ Herr Niedrig, an dem es nur der Name war, kam eines Tages in Berührung mit Napoleon dem Dritten. Die Anekdote wird auch von Uzanne beglaubigt. Eines Tages kamen die Tuilerien herüber zum Besuche der Bücherlände. Es war ein kalter Wintertag. Napoleon sah, wie ein ältlicher Mann, es war Monsieur Debas, ein vergilbtes Buch im eisernen Topfe verbrannte, um sich an der Flamme die steifen Hände zu erwärmen. Der Kaiser blieb verwundert stehen und ließ durch seinen Adjutanten fragen, was dies für ein Buch sei. Herr Debas war ein alter Frondeur, er gab dem Offizier die Auskunft und dieser meldete seinem Herrn:

Es sind die „Eroberungen und Siege der Franzosen“.

Denn alles kommt schließlich in den Zwei-Groschen-Kasten. Wenn die Pracht der Tuilerien erloschen ist, liegen die billigen Särge des Ruhmes noch immer unverändert und bereit zur Aufnahme jeder Größe gegenüber auf der steiner-

nen Brüstung. Freilich überschätzt France auch die Dauer und den Wert der Werke unserer Intelligenz nicht, und darin erst erweist er sich als ein wahrhafter Philosoph. Ein freies Verstehen der natürlichen Erscheinungen, meint er, würde die (zum Leben) notwendigen Vorurteile schwächen, und die Fähigkeit, vieles zu erkennen, sei eine verhängnisvolle Monstruosität. Aus unserem Wissen entstehe doch nur wieder neuer Aberglaube. „Die Intelligenz hat einige Anmut, einen Reiz, ich gestehe es zu. Sie gefällt an einigen Leuten. Selten, wie sie heute ist, und in wenige verachtete Menschen zurückgezogen, bleibt sie harmlos. Aber man darf sich darüber nicht täuschen: sie ist dem Genius der Gattung zuwider. Wenn sie durch ein Unglück, das keineswegs zu befürchten ist, plötzlich in die menschliche Menge eindränge, würde sie die Wirkung einer Ammoniaklösung auf einen Ameisenhaufen ausüben. Das Leben würde sogleich stillstehen. Die Menschen erhalten sich nur unter der Bedingung, daß sie das wenige schlecht verstehen, was sie überhaupt verstehen. Unwissenheit und Irrtum sind für das Leben so notwendig, wie Brot und Wasser. Die Intelligenz muß in der Gesellschaft ungemein selten und schwach sein, wenn sie unschädlich bleiben soll."

Diese Sätze enthalten wohl den fein verborgenen Sinn des Buches, das wie eine offene Schnur von mittleren Perlen ist, manchmal unterbrochen von einem größeren Edelstein. Pierre Nozière ist ein Intelligenter ohne Lebenskraft, wenn man mehr als eine bequeme Maske des Verfassers in ihm erblicken will. Er hat seine Freude an vorübergehenden Menschen, die ihm vollkommen gleichgültig sind. Er genießt die Holdseligkeit einfältiger Legenden, an die er nicht glaubt, und verzeichnet sie wie ein Hagiograph. Aber auch der hübsche Doppelsinn im Wappenspruche des Städtchens Vernon ergötzt ihn lebhaft: Vernon semper viret. Der

Frühling (ver) blüht nicht immer, doch Vernon wird immer blühen. Alles ist Betrachtung, stille, innige, kraftlose Betrachtung. Der Gedankenvolle schlendert das Ufer entlang, bleibt wohl auch vor rostigen Hellebarden und Arkebusen stehen, liebend haftet sein Blick an ihrer alten Form; jedoch die Taten, deren Sinnbild sie geworden, haßt er. Vom Leben will er nichts wissen, höchstens als von einer künftigen Erinnerung — et haec olim meminisse juvabit. Das Leben, das ist das andere Ufer. Er weiß es wohl: die Intelligenz ist dem Genius der Gattung zuwider. Selbst eine lebendige Dichtung vermag sie nicht hervorzubringen, wie sich aus diesem zarten Buche erkennen läßt. Die Muse des Anatole France hat den schönen Hals der unfruchtbaren Frauen.

Zwar vor dem Groschengrabe der Bücher braucht er sich nicht mehr zu fürchten. Wenn er einmal seinen „Pierre Noziere“ auf der väterlichen Lände ausliegen sieht, gestattet ihm sein Ruhm, darüber zu lächeln. Da ist der Gedanke der Vergänglichkeit, oder was das gleiche sagen will: der Ewigkeit, mit dem er als ein Weiser so gerne und vertraulich scherzt.

(1899.)

Heyses Erinnerungen

Wir hatten unlängst das unerwartete Schauspiel einer Gerichtsverhandlung, in der Paul Heyse der Ehrenbeleidigung angeklagt war. Eine der lichtesten Gestalten der Literatur auf dem Armensünderbänkchen, wie irgendein Schuft, der vom Ehrabschneiden lebt. Die Kinder Franz Dingelstedts hatten ihn angeklagt, weil er in seinen Erinnerungen das Andenken ihres Vaters beschimpft haben sollte. Nun ist es richtig, daß Dingelstedt in Heyses Memoiren nicht gar glänzend wegkommt. Er wird als Zyniker geschildert, es wird von seinen „Sünden und Schwächen“ gesprochen, und man muß nicht die löbliche Verblendung der Pietät haben, um zu finden, daß dieser Ton nicht liebevoll, ja nicht einmal gerecht ist. Von Dingelstedt ließ sich wohl auch anderes sagen. Gerade ein vornehmer Herr, wie Paul Heyse, konnte es doch auch gelten lassen, daß Dingelstedt den Mut hatte, die Volkstümlichkeit zu verscherzen. Es ist eine verspätete Malice in dieser Darstellung, aber sie wäre vielleicht unbemerkt geblieben, wenn die Familie des Angegriffenen nicht selbst die allgemeine Aufmerksamkeit durch die Klage geweckt hätte. Freilich, zwischen dem derben Gitterwerk von Paragraphen schlüpfen solche feinste Bosheiten durch, und ein nur rechtsgelehrter Richter wird keinen strafbaren animus injuriandi in diesen Worten Heyses entdecken können: „Seine (Dingelstedts) persönliche Liebenswürdigkeit versöhnte mich auch immer wieder mit ihm, wenn ich ihm etwas, das er mir oder anderen angetan, übelgenommen hatte, und da ich es

wohl begriff, daß ich ihm nicht sympathisch sein konnte, da ich trotz meiner Jugend zu dem literarischen Kreise des Königs gehörte, der ihm verschlossen blieb, so suchte ich jede Gelegenheit, einen freundlicheren Ton in unser Verhältnis zu bringen.“

Es wäre für Heyse, den Meister, den wir doch wahrlich verehren, besser, er hätte den Satz nicht geschrieben. Es ist eine gewisse Art Hofton in dieser süßlichen Erklärung vom Kreise, „der ihm verschlossen blieb.“ Triumph und zugleich Andeutung der Mißgefühle, die das bei minder Beglückten erregte. Man kann es begreifen, daß die Kinder Dingelstedts sich durch dies und ähnliches im Andenken ihres Vaters verletzt fühlten. Aber wie soll da von einem Juristen der böse Animus herausgefunden werden, da der Verfasser im selben Atemzuge beteuert, er sei durch die persönliche Liebenswürdigkeit des anderen immer wieder versöhnt worden, er habe jede Gelegenheit gesucht, einen freundlicheren Ton in ihr Verhältnis zu bringen. Nein, zu greifen ist die üble Absicht mitnichten, nur ganz leise zu fühlen. Für solche Schmetterlingsverbrechen gibt es in einer gröberen Strafordnung keine Sühne. Heyse mußte freigesprochen werden. Und doch ist er nicht ohne Strafe davongekommen, denn vor Gericht hatte er, der Feine, die Vorteile eines Gemeinen, und das muß er schmerzlich empfunden haben. Er hatte die Vorteile des Prozeßstandes. In einer Ehrenbeleidigungssache ist nämlich wie Richter, Advokaten und Schelme wissen, der Stand des Angeklagten der günstige. Der Kläger wird durch die Verhandlung immer beschmutzt und beschädigt, und es muß schon sehr heiß in ihm kochen, er muß schon gar keine Aussicht auf Selbsthilfe mehr haben, wenn er seinen Angreifer vor die Barre schleift. Denn der Angeklagte zahlt höchstens eine geringe Geldbuße, und er zahlt sie gern, wenn er das Schmähen als

Gewerbe betreibt; das lockt neue Kundschaft an. Die Menge aber, die große, die gerechte Menge, denkt sich und sagt sich: Etwas wird doch daran gewesen sein.

Ein Heyse ist allerdings vor dem Verdachte, zu so schlechter Gesellschaft zu gehören, bewahrt. Seine Strafe, für den Eleganten eine Strafe, ist nur, daß er den verächtlichen Vorteilen jener nicht ausweichen kann: wie dem günstigeren Prozeßstande nicht, so auch nicht der Verbreitung seines Werkes wegen der minder lichten Stellen, die es enthält. Manche hätten das Buch achtungsvoll beiseite gelegt, die es jetzt mit mehr Begierde lesen. Diese werden aber enttäuscht sein, weil es voll von Wohlwollen und stiller Heiterkeit ist. Ein Liebling der Musen und des Schicksals erzählt sein glattes, meist von der Sonne bestrahltes Leben. Er lernte auch den Schmerz kennen, gewiß; aber nur so viel davon, als auch dem glücklichsten Menschen nicht erspart bleibt, nämlich Krankheit und Tod naher Freunde und der liebsten Verwandten. Solcher Kummer ist die unvermeidliche Begleitung des Alterns, und wer zu höheren Jahren kommt, muß notwendig einen ausgedehnteren Friedhof umschreiten, besonders wenn er in großer und angenehmer Gesellschaft durch das Leben ging. Und auch der Schmerz war nur dazu geeignet, fast möchte man sagen: dazu bestimmt, seine Dichtung an Menschlichem reicher zu gestalten, so daß sein Wesen dadurch noch erhöht wurde, was einen Gewöhnlichen zu Boden gedrückt hätte. Ihm verwandelte sich alles zum Golde der Poesie. Zeit seines Lebens wandelte er, niederen Schicksalen entrückt, in olympischen Gefilden. Der Kampf um die Geltung, welcher das Gemüt junger Künstler zu verdüstern pflegt, oft so sehr, daß sie den Schatten des Elends nie mehr, auch im Erfolge nicht loswerden können, dieser Kampf blieb ihm erspart. Als Knabe, als Schüler genoß er den Umgang und die Förderung hoch-

gestimmter und in der Kunst mächtiger Menschen. Seine Seele wurde früh mit den reinsten Harmonien genährt. Seine ersten literarischen Versuche wurden von den kundigsten Beratern unterstützt, und wie in der Klasse des Gymnasiums, war der Wohlbegabte, Artige, Fleißige überall, wohin er kam, ohne sonderliche Anstrengung der primus omnium. Mit vierundzwanzig Jahren wurde er in den Gunstkreis eines guten Königs gezogen und bekam einen Ehrensold dafür, daß er an freien Unterhaltungsabenden mit anderen Edelleuten des Geistes Gespräche über Dinge führte, die ihn sehr interessierten. Er brauchte nur noch zu dichten, zu singen, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Dieses von aller Erdenschwere befreite, rosenrote Dichterdasein mutet uns wie ein Märchen an, und es ist nicht erstaunlich, daß er der große Liebenswürdige wurde.

Ein Sohn und Enkel von Sprachgelehrten, kam er zwischen Büchern zur Welt, und er verweist in den Erinnerungen nicht ohne Stolz darauf, daß sein Vater und sein Großvater Grammatiker waren. Alter Adel des Buches. Nur durfte er mit den aufgespeicherten Wortschätzen der Ahnen als ein sorgenloser Erbe schalten. Die Heyses waren eine weitverzweigte Familie, es gab unter ihnen viele Landpfarrer und Landschullehrer, und das Geschlecht läßt sich bis auf einen Johann Heinrich Heyse zurückverfolgen, der um die Zeit des dreißigjährigen Krieges als Landwirt in Lipprechtsrode lebte. Dessen Sohn war schon Schullehrer in Nordhausen und hinterließ einen Sohn, der Theologie und Philosophie studiert hatte. Dieser war der Vater von Paul Heyses Großvater. Seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts war die Beschäftigung mit Gottesgelahrtheit, Philosophie und Sprachwissenschaft bei den Heyses mit dem y üblich. Denn „die sich mit i schreiben, haben wir nie als Stammverwandte anerkannt,“ bemerkt der Verfasser in einer

Fußnote mit anmutender Naivität. In diese etwas steife und gelehrte Familie mit dem y kam aber ein lebhafter Einschlag. Der Professor Karl Wilhelm Ludwig Heyse, Sohn des Schuldirektors Johann Christian August Heyse, nahm die jüngste Tochter des königlich preußischen Hofjuweliers, des „Hofjuden" Salomon in Berlin, zum Eheweibe. Und aus dieser westöstlichen Verbindung ging der Dichter Paul Heyse hervor.

Es ist sehr hübsch, in den Erinnerungen zu verfolgen, manchmal nur zwischen den Zeilen, wie stolz der Poet auf seinen gestrengen deutschbürgerlichen Vater ist, und um wieviel näher seinem Herzen die jüdische, romantische Mutter steht. Vom Vater hören wir nicht viel mehr, als daß er mit dem Entsagungsmute des Gelehrten die Bürde seiner trockenen, nützlichen Bücher durch das Leben trug. Aber um die Mutter herum wird es in den Erinnerungen munter. Sie ist ihm eine poetische Gestalt, nicht zum wenigsten das Jüdische an ihr, das er nicht glaubt schamhaft verbergen zu müssen. Er schwärmt von ihrer Schönheit, wie sie in einem alten Pastellbilde erhalten blieb. Aus eigener Erinnerung weiß er es freilich nicht, weil seine Mutter, als sie ihn zur Welt brachte, schon das zweiundvierzigste Jahr erreicht hatte. Sie war um zehn Jahre älter als ihr Gatte. Durch ein eigentümliches Schicksal war sie als junges Mädchen um ein Auge gekommen. Während einer Blatternepidemie hatte man es unterlassen, sie zu impfen. Sie wurde krank und eine Blatter setzte sich ihr auf das rechte Auge. Nachdem sie genesen war, sollte das Häutchen durch eine leichte Operation entfernt werden, aber der Arzt schnitt aus Ungeschicklichkeit zu tief und das Auge war verloren. Sie fand sich später mit Humor darein und pflegte über ihren „Einspänner" zu scherzen, wie sie überhaupt bis in ihr hohes Alter voll Frische und Liebenswürdigkeit war.

Die Mutter und deren Geschwister geben Heyse viel Stoff zum Plaudern. Doch weiß er nicht anzugeben, „wann und unter welchen Umständen die sechs Geschwister zum Christentum übertraten und ihren jüdischen Namen Salomon gegen den nicht allzu christlichen Saaling vertauschten.“ Sie waren gebildet und liebten den Umgang schöner Geister. Sie verkehrten in den Kreisen der Rahel und Henriette Hertz. Auch waren sie mit der Familie Mendelssohn verwandt, und in diesem Hause lernte Heyses Vater, als Hauslehrer des jungen Felix Mendelssohn-Bartholdy, Fräulein Saaling kennen, die seine Frau werden sollte.

Mit Liebe gedenkt der Dichter auch seines guten Onkels Louis Saaling in Frankfurt, der ebenso freigebig wie knickerisch sein konnte. Gern hatte er auch die glänzend begabte wunderschöne Tante Marianne Saaling, die zur Zeit des Wiener Kongresses bei ihrer Schwester Regine in Wien weilte und dort eine große Rolle spielte. Könige und Fürsten huldigten ihr; ein alter portugiesischer Herzog verlobte sich mit ihr, starb jedoch, bevor er sie heimführen konnte. Diese Tante Marianne verlobte sich später in Berlin nach Rahels Tode mit Varnhagen, aber auch diesmal kam es nicht zur Heirat. Weniger sympathisch waren dem Dichter die Wiener Tante Regine, die sich in den snobistischen Finanzkreisen dieser Stadt ein bißchen aristokratiesüchtig bewegte, und die Frankfurter Tante Frau Herz. Diese war besonders ungehalten darüber, daß Onkel Louis ein armes Mädchen geheiratet und zu ihrer Schwägerin erhoben hatte. Reizend ist die Stelle in den Erinnerungen, wo der Dichter von der geldstolzen Tante Herz und deren schönen Töchtern spricht: „Die Älteste, Adelheid, heiratete einen Rothschild, die Zweite und Schönste, Helene, einen Attaché der französischen Gesandschaft, Graf Salignac de Fénélon, die Dritte, Marianne, einen Baron Haber. Es war kein Wunder,

daß Frau Klara Herz die Vermählung ihres Bruders mit einer armen, zum Dienen genötigten Landarztentochter für eine Mesalliance hielt, zu der sie ihre Zustimmung nicht geben könne. Sie hatte vergessen, daß sie von einem Vater abstammte, den der Hofmarschall, wenn er ihm schriftlich eine Bestellung zu machen hatte, mit „Lieber Jude!“ anzureden pflegte.“

Paul Heyse glaubt sich nicht zu vermindern, wenn er, ohne auf der Folter zu liegen, sich zu diesem Großvater bekennt. Und immer wieder geht ihm das Herz über, wenn er von seiner geistvollen Mutter spricht. Er zitiert ihre sprühenden Worte. Manche sind wirklich köstlich. Als jemand sie zu etwas überreden wollte und sagte: „Die Sache ist doch an und für sich angenehm,“ erwiderte sie: „Ja, aber nicht an und für mich“ . . . Ein Bekannter fragte: „Ist Herr N. denn ein Jude?“ — Sie: „Das will ich meinen! Jude mit Jude gefüttert.“ „Die L.'schen Kinder sehen aus, als ob ihre Mutter sie beim Trödler alt gekauft hätte. . . .“ „Es täte mir sehr leid wenn ich nächstens abrutschte. Ich habe mich sehr gern gehabt. . . .“ Als man sie bei einem munteren Essen, wo viele Toaste ausgebracht wurden, aufforderte, auch eine Tischrede zu halten, sagte sie: „Nein, Kinder, meine Reden sind nicht so schwach, daß sie gehalten werden müßten.“

Da hat er es also her. Von der Mutter hatte er den launigen, malerischen, tiefen oder leidenschaftlichen Einfall, der von des Vaters tüchtiger deutscher Zucht die geklärte Form empfing. Dem schulmeisterlichen Vater hatte er es zu verdanken, daß er einen so ordentlichen Schulsack mit auf den Weg bekam. Er war ein braver Schüler, vielleicht zu wohlgeraten für ein Genie — und so ist er ja geblieben — immer der erste in seiner Klasse. Lust und Leid der Knabenjahre taucht auf. Das Leid war sein einziger Bruder, welcher von der verfrühten Geburt an zu keiner rechten geistigen Ent-

wicklung kommen konnte und schließlich als Erwachsener, unfähig zur Wahrnehmung seiner eigenen Angelegenheiten, in Pflege gegeben werden mußte. Die Lust war das Lernen, waren die ersten Lieder, die Freundschaft und die jugendliche Liebe. Einer seiner Freunde war Felix v. Stein, aus einem Hause, das zur deutschen Literatur schon eine große Beziehung hatte. Felix hatte eine Schwester, und in diese verliebte sich Paul Heyse zum erstenmale. Sie war eine Urenkelin jener Frau v. Stein, die Goethes Freundin gewesen. Diese Knabenleidenschaft erzählt der Dichter einfach und bewegt. So ist auch die Episode mit der Kellnerin zu Meiringen im Berner Oberlande, die er als Bonner Student einen Abend lang unschuldig liebte, eine süße Novelle. Aber sonst will er nicht viel von dem erlebt haben, was in seinen Geschichten an Liebe rauscht und duftet. Er legt mehr Gewicht auf das ehrsame Glück in der Ehe. Dieses blieb ihm treu, als er fünf Jahre nach dem Tode seiner ersten geliebten Frau, der Tochter des Kunsthistorikers Kugler, eine zweite heimführte.

Was uns das Glück dieses Dichterlebens so bedeutend erscheinen läßt, ist, daß er immer harmonische Menschen fand und gewann. Als Jüngling von siebzehn Jahren lernte er durch den Zufall einer Nachbarschaft Geibel kennen. An jenem Tage entschied sich wohl Heyses Leben. Denn Geibel begeisterte sich für sein Talent und half ihm vorwärts mit Rat und Tat. Mit Rat, indem er ihn aus seinen künstlerischen Erfahrungen beschenkte, ihm das „Geheimnis des Adjektivs" enthüllte, ihm ein Formenmeister wurde. Mit Tat, indem er ihm Kreise erschloß, „die anderen verschlossen blieben." Das waren zunächst Kreise von Kunstfreunden, von denen man etwas Besonderes lernen konnte, gesellige Runden, wie der „Tunnel" in Berlin, dann das künstlerisch vornehme Kuglersche Haus, und endlich der Dichterhof des Königs Max von

Bayern. Natürlich ist Heyse nicht als Schmarotzer durch diese Kreise gegangen: er hat ebensoviel und mehr gegeben, als er empfing. Aber es war doch ein großes Glück für den jungen Menschen, daß ihm alles so leicht entgegengebracht wurde, wessen er zu seiner schnellen und ebenmäßigen Ausbildung bedurfte.

Als Gebenden und nicht als Empfänger mag man ihn wohl in seinem Verhältnisse zu Max von Bayern ansehen. Durch die bescheidene Pension, die ihm der König verlieh, wurde Heyse in München festgehalten, und er ist in den seither verstrichenen fünfundvierzig Jahren ein geistiges Wahrzeichen, ein Stück Ruhm dieser Stadt geworden. Der edle König war gut beraten, als er für so wenig Geld der Hauptstadt seines Landes so viel erwarb. Denn Heyse blieb in München angewurzelt, auch nachdem er sein höfisches Verhältnis wegen eines Gewissensdruckes, den König Ludwig auf Geibel ausüben wollte, gekündigt hatte.

Vom Hofe war ihm stets der liebere Weg der gewesen, der hinunter in die Stadt, zu Künstlern und Poeten führte. Allezeit hatte er seine gute Tafelrunde. Der Tunnel hieß in München „das Krokodil“ und wurde auch ein berühmter Tisch. Dann gab es glückliche Reisen, nach Italien, nach Wien, wo man den liebenswürdigen Novellisten auch als einen Dramatiker feierte, so daß ihm recht wohl ums Herz wurde. Denn das Theater ist, wie man aus manchem Bekenntnisse ersieht, seine Hauptpassion, wahrscheinlich, weil ihm gerade da die Erfolge spärlicher fließen.

Alles in allem ein Leben voll Glückes und Gelingens, reich an künstlerischen Leistungen und heiterer Geselligkeit und Freunden und Liebe. Und doch, wenn wir mit ihm auf diese sturmlose Dichterexistenz zurückblicken, scheint uns — nicht ihm — etwas darin zu fehlen. Immer ist er in guter und großer Gesellschaft gewesen, und daher mag es rühren,

daß in seinem Werke der Akzent nicht ist, den nur die ganz Großen haben. Er selbst ist zu klug und versteht die Kunst zu tief, um sich für einen solchen zu halten. Er hatte immer die Besten seiner Zeit um sich herum und tat ihnen genug, der erste in seiner Klasse. Aber was ist die Klasse? Er kannte die rauhen Genugtuungen nicht, verkannt, vom Pöbel und dessen Witzlingen verhöhnt zu werden. Er kannte die grimmige und reine Bergfreude der Einsamen nicht. Die Einsamen aber wachsen dabei und härten sich für die äußersten Aufgaben. Das hat seinem Leben und seinem Werke gefehlt. Er war zu wenig allein.

(1900.)

Galanterieware

Der jüngere Dumas sagte einmal ein schamhaftes Wort: „Wenn ein Dichter ein gewisses Alter überschritten hat, soll er nicht mehr von der Liebe reden."

Klar, was da gemeint ist. Ein Dichter legt immer Geständnisse ab, auch wenn er in erfundenen Personen und Begebenheiten spricht. Wenn man den Dichter ein wenig näher kennt, errät man leicht die Urbilder seiner Gestalten. Dadurch werden seine geheimen Schmerzen oder Freuden offenbar, und das hielt Dumas bei einem alternden Menschen für würdelos. Er selbst hatte sich in seinen letzten Jahren eine schöne unbewegliche Maske zurechtgemacht und blickte ein bißchen steinern auf die Gefühle der Menschen hinunter. Denn er fand immer die richtige Haltung. Die zu lange von der Liebe reden, sind wie die alten Tänzer mit steifen Beinen. Es kommt die Zeit, wo man auf dem öffentlichen Balle nicht mehr tanzen darf.

Herr Marcel Prévost hat dieses Alter noch nicht erreicht. Er spricht noch, er spricht nur von der Liebe, und er wird wahrscheinlich immer von der Liebe reden, so lange ihm seine Leserkundschaft treu bleibt. Das wird noch eine Weile, vielleicht bis an sein Lebensende dauern. Denn er ist schon in der Provinz bekannt, und das Ausland bezieht seine Erzeugnisse. Diese handeln von der Galanterie und sind auch Galanterieware. Das ist glänzend und zierlich, so lange es neu ist, das zieht den Blick auf sich durch seine launenhafte Form, und es ist nach kurzer Zeit wertlos und widerwärtig.

Nun möchte es ja auf den ersten Blick scheinen, als hätte der billige Glanz seiner Ware weiter nichts zu bedeuten. Aber Herr Marcel Prévost ist — ohne sein Vorwissen — einer der zersetzendsten Schriftsteller der neueren Zeit. Von Buch zu Buch demoliert er etwas Kostbares, wie ein kleiner Bohrwurm, der sich durch das schöne Holz einer alten Schnitzerei frißt. Der allerliebste kleine Herr Marcel Prévost zerstört nämlich die Legende vom jungen Mädchen.

Es hat vielleicht nicht übermäßig viel Scharfsinn dazu gehört, zu entdecken, daß die Fehler und Schwächen der Menschen im allgemeinen, der Frauen im besonderen, sich auch schon bei den jungen Mädchen finden lassen. Es hat im Verlaufe der Zeiten, in denen Dichter Liebeserfahrungen schilderten, auch genug Poeten gegeben, die durch Frauen litten. Ja, wir dürfen annehmen, daß solche in der Mehrzahl und auch wohl die besten waren, und wir werden uns dabei an Viktor Hehns gedankenvolles Wort erinnern, daß „die Veredelung der Frucht, auf die es uns Menschen allein ankommt, doch nur eine Krankheit des ganzen Baumes ist". Aber die Legende des jungen Mädchens ist in der Liebesdichtung dennoch oder gerade darum gewachsen. Selbst durch die Vorwürfe, die der Dichter dem Mädchen macht, wird es noch reizender, und unzählige kleine und große Kunstpoeten zusammen haben in einer mächtigen, unbewußten Arbeit die Legende der Jungfräulichkeit aufgerichtet. Denn tatsächlich ist diese Legende von höchstem Werte, und mancher enttäuschte gute Mann mag, wenn er von einer gewissen Höhe zurücksah auf die Irrtümer seiner Jugend, die Nützlichkeit der Irrtümer eingesehen haben. Der Schmerz der einzelnen Erfahrung ist vernachlässigenswert.

Nun erscheint ein kleiner Franzose und beschmutzt die ganze Legende. Er hat einen gefälligen kleinen Vortrag, nette kleine Einfälle, und es sei versucht, ihn auf seine

richtigen Dimensionen zurückzuführen, bevor er auch anderswo Nachahmer findet.

Sein neues Buch, „Le mariage de Juliette,“ ist natürlich wieder eine Heiratsgeschichte. Die Romanleser — junge Leute und müßige Frauen — interessieren sich für nichts anderes. Diese Fachliteratur der Liebe kommt einem kurios vor, wenn man nur noch ab und zu einen Blick auf die „neuen Erscheinungen“ wirft. Die neuen Erscheinungen sind nämlich die alten; diese Bücher und ihre Leser wiederholen sich in den Zeiten unablässig, mit anderen Marotten des Stils, in anderen Trachten, und immer das Gleiche.

So darf man auch nicht glauben, daß Herr Prévost etwa von der schließlichen befriedigenden Versorgung seiner Heldin absähe. Seine Eigentümlichkeit besteht nicht darin. Die Liebesnovelle, vom Mann oder der Frau aus gesehen, läßt sich auf einfache Schemata zurückführen. Wir werden uns daran den Stilwechsel leicht klar machen, wie beispielsweise, wenn wir uns die allmählich verkünstelten Formen des Ornaments in der Renaissance vorstellen. „Le mariage de Juliette“ ist die glücklich ausgehende Novelle mit weiblicher Heldin. Der ganze Inhalt ist: Ein junges Mädchen lernt einen Mann kennen und heiratet ihn nach Überwindung einiger innerer und äußerer Schwierigkeiten. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

Die Grundform dieser Begebenheit finden wir im Märchen. Da hat die Geschichte feste, reine Umrisse, und ist doch duftig und rosig. Wenn nun diese alte Volute wieder auftaucht, verschnörkelt sie sich allmählich bis zum Verfall. Das auflebende alte Motiv wird vielleicht wahr und sauber ausgeführt. Dann kommen die Veränderungen, Verirrungen, die aber Stil sind und aus sich die Zeit erkennen lassen. Es kann auch die alte Schnecke bei ihrer Rückkehr gleich mit Wunderlichkeiten ausgestattet sein, und diese Wunder-

lichkeiten interessieren uns zuweilen lebhafter, als die schöne Reinheit der Grundform.

Betrachten wir die kurze Novelle, wie sie neuerlich in Frankreich entwickelt wurde, so werden wir drei Formen finden. Sie ist unwahr und sauber bei Feuillet, wahr und unsauber bei Maupassant, unwahr und unsauber bei Prévost. Diese drei Autoren sollen darum nicht als gleichwertig hingestellt werden, sie sind auch nicht die einzigen Vertreter ihrer Arten, aber das Ornament läßt sich bei ihnen gut nachweisen.

Was ist also der Schnörkel Prévost? Juliette, die Tochter wohlhabender Leute, soll verheiratet werden. Der Vater ist ein alter Schwachkopf, dessen Jugend in die Zeit des Kaisertums fiel. Juliette macht sich in ihrem Tagebuche über ihn recht lustig — die Novelle ist zur Abwechslung wieder in Tagebuchform geschrieben, was, wie es scheint, schon lange nicht da war. Die Mutter ist eine farblose Frau aus dem „höheren" Bürgerstande, wo dieser schon mit allen Vorurteilen des Adels ausgestattet ist. Die Geschichte spielt im achten Arrondissement von Paris. Der Dichter erwähnt es nur beiläufig und doch ist gerade das wichtig. Denn die Züge, die er dennoch dem Leben abgelauscht hat, sind aus dem achten Arrondissement genommen. Eine gewisse oberflächliche Wahrheit des Gesellschaftskreises ist immerhin vorhanden, und Herr Prévost hätte sich geradezu den Anschein des ernsten Sittenschilderers geben können, wenn er ganz dieselbe Geschichte unter dem Titel „Die Liebe im achten Arrondissement" erzählt hätte. Es ist dankenswert, daß er wenigstens diese leichte Übertreibung nicht begangen hat.

Mademoiselle Juliette de Givernay soll also heiraten, das heißt verheiratet werden. Wie ihre Vorgängerinnen, die Prinzessinnen der Märchen, hat sie bisher alle Freier abgewiesen. Endlich wird ihr Vater, wie seine Urbilder, die

Märchenkönige, ungeduldig. Er fordert dringend, daß sie unter den Freiern ihre Wahl treffe. Es sind nur zwei Prinzen da, nicht drei, wie in allen Märchen. Der eine Prinz ist ein bürgerlicher Rechnungsrat, der Vermögen und eine schöne Zukunft als Regierungsrepublikaner hat. Er ist auch hübsch und jung. Den mag sie nicht. Er hat den Fehler begangen, beim Diner der ersten Zusammenkunft ein ernstes Gespräch zu führen. Dadurch ist er in ihren Augen unmöglich geworden. Der andere Prinz ist ein eleganter, aber nicht mehr junger Klubmann, der Baron Nivert. Den liebt sie auch nicht, aber sie läßt sich ihm „durch den langsamen Druck der Begebenheiten" in die Arme treiben. Der liebeskluge Baron macht die Arme nicht übermäßig weit auf, er wartet nur auf ihr Herankommen. Er ist geschickt genug, nichts zu ihrer Eroberung zu unternehmen. Während nun Juliette in die Verlobung hineingerät, taucht in ihrer Erinnerung der dritte Prinz auf. Das ist der junge Maurice du Bruel, der eine ihrer Jugendliebeleien war. Sie hatte deren ja mehrere. Die erste Schwärmerei galt einem Trapezkünstler, den Juliette als Zwölfjährige im Zirkus gesehen hatte. Sie schrieb ihm auch, als Zwölfjährige, einen anonymen Liebesbrief, worin der schöne Mann in die Champs Elysées nächst der Bude des Hanswurst bestellt wurde. Er kam pünktlich, ahnte nicht, daß die Kleine auf der Bank neben der Gouvernante seine Briefschreiberin war. Das anonyme Kind fand aber den Don Juan vom Trapez in den Straßenkleidern häßlich, und aus war es mit der Liebe. Später, nach anderen unbedeutenden Liebesversuchen, kam das Herzflattern für Maurice du Bruel, den jungen schüchternen Studenten. Sie war da schon ein erfahrenes Mädchen und spielte überlegen mit dem zaghaften Jüngling, der nichts zu merken wagte. Jetzt hat sie ihn seit Jahren nicht gesehen, er ist mit der Kolonialarmee nach Tonking gegangen. Sie hat auch die längste Zeit nicht an ihn gedacht.

Erst die Verlobung mit dem ältlichen Baron weckt das Bild des reizenden Jünglings wieder auf. Jetzt entdeckt sie erst, um wie viel ihr dieser lieber wäre. Sie vergleicht den Abwesenden mit ihrem Zukünftigen, und am Tage, wo sie dem Baron Nivert angetraut wird, liebt sie den fernen Maurice heiß.

Sie hat sich die Ehe mit dem Baron sehr deutlich ausgemalt. Der ist aber ganz anders, als sie ihn erwartete. Er macht von seinen Rechten keinen Gebrauch, so daß sie staunt, sich ärgert und sich ihm endlich neugierig nähert. In der Ehe verliebt sie sich in ihn, weil er nicht zudringlich ist. Und als Maurice eines Tages zurückkehrt und sie aufsucht, da gefällt ihr der schlecht aussehende Leutnant ihrer Träume viel weniger, als ihr ältlicher Gatte. Diesem wirft sie sich an die Brust. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

Das wohlerzogene Mädchen mit den unsauberen Vorstellungen, der Gatte als Verführer seiner jungen Frau — da hat man den Schnörkel Prévost.

Das Ganze ist von einer gefälligen Unwahrheit, die schon im Vortrage erkennbar wird. Der Tagebuchton ist verfehlt, und zwar nicht etwa, weil die Haltung der Schreibenden gekünstelt ist. Jedes Tagebuch enthält eine Pose, das ist unvermeidlich, und darum wäre es noch nicht schlimm, wenn Juliette nicht die Wahrheit über sich sagte. Ja, ein feinerer Meister würde seine Tagebuchheldin mit den merklichen Unwahrheiten malen, die sie selbst über sich schreibt. Prévost begeht aber den Fehler, Juliette ein Selbstporträt entwerfen zu lassen, das sie nicht aus dem Spiegel nehmen kann. Sie schildert sich so, wie nur andere sie sehen können. Diese Darstellung mit ihren falschen, ins Publikum hineingesprochenen Monologen zeigt nur, daß Herr Prévost die Form nicht meistert, oder als ein schwacher Künstler um die Form gar nicht besorgt ist.

Juliette, die sich da selbst beschreibt, ist in der Wirklichkeit, im achten Pariser Arrondissement weder so naiv noch so verderbt. Aber jemandem erscheint sie so. Dieser jemand ist der junge Mann an der Heiratswende. Um sein dreißigstes Lebensjahr herum befällt den leicht Ermüdeten plötzlich die Furcht vor der Einsamkeit — eine der Peitschen, mit denen die Natur zur Besorgung ihrer Geschäfte antreibt. Aber zugleich überkommt ihn die Angst vor der Enttäuschung.

Man erfährt im achten Arrondissement so viel von den Frauen, daß es dort dem jungen Manne schwer wird, an seine Zukünftige zu glauben. Und was tut er? Er verleumdet sie zuerst und heiratet sie dann. Es überwältigt ihn, es packt ihn am Genick. Und er lächelt mühsam: „Wenn ich Glück habe, passiert mir's nicht. . . .“ Denn die Liebesschmerzen sind nicht besonders tragisch. Man wehrt sich, spöttelt, und tut schließlich doch, was die Natur will, die in zwanzig Jahren wieder neue Spieler braucht für das alte Stück.

(1896.)

Umgang mit Menschen

Wenn nicht manchmal hundert oder hundertfünfzig Jahre voll würden, seit ein Großer geboren wurde oder starb, wir vergäßen die vergangenen Zeiten wohl ganz. Wir Andern nämlich, die mit dem Tage vollauf beschäftigt sind. Die Professoren und andere Leute, die viel Zeit haben, erinnern sich natürlich oft genug. Sie haben ja meistens nur mit Gewesenem zu tun, und für sie ist es eigentlich gar keine Vergangenheit, sondern gehaltvolle Gegenwart, mit der sie unglückliche Hörer quälen. Aber wie anders wirken die Gräber, wenn man vom Leben her zu ihnen lustwandelt. Von Schmerz kann selbstverständlich keine Rede mehr sein, wenn es sich um einen vor hundert Jahren hingetretenen Herrn handelt, und wäre er der Beste, Feinste, Klügste gewesen. Es bleibt nur das schnurrige Friedhofsgefühl — denn auch ein solches gibt es — das man bei der immer frischen Wahrnehmung des Vergänglichen hat. Es kann einer Geist haben bis in die Fingerspitzen, er kann genährt sein mit allem tiefsten Wissen von den Dingen, welterfahren und vogelsprachekund sein, er kann den Weibern durch die Augen in die Seele schauen und den Männern in die Eingeweide — er muß doch eines Tages fort, wie jeder Dummkopf aus der Menge. Und wenn es bei den Gewöhnlichen, die leben, ein Weib nehmen und sterben in der namenlos machenden Entfernung nur ungeheure Lustigkeit ist — daß sie nicht mehr da sind, die Idioten — vor dem längst verstorbenen Manne

von Geist ändert sich die Form unserer Heiterkeit. Das Lachen wird zum Lächeln, und die Nichtigkeit des Menschlichen macht keinen so derbkomischen Eindruck, wie an den dummen Gräbern. Die Ewigkeit nimmt sich bei den verschwundenen geistreichen Leuten zugleich melancholisch und amüsant aus. In solcher Stimmung begehen wir den Gedenktag (wenn wir ihn begehen) eines vortrefflichen hannoverschen Edelmannes aus dem achtzehnten Jahrhundert, des Herrn v. Knigge. Vor hundertfünfzig Jahren wurde er geboren, und er ist schon über hundert Jahre tot. Er ist also nicht einmal fünfzig Jahre alt geworden, um es genau zu sagen: vierundvierzig. Und doch hinterließ er ein Buch, wie man es nur in der vorgerückten Weisheit des hohen Alters zu verfassen pflegt. Er stand in der Mitte der Dreißig, als er dieses weißhaarige Buch herausgab: Über den Umgang mit den Menschen.

Das ist ein gar berühmtes Buch, so berühmt, daß man es nicht mehr liest, und das ist gleich die erste Unterhaltung, die sich auf der Wallfahrt zum eingesunkenen Grabe dieses guten Barons bietet. „Knigges Umgang mit Menschen“ ist längst ein Cliché, das sogar den Analphabeten in den Parlamenten geläufig ist. Gebildetere, die ebenfalls die Mühe des Lesens scheuen, aber doch etwas läuten gehört haben, stellen sich vor, daß Knigge Anleitungen zum guten Ton enthalte. Demnach etwa Belehrungen über das einzig richtige Ohr der Visitkarte, das man bei einem Antrittsbesuche einbiegen muß, oder über die Reihenfolge der Gäste am Soupertische, über die passende Kleidung in allen Lebenslagen oder die Aufschrift der Briefe an hochwohlmögende Persönlichkeiten. Aber all diese Vorschriften dürften jedenfalls veraltet sein. Seit hundertundsoviel Jahren haben sich die Moden hübsch oft geändert. Die Kniehosen und Seidenstrümpfe des Herrn v. Knigge sind nicht das Neueste, was die Londoner Schneider einem wahrhaft eleganten Manne empfehlen. Das versteht man. Doch auch

Gebräuche, die man für die Ewigkeit gefestigt glaubte, schwinden oft in kurzen Jahren. Unter diesen Umständen wird derjenige, der sich für die vornehmeren Kreise mit einem angemessenen und einwandfreien Benehmen zu versehen wünscht, sich lieber nach einem jüngeren Lehrbuche der feinen Manieren umschauen. Es gibt ja so viele Wegweiser für die gute Gesellschaft, daß man den verjährten Knigge nicht braucht.

So ist er denn aus den verschiedensten Gründen nur berühmt, aber nicht bekannt, dieser artige alte Herr, und die Unsterblichkeit ist also auch kein so hoher Gedanke, wie man es uns immer einreden will. Ein Mann von Wert kann ja in sehr seltenen Fällen ebenso berühmt werden, wie einer, der sich schlau in Szene setzt oder von Kameraden hinaufgeschraubt wird. Im Ruhm aber sind die Autoren alle gleich: man liest sie nicht mehr. Hieraus folgt, daß die Unbedeutenden, die durch Schwindel oder Zufall irgend einmal zu Ruhm gelangten, auch immerdar berühmt bleiben. Das ist das Lustige. Aber die echten großen Autoren werden auch nur gepriesen und nicht gelesen. Das ist das Traurige an der Unsterblichkeit.

Knigge war kein Ratgeber für den guten Ton der Snobs, wohl aber ein Erzieher des Herzens. Darum mag man ihn noch heute mit Vergnügen aufsuchen und ein Stündchen in seiner ältlichen, gescheiten und unterhaltenden Gesellschaft verbringen. Mehr Gewinn ist dabei, als bei vielen neuen Büchern, die unser Tag heraufschwemmt. Und wie sagt er selbst, der freundliche Herr von Knigge? „Bei der Menge unnützer Schriften tut man übrigens wohl, ebenso vorsichtig im Umgange mit Büchern als mit Menschen zu sein. Ich bin mit einem kleinen Zirkel alter guter Freunde zufrieden, die ich oft, und immer mit neuem Vergnügen, schriftlich mit mir reden lasse.“

Zu diesen Zeilen muß man sich nun den fünfunddreißi jährigen Kavalier des achtzehnten Säculums hinzudenken, u sie voll zu genießen. Er ist selbst ein solcher alter gute Freund geworden, mit einem kleinen Hauch von Klassizitä und das hätte er sich wohl nicht gerade träumen lassen, al er sein Werk mit bescheidenen Worten der Nachsicht seine „wertesten Leser“ empfahl. Damit soll nicht gesagt sein, da er mit seinen Ratschlägen besonders viel glückliche Wir kungen erzielt haben mag. Wer weiß, ob die Bücher de Weisheit überhaupt eine Wirkung haben? Es ist das Eigentümliche solcher Bücher, daß ihre folgsamen Leser sie nicht brauchen, und den Törichten geht alles zum anderen Ohre wieder hinaus. Eltern, die herzlichsten aller Ratgeber, sprechen was sie ihren Kindern sagen, immer in den Wind, und Herrn v. Knigge sollte man eher glauben? Nein, so ist es nicht, und man hat seine Lehren nie befolgt, es wäre denn, daß man schon vorher seiner Ansicht gewesen wäre. Denn zur Menschenkunst gelangen wir niemals durch die Bücher; wenn wir sie uns aneignen, geschieht es nur im Erleben und auf dem ebensowohl kostspieligeren als auch schmerzlicheren Wege der Erfahrung. Ist diese Bemerkung nicht im Widerspruche mit der früheren, daß Knigge ein Erzieher der Herzen sei? Nein. Er will erziehen, wie andere Lehrmeister es auch wollen; doch mit Worten, mit den schönsten, weisesten, wahrsten allein, gelingt es nicht. Und nur Worte, Worte stehen dem Bücherschreiber zur Verfügung. Wodurch also werden sie dennoch erzogen die Herzen? Durch — es ist ein Reim, vom Lebkuchen geholt, aber in aller Einfalt wahr — durch Schmerzen. Nur durch die Schmerzen, welche die größten Pädagogen des menschlichen Geschlechtes sind. Schätzen und verehren sollen wir freilich auch diejenigen Lehrer, bei denen wir durch unser Verschulden nichts gelernt haben. Diese Ehren gebühren unserem lieben Herrn v. Knigge,

der sich eines Tages hinsetzte, um seinen Zeitgenossen und den Späteren den „esprit de conduite“ zu erklären, was er verdeutscht als die „Kunst des Umgangs mit Menschen.“

Er wäre aber nicht der menschenkundige Mann gewesen, der er war, wenn er nicht im vorhinein bemerkt hätte, daß diese Kunst oft von mittelmäßigen Leuten auch ohne Studium besser erlernt wird, als von begabten. Ohne Studium, ohne Buch, ohne Knigge wird man ebenso klug, das gibt Knigge scherzend und verzichtend zu, und eben darum ist er Knigge. Ach, was gehört alles zu dieser märchenhaften, unerreichbaren und alle Tage nötigst gebrauchten Menschenkunst? Es ist „die Kunst, sich bemerken, geltend, geachtet zu nachen, ohne beneidet zu werden; sich nach den Temperanenten, Einsichten und Neigungen der Menschen zu richten, ohne falsch zu sein; sich ungezwungen in den Ton jeder Gesellschaft stimmen zu können, ohne weder Eigentümlichkeit les Charakters zu verlieren, noch sich zu niedriger Schmeichelei herabzulassen...“ Mehr nicht, Herr v. Knigge? nöchte man ihn beinahe wie einen Lebenden anreden. Ach, vas Sie da verlangen, ist ja kinderleicht. Und wie zwanglos ergeben sich all Ihre übrigen Ratschläge für sämtliche denkbaren Gelegenheiten des gesellschaftlichen Verkehrs aus lieser klaren Grundanschauung.

Nun, es wäre noch komischer, wenn wir den liebensvürdigen alten Herrn jetzt nach so langer Zeit erst ad aburdum führen wollten. Die Menschen gibt es nicht, welche olchen Umgang mit Menschen jemals erlernen könnten. Am llerwenigsten scheint der Baron v. Knigge selbst die von hm gewünschten Fähigkeiten besessen zu haben. Das aber st die wohlversteckte Heiterkeit des berühmten Buches, die n manchen Stellen hervorlugt. Da ist das Lustspiel des Umangs mit Menschen: es lehrt einer diese Kunst, der sie selbst icht innehat. So behauptet er wenigstens, und er muß es

doch wissen. Als er in der Welt verkehrte, verstand er noc nicht mit Menschen umzugehen. Erst später, erst als er sic in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, wußte er, wie er e hätte anfangen sollen. So daß sein esprit de conduite eigent lich viel Ähnlichkeit mit dem esprit de l'escalier hat. Auf de Treppe beim Weggehen sind wir ja alle in der Regel vie gescheiter, als im richtigen Augenblick.

Aber gerade da, wenn er von seinen Torheiten un Ungeschicklichkeiten plaudert, ist er uns am nächsten, de längstverschwundene Herr v. Knigge. Da klingen seine Wort voll und kommen mit wunderlicher Wahrheit wie aus einen erhaltenden Phonographen hervor, fast mit dem Atem de Lebens. Niemand ist ein Weiser, der sich nicht zu seinen Torheiten bekennt. Aber niemand wird auch ein Weiser, de keine Torheiten begeht. Man muß Torheiten begangen haben und sie inniglich bereuen — was die Wiederholung de gleichen Irrtümer bekanntlich nicht ausschließt — um zu den Lehren zu gelangen, die man dann den andern ohne den geringsten Nutzen predigt. Und Reue braucht man auch zu Weisheit, ungemein viel Reue. Daran fehlt es Knigge nicht Er ist ein Reuling.

Nur ein Mann, der viel im Äußersten herumschwankte kann ein solcher Liebhaber des Mittelweges werden, wie Knigge. Es ist ja gewiß auch etwas Philiströses und allzu Gemeinverständliches in seinen praktischen Lebensregeln, aber die Art, wie er dazu kam, war nicht gewöhnlich. Für die damalige Zeit war er ein viel Umhergetriebener. Von Göttingen, wo er studiert hatte, kam er nach Kassel, von da nach dem fernen Weimar. In Hanau lebte er, und dann in Frankfurt, dann in Heidelberg, dann wieder im heimatlichen Hannover, und er starb in Bremen. Für seine Zeit war dies ein unstetes Leben, und wenn er aus dem Machtbereiche des Tyrannen von Hessen in das Gebiet eines anderen klein-

kalibrigen Despoten übersiedelte, kam er sich als ein Gereister vor. Das war ja die Zeit des Reichspostreiters; die Entfernungen sahen anders aus, als wir sie kennen, und es gab vielerlei Ausland im deutschen Reiche. Ist es nicht deliziös, wenn er als Heimgekehrter in Hannover sitzt und von den „fremden Provinzen“ spricht, in denen er gelebt hat? Er meint Weimar und Heidelberg, Hanau und Frankfurt. Es kommt uns einfältig vor. Und doch fand er auf diesen kleinen Reisen manches große Wort, wie dieses: „Um angenehm zu leben, muß man fast immer ein Fremder unter den Leuten bleiben.“ Was sagt er damit? Der beste Umgang mit den Menschen ist — keiner. Auch sonst verrät er nicht viel Vorliebe für die Menschen, und er überschätzt sie nicht, weder im Guten noch im Bösen.

Für unsere Begriffe ist der gute Herr v. Knigge nicht gar weit herumgekommen, wenn er reiste, und doch müssen wir ihn bewundern, wie er die Welt kannte. Ein Menschenkünstler ist er selbst wohl nicht gewesen, ein Menschenkenner war er. Diese Kenntnis parfümiert seine edelmännischen Betrachtungen mit Spott und Melancholie. Und es konnte daher das wichtige Kapitel „über den Umgang mit sich selbst!“ nicht ungeschrieben bleiben. Es nimmt sich zuerst nur witzig aus. Er aber meint etwas Ernstes. Je mehr man herumgekommen ist, in Hanau oder bei den Antipoden, an höchst fürstlichen Höfen oder unter bettelarmem Volk, je länger man die Dinge betrachtet, verglichen und abgeschätzt hat, umso klarer wird diese Überzeugung: daß keine Bekanntschaft merkwürdiger, wichtiger und der Pflege werter ist als die, welche jeder mit sich selbst macht.

Aus keinem Umgange kann man so viel Freude schöpfen, wie aus dem Umgange mit sich selbst — wenn man ein Mensch ist. „Es kommen Augenblicke,“ sagt unser lieber Freiherr, „wo wir uns selbst am nötigsten sind.“ Da

ist es dann gut, wenn man sich selbst etwas zu sagen hat und keinen Ekel vor sich selbst zu empfinden braucht. Die Weisheit Knigges möchte ich in einen Satz zusammenfassen. Er sagt es nirgends, aber meint es überall: Sei anständig und halte die anderen nicht dafür!

(1902.)

M a r t e r l

Auf dem Dorfe liegt der Friedhof mitten im täglichen Leben. Die Toten ziehen eigentlich gar nicht weg. Sie bleiben um die Kirche herum gelagert, wie in einem ewigen Sonntag. Man muß an ihnen oft vorbeigehen, und sie sind einem darum auch viel besser und viel länger im Gedächtnis. Die ländliche Niederlassung hat sogar den Zug, das Leben an die Peripherie zu setzen, und den Tod mit der Kirche in den Mittelpunkt. Die Außenwerke und Gehöfte, wo man lebt und schafft, sind weiter vom Gemeindehause entfernt als der Friedhof. Da ist die letzte Zusammenkunft der Dorfleute, die schöne Allmende der Ewigkeit, die Ruhegenossenschaft, in der man nicht mehr zu schuften braucht. Darum sieht auch der Bauer ein Leben hindurch mit getröstetem Blicke und ohne zu großes Entsetzen nach dem Kirchhofe hin, wo man einmal die Glieder lang wird ausstrecken können zu einem nimmer gestörten Feierabende.

Es gehört mit zur Unfreundlichkeit und Unliebenswürdigkeit der großen Städte, daß sie den unabweislichen Tod weit hinaus in die Bannmeile drängen. Ich weiß wohl, daß es aus Gründen der öffentlichen Gesundheit nicht anders sein kann; es ist aber häßlich, so häßlich, wie viele unserer heutigen Notwendigkeiten, die sich aus dem zusammengepferchten Leben der Massen ergeben. Wenn wir uns die schöneren, freieren Städte der Zukunft ausmalen, mit mehr Luftraum für die Arbeitenden, mehr Gärten für die röter-

wangigen Kinder, so paßt in diesen Traum auch eine nähere Unterbringung der hingeschiedenen Einwohner. Jedes Kirchspiel müßte wieder seinen Rosengarten haben, wie der Friedhof in manchen alten Gräber-Inschriften heißt. Es ist klar, daß die Entwicklung der Verkehrsmittel dahin führen muß. Nicht alle Leute haben fortwährend in der Mitte der Stadt zu tun, es ist also für die einzelne Wirtschaft richtiger, sich weiter draußen anzusiedeln, wo das Leben billiger und das Sterben oder wenigstens das Begraben freundlicher aussieht.

Wenn einer zum Beispiel immer in der inneren Stadt Wien gelebt hat, und vielleicht gern, so wird er nachher nach dem unbekannten Lande Simmering gebracht, von deß Bezirk kein Wanderer wiederkehrt. Aber es geht auch nie ein Wanderer hinaus, mit Ausnahme der großen Gelegenheiten, der Raouts des Todes. Das sind kalte und prunkhafte Feste, keine lieben, gemütlichen Besuche. Auch das Beerdigen mit seiner dummen Einteilung in Klassen kann nicht zum Herzen sprechen. Kein Aufwand ist erbärmlicher und lächerlicher, als der um Leichen herum gemacht wird. Dabei verrät sich die innere Trauerlosigkeit. Und man vergißt im Anblicke solcher Zubereitungen, was das Sterben doch für eine großartige Sache ist. Auch sollten zur Totenfeier nur diejenigen kommen, denen der Verstorbene im Leben Gutes getan hat und die es noch wissen, oder die ihm wohlgewollt haben. Aber dann gäbe es vielleicht keine Leichenbegängnisse mit zahlreicher Beteiligung. O man erweist die letzte Ehre, so genannt, weil dann keine andere Ehrenbezeigung mehr zu folgen braucht. Zumeist sind es reine Anstandsvisiten, Verdauungsbesuche; man wünscht nur, von den Leidtragenden oder, wenn es sich um einen angesehenen Toten handelt, von den Reportern bemerkt zu werden. Es werden Nachrufe gehalten, über die sich jeder

im stillen seinen Teil denkt. Denn so sehr sitzt uns die Lüge im Blute, daß wir auch im Angesichte des Größten keinen echten Ausdruck finden. An einem frischen Grabe sollte man nur weinen und schweigen. Die Schwachen mögen sich in Tränen Luft machen, die Starken werden durch ihr Schweigen das Erhabene grüßen. Und wenn wir uns zu dem Rosengarten im Kirchspiele der Zukunft auch eine edlere Form der Bestattung ersinnen wollen, so wäre es etwa diese. Die nächsten Verwandten und Freunde lassen den Toten in aller Stille beisetzen. Erst nachher machen sie die Anzeige öffentlich. „An dem und dem Tage ist unser Lieber gestorben, an dem und dem Tage haben wir ihn begraben, er ruht im Rosengarten dort und dort.“ Nun kann, wer will, wem es ein Bedürfnis des Herzens und keine gesellschaftliche Verpflichtung ist, hinausgehen, auch sein Kränzlein mitnehmen und im Frieden niederlegen. Dann ist es möglich, daß, besonders in der ersten Zeit, Freunde des Verstorbenen einander an seinem Grabe begegnen, und sie werden von ihm reden, wie es ihnen wahrlich ums Herz ist.

Für den Toten ist ja eine wie die andere Form der Trauer vollkommen gleichgültig, und diese Teilnahmslosigkeit der Hauptperson ist immer wieder das Merkwürdigste in dem Schauspiel. Die Bekümmerten und Tiefbekümmerten, gleichwie die von innigstem, aufrichtigstem Beileid Erfüllten gewahren gar nicht, daß eine stolze Veränderung in dem Entschlafenen vorgegangen ist. Für manche Menschen scheint der gefürchtete letzte Augenblick der höchste ihres Daseins zu werden, denn ihre Maske erlangt eine Reinheit und lächelnde Ruhe, von der ihre gehetzte und kleinliche Seele nie etwas wußte. Völker von einer heiter großen Auffassung des Vergänglichen haben dies wohl geahnt, auch wenn sie sich nicht in abgeklärter philosophischer Weise davon deutliche Rechenschaft gaben. Was ist der Jüngling mit

der umgestürzten Fackel, den die Alten bildeten, für e
lieber Geselle! Der Sorgenlöser, der Befreier, der Beendig
allen Leides. Weinet nicht! Bewundert nur und schweige
In unseren Vorstellungen und Darstellungen vom Tode ab
ist noch die ganze Angst, das Schaudern des Mittelalte
enthalten, doch vielfach ohne den Glauben, der diese d
sterste Zeit sonderbar wohnlich machte. Dadurch ist d
modernen Menschen die Beschäftigung mit dem Unausweic
lichen, Unausbleiblichen etwas Grauenvolles geworden. S
wollen daran nicht denken, wie ein schlechter Zahler de
Verfallstag, den doch so sicheren, zu vergessen sucht. D
gute Zahler aber, ob er es aus Weisheit oder Glaubensstärk
sei, hält zu allen Stunden seine Rechnung klar, wobei e
wiederum wunderbar gleichgültig ist, ob er von der una
fechtbaren Ewigkeit seines folgenden Zustandes nichts od
alles erwartet. Ohne Trost und haltlos und feig sind nu
diejenigen, die noch nicht weise und nicht mehr gläubig sin

Den Gedanken des Todes sollten wir immer mit un
tragen, weil nichts so geeignet ist, uns die Genüsse z
parfümieren und die Schmerzen zu erleichtern; ja selbs
leere, freud- und quallose Tage werden uns bedeutend, wen
wir sie auf das Vergehen hin betrachten. Ich habe das Be
wußtsein, damit nur etwas vollständig Banales oder Allge
meines zu sagen. Jene Mönche des Schweigens machen da
vielleicht ein wenig zu düster, wenn sie nur den Mund öff
nen, um einander zu sagen: Bruder, man muß sterben! Abe
sie sind zweifellos im Wahren. Ich weiß mich an einen de
besten Augenblicke meines Lebens zu erinnern, da mir die
ser Gedanke aufstieg. Ich lag in einem Sommer an der
Meeresküste im Sande. Ein gestrandetes Boot gab Schutz
vor der Sonne, die schon der Wassergrenze zusank. Kein
menschliches Wesen war zu sehen. Es spielte ein kleiner
Wind, und ein Rosenglanz war auf dem Meer, auf dem

Ebbeboden. Man konnte weit hinaus träumen, das Gemüt war ohne jeden bewußten Wunsch. Da fiel mir plötzlich ein, daß dieses Glück wohl dem Tode ähnlich sein könnte. Seitdem habe ich diese persönliche Vorstellung vom Tode, die ich selbst als einfältig erkenne: ein Ausruhen auf rosigem Ebbegrund, unter einem schrägen Boot, und zugleich eine bewußtlose, wunschlose Auflösung im besonnten Grenzenlosen. Ich suche nach einem Ausdruck für diese versöhnte Rückkehr zur Natur. Wie könnte man das nur in Worte fassen? Du bist Erde und sollst zur Erde werden! Und siehe, das ist schon längst gesagt worden. Wir entdecken eine alte Welt.

So habe ich dieses vergnügte und nachdenkliche Todesverhältnis zur Natur späterhin auch bei anderen einfältigen Menschen erkannt, verstanden und gegrüßt. Manche haben das Bedürfnis, es auszusprechen, und sie malen es an ihre Häuser oder schnitzen es auf Schilder im Walde oder graben es in Leichensteine. Das ist der Entstehungsgrund vieler naiven Sprüche, über die man sich auf Landstraßen, Dorfkirchhöfen oder in der Einöd im Vorbeigehen freut, wenn man das Auge dafür hat. Denn die Landleute haben auch ihr Verhältnis zur Ewigkeit, nicht nur wir Städter und studierten Herren; mir scheint sogar, das ihrige ist viel tiefer und herzinniger, weil sie die Natur gleich bei der Hand haben. Ach, Poesie und Weisheit haben sie mehr als unsere gekünstelten Dichtwerke; aus ihren spritzt ordentlich der Saft heraus. Ein solcher ländlicher Denker macht vielleicht in seinem ganzen Leben nur einen Vers, der ist aber dann auch danach, nämlich unbeholfen und inhaltsreich. Man weiß gar nicht, wenn man das Erzeugnis, immer nur durch einen Zufall, zu lesen bekommt, was einem stärker ans Herz greift: die schwere Hand des Poeten oder die Erlebnisfülle des Gedichtes. Ich weiß noch manchen Spruch auswendig,

den ich so im Wandern vor Jahren mitgenommen habe. Das Dorf kann meinem Gedächtnis entschwunden sein, den Spruch, der dort gewachsen ist, habe ich behalten. So bin ich einmal aus dem Engadin gekommen und von Finstermünz nach Landeck gefahren. Unterwegs hatten wir Aufenthalt in einer Ortschaft, wo die Pferde getränkt wurden. Da konnte ich auf der Stirnmauer eines Hauses diese wunderschönen Worte lesen:

Wir bauen Häuser hoh und fest,
Darin wir sind nur fremde Gäst.
Dort, wo wir werden ewig sein,
Dort bauen wir nur wenig ein.

Leuten, in deren Gedärm sich alles, auch das Gute, in Spott verwandelt, mag dieser Vers gar nicht gefallen. Mich rührt aber seine Schlichtheit immer wieder, seine Nachdenklichkeit und der Selbstvorwurf bei einer so unschuldigen und gerechten Sache, wie es ein Hausbau ist. Vielleicht ist das Verslein anderswo gebaut worden als das Haus, etwa im siebzehnten Jahrhundert von einem der geistlichen Poeten; danach schmeckt es. Woher die Sprüche stammen, die unsern Sinn erfreuen, ist am Ende gleichgültig wie die Urheberschaft eines richtigen Liedes. Aber die treuherzigen und doch gescheiten Grab- und Haussprüche sind selten. Man findet sie nicht alle Tage unterwegs.

Da habe ich in dieser herbstlichen Zeit, wo die Natur wieder einmal ins Sterben geht, zufällig eine Sammlung solcher Inschriften in die Hand bekommen. Ich weiß nicht, wann diese beiden Heftchen erschienen sind. Können auch schon ein paar Jahre alt sein, ihrem Werte verschlägt das nichts. Was man vom Tode sagt, gilt jeden Tag. Und beim Lesen war mir, als hätte ich den Weg in ein besonders reiches Dorf gefunden, so viel herzliche und törichte Inschriften fand ich da. Die Sammlung heißt „Marterl“, Votivtafeln, Grabschriften, Feldkreuze, Leichenbretter, Haus-

sprüche, Armeseelenbilder in Tirol, Vorarlberg, im Bayerischen Wald usw., gesammelt „von mehreren Touristen“. Auf dem Titelblatt ist ein Marterl abgebildet, auf einer Stange eines jener schmal überdachten Schilder, die wir in unseren Bergen so öft an Unglücksplätzen zu sehen bekommen. Auf dem Marterl ist, so gut der ländliche Maler eben konnte, der anregende Unfall dargestellt, und darunter findet sich der Spruch. Hier sieht man in einer Gebirgslandschaft, hart am Abgrunde, einen wütenden Stier, der mit seinen Hörnern einen begreiflicherweise zu Tode erschrockenen Bauer aufspießt. Die Inschrift aber lautet:

Durch einen Ochsenstoß
Kam ich in des Himmels Schoß,
Mußte ich auch gleich erblassen
Und Weib und Kind verlassen,
Kam ich doch zur ewigen Ruh'
Durch dich, du Rindvieh du.

Man sieht schon aus dieser Probe, daß es den mehreren Touristen eher um die derben und komischen Marterln zu tun war, als um die sinnigen und innigen; doch gibt es auch von solchen genug. Manchmal wird man freilich stutzig, wenn man ein bekanntes Epigramm als wirkliche Grabschrift angeführt findet, wie dieses auf einen Schriftsteller gemünzte:

Hier liegt ein guter Mann,
Kaum gütiger zu denken;
Er stahl sich selbst den Schlaf,
Um andern ihn zu schenken.

Oder wenn der bejahrte Beckmann-Scherz als „Inschrift auf einem Grabstein im alten Wiener Friedhof“ zitiert wird:

Wanderer, zieh' deine Mütze,
Es liegt ein Komiker und schlechter Schütze
In diesem feuchten Loch.
Die Witze, die er sagte,
Die Hasen, die er jagte,
Die leben alle noch.

Aber die meisten der wiedergegebenen Inschriften haben doch den Geruch der Echtheit, und die ungenannten Wandersammler müßten große Künstler gewesen sein, wenn sie diesen Naturton als Fälscher getroffen hätten. Ein Beispiel die Inschrift im Schongau auf dem Grabe des Kanoniers Sebastian Burker:

Ein braver Soldat ist er gewesen,
Bei siebthalb Schuach hat er gemessen,
Er zog für König und Vaterland
Hinein mit ins Franzosenland.
Da haben die feindlichen Granaten
Zerrissen ihm Schienbein und die Waden.
Einen Fuß, den mußt' er in Frankreich lassen
Und hier dann ganz zu Tod erblassen.
O heiligste Dreifaltigkeit,
Mach' ihm den Himmelsweg nicht weit,
Mit einem Fuß an seiner Krücken
Kann er die Straß' nur langsam hinken.

Ein bißchen verdächtiger nimmt sich das Marterl aus dem Stubaital aus, das mit dem Bilde eines verunglückten Fuhrmannes geschmückt sein soll:

Der Weg in die Ewigkeit
Ist doch gar nicht weit.
Um 7 Uhr fuhr er fort,
Um 8 Uhr war er dort.

Oder wenn die Sammler auf dem Brenner diese Grabschrift gefunden haben wollen, die ein Mann seiner Frau widmete:

Tränen können dich nicht mehr zum Leben zurückrufen, darum weine ich.

Glaublicher klingt die Inschrift auf einem Bilde in der Ortschaft Patsch:

O Maria voller Gnaden,
Bewahre das Vieh und uns vor Schaden.

Das Vieh hat so viel Wert, es kommt natürlich zuerst. Mit Interesse liest man auch, wie ein Mann in Ingolstadt, nach der Inschrift seines Hauses zu urteilen, vom lieben Gott zum heiligen Florian überging:

> Dieses Haus stand in Gottes Hand,
> Nun ist es abgebrannt,
> Ich hab' es wieder aufgebaut,
> Dem heil'gen Florian anvertraut.

Auf der Herreninsel trägt ein Grabstein die Worte:

Hier ruht in Gott F. K., 26 Jahre lebte er als Mensch und 37 Jahre als Ehemann.

Wie schön aber und wahr ist die Inschrift auf einem Kindergrabe in Sterzing:

> Ein Engel flog gen Himmel,
> Die Hülle blieb zurück.
> Und nichts ist hier verstorben,
> Als zweier Eltern Glück

Oder diese andere:

> Hier in diesem Rosengarten
> Muß ich auf Vater und Mutter warten.
> Bin noch jung und klein
> Und muß gestorben sein.

Da möchte man gleich ein bißchen mitweinen. Und der Rosengarten ist überall. Manche andere Inschrift erzählt von seinem immerwährenden Blühen. Auch die vom Kirchhofe in Ötz:

> Im Rosengarten
> Will ich auf meine Eltern warten,
> Für sie betten alle Zeit,
> Wie der Kinder Schuldigkeit.

Betten mit zwei t, aber die es richtig schreiben können, haben diese Andacht nicht. Man hört die Färbung des e, man sieht die armen Eltern, die sich damit trösten, daß ihr Kind im Rosengarten auf sie wartet und inzwischen seine Schuldigkeit tut.

Aber die Inschrift der Inschriften ist in Axams auf einem Kindergrabe zu lesen:

In diesem kleinen Gräbelein
Da liegt mein kleines Hänselein.

Das hat gewiß sie selbst, die Mutter, schluchzend dem Steinmetz vorgesagt. Denn so schön dichtet nur ein Mutterherz.

(1900.)

Stadt und Land

Wie es dem Max Halbe erging, das ist ein kurioses Stück Schicksal. Er hatte einen großen Erfolg, an dem er lange und recht schwer leiden mußte. „Jugend“ hieß das Werk, und er nannte es mit rührender Einfalt „ein Liebesdrama“, als ob irgend jemand auf den Gedanken hätte kommen können, es gehöre zu einer anderen Art von Dramen. Es war aber auch wirklich ein Liebesdrama, war wie die herzbrechenden Geschichten, die man jeden Tag in der Kleinen Chronik lesen kann, und ein Hauch duftete darin, wie vom Fliederbusch im Mai. Treuherzig, wie Mütter und Poeten, hatte er sein Kind zur Welt gebracht, und es war so schön, daß es allen Leuten wohl gefiel. Dann aber kam die schlechte Zeit. Stück um Stück mißlang. Oder hatte er nur kein Syndikat, welches an seiner Gründung beteiligt gewesen wäre, so daß es schandenhalber für den weiteren Kurs sorgen mußte? Hingegen waren ihm die Neider beschieden. Die stehen um jeden herum, der etwas kann; sie sind innerlich ganz gelb und grün vor Mißgefühlen und möchten ihm das weitere Schaffen verekeln. Dazu genügt oft schon der Anblick ihrer wurmigen Seelen. Man findet nirgends wütendere Feinde der Literatur, als unter den Literaten.

Aber es gibt ein gutes Allheilmittel gegen sie, und das ist die Einsamkeit. Die frühlingsfeuchte, aufgebrochene Scholle braut gesunde Gerüche, Keime schwellen wieder, und in den Vogelkehlen wird es laut, weil das Lied ohne Ende, ohne Ende ist. Da regt es sich auch im Dichter von neuem:

Euch grüß' ich, bunte Felder, blaue Weiten,
Euch dunkle Wälder fern am Horizont,
Fremd seid ihr mir seit Knabendämmerzeiten,
Und gabt mir alles doch, was ich gekonnt.

So steht es auf dem Widmungsblatte von Halbes Schauspiel „Haus Rosenhagen". Die Verse sind mäßig, aber das Stück ist stark. Seit der „Jugend" ist es ihm zum erstenmale wieder gelungen. Denn das war ja sein eigentümlich trauriges Geschick: er konnte sich selbst nicht mehr erreichen. So daß man sein frühes Meisterwerk mit getröstetem Hohn, etwa wie eine jugendliche Verirrung ins Geniale, behandelte. Nach dem „Haus Rosenhagen" wird man nicht mehr zweifeln können, daß Max Halbe ein Dichter von Geblüt ist.

Will man es von vorneherein mit einem Schlagwort ausstatten, so wäre es wohl ein agrarisches Drama zu nennen. Bei aller Einfachheit ist es ein sehr modernes Stück. Es ist aber eine so tiefe und sozusagen unbewußte Dichtung, daß Bezeichnungen, die uns als die Täglichkeiten der politischen Sprache geläufig sind, in dem Werke gar nicht auftauchen. Da steht ein Lebenskreis, der sich selbst nicht sieht, wie wir ihn sehen. Denn wir sind außen und fern. Hier ist nicht die Frage, ob wir die Ansichten dieser Menschen teilen, sondern ob es Menschen sind und ob sie auf ihrem Standpunkte recht haben, ob sie so fühlen können, so denken dürfen, so handeln müssen. Dies alles ist zu bejahen. Damit ist auch die Wirkung des vollen Lebens erklärt, die das Schauspiel schon im Buche macht und wohl noch stärker bei der Aufführung haben mag.

Der Kreis der Agrarier. Es ist von ihnen in den Städten viel die Rede, nicht gerade mit Neigung, und das ist auch erklärlich. Denn keinen größeren Gegensatz gibt es im Staate, als den zwischen Landmenschen und Stadtmenschen, und

wir hassen gerne dasjenige, was wir nicht verstehen. In diesem gegenseitigen Verhältnisse trägt der Widerwille der Städter mehr die Farbe des Hasses und jener der Ländler mehr die Abschattung des Verachtens. Das ist geschichtlich zu begreifen. Die Schwachen oder Geschwächten— die hassen ja am besten — mußten immer in die Stadt ziehen, seit es Städte gibt. Ja, die starken Städte sind aus der Schwäche der Menschen entstanden, als es mit der Sicherheit von Hof und Weg im Lande noch übel bestellt war. Um sich draußen in der Freiheit als Bauer und Herr zu halten, mußte einer Trotz und harte Knochen und daneben ein erkleckliches Glück haben. Da haben sich in einer hartnäckigen Auslese die Verteidiger des Bodens gebildet, im Geistigen nur so hoch, als es für den Zweck erforderlich war, aber kräftige und reine Rassen. Für die Schwächlinge und Mischlinge der Stadtburgen mußten sie Geringschätzung, wenn nicht Mitleid empfinden. Der Fluß der Menschen vom Land in die Stadt rinnt erkennbar durch die Zeiten, und er führt zu den monströsen Ablagerungen von Intelligenz und Elend, Solidarität und Haß, die wir als große Städte kennen. Die Bewegung setzt sich noch in jedem Bauer fort, der vom Hofe geworfen und Knecht wird, so daß er oder seine erblosen Kinder den Lohn der Städte und Fabriken aufsuchen müssen. Aber die Bedingungen in Staat und Wirtschaft sind mit der Zeit anders geworden. In der Sicherheit besteht nicht mehr jener alte Unterschied zwischen Land und Stadt. Vor Bären, Wölfen, Feinden und Rittern braucht sich der Landmensch fast ebensowenig zu ängstigen, wie der Stadtmensch. So sind jenem nur die Freiheiten geblieben. Die umgebende Arbeit und die allgemeinen Erfindungen und Unternehmungen lassen den Wert des Bodens täglich anwachsen, auch und besonders für diejenigen, die nie gearbeitet, nichts erfunden und nichts unternommen haben. Der Erbe beerbt auch die

Erblosen. An dem jedoch, was in den Städten Geisteskultur und Lebensgenuß ist, kann er, dank den neuen Verkehrsmitteln, so reichlich Anteil haben, als ihm beliebt. Wenn es also in diesen Zeiten Glückliche und Bevorrechtete gibt, sind es die Agrarier, und zwar ohne Unterschied der Herkunft. Der Stammbaum ist eine alte Guitarre, von vernünftigen Adeligen lange nicht so überschätzt, wie von reichen Emporkömmlingen. Der Bodenbesitz, das ist die Frage, immer noch, nein, mehr als je. Wenn der Gegenstand der Parteiung die öffentliche Reife verrät, so werden wir dasjenige Volk als das vorderste erkennen, in dem um wirkliche, um tiefe Interessen gestritten wird. Der Kampf gegen die Agrarier, der sich in Deutschland abzuzeichnen beginnt, könnte wohl einer der großartigsten in der Geschichte werden und manche Seltsamkeiten ergeben, wie etwa die Verbündung von unternehmendem Kapital und Arbeit. Der Kampf verspricht großartig zu werden, weil er nicht nur um prachtvolle Vergangenheit, sondern auch um Gegenwart und Zukunft geht, um Wirtschaftliches und Geistiges. Und er muß kommen, überall, erbarmungslos, weil die Entwicklung von Stadt und Land — wie wir der Einfachheit wegen die Gegensätze weiter benennen wollen — dazu drängt. Hüben und drüben haben sie furchtbare Kriegsmittel aufgefahren: die Maschinen. Die ländlichen Maschinen werfen den entwurzelten Bauer in die Stadt, und die Fabriksmaschinen werfen den wurzellosen Proletarier wieder hinaus — wohin? Aber der Staat braucht Menschen, und darum, nicht aus Sentimentalität, wird er für die Umhergeschleuderten wieder Platz schaffen müssen; natürlich dort, wo Platz ist. Diese Entwicklung ist so selbstverständlich, wie nur möglich; für die reine Logik ist es gleichgültig, wie lange das dauern wird. Die Rebe der Bodenreform ist ein amerikanisches Gewächs, aber vielleicht wird man auf deutscher Erde den ersten Wein aus ihren

langsam reifenden Trauben keltern. Nirgends in der Welt stehen Stadt und Land in so schwellender und bewußter Kraft einander gegenüber wie im neuen Reiche. Darum wird es da auch ein Schauspiel für die unsterblichen Götter geben.

Das Schauspiel des Max Halbe, das zu solchen Betrachtungen querfeldein verlockt hat, ist freilich nur eines für Menschen. Es spielt in einem Kreise von Agrariern, auf dem Gute Hohenau, und dieses wird irgendwo in Pommern oder Westpreußen liegen. Christian Rosenhagen, der Gutsbesitzer, ist schwer krank. Wir erfahren das aus dem Eingangsgespräche, das der Pastor Siebert mit dem Gutsinspektor Rathke und Martha Reimann, der Nichte des Herrn Rosenhagen, führt. Christian Rosenhagen ist nämlich vom Schlage gerührt worden, eben als er sich im grimmigsten Gedanken seines Lebens aufregte. Die Rosenhagens, herrenmäßige Bauern, sind ein landgieriges Geschlecht. Christian, der Vorletzte, der jetzt auf den Tod liegt, hat das Ziel der Familie beinahe erreicht. Hohenau wollten sie haben, das ganze Dorf. Der Inspektor Rathke vergleicht diese Eroberung mit einer richtigen Kriegstat: wie wenn eine Kompagnie Landwehr ein französisches Dorf stürmt.

Rathke (überlegen): Sehen Sie, Herr Prediger, der Feind, mit dem wir es zu tun gehabt haben, unser Herr und ich, das sind die anderen Besitzer gewesen, die's noch von Anno dazumal hier im Dorf gegeben hat. Die haben wir alle mit Gottes und Deiwels Hilfe so langsam 'rausgebissen und 'rausgeschmissen, den einen so, den andern so, wie sich's gerade gemacht hat, aber gegangen sind sie alle! (Er hält einen Augenblick inne, streicht sich den Bart.) Alle! Bis auf einen. Sie wissen schon, bis auf den da von der andern Seit' Mühlgraben . . .“

Dieser eine, den sie nicht haben unterkriegen können, ist der Besitzer Thomas Voß, der Nachbar, dem das Wie-

senland jenseits vom Mühlgraben gehört. Und weil er es nicht hat, nicht haben kann, ist Christian Rosenhagen just auf dieses Stück Wiesenland versessen. Das sitzt ihm wie ein Pfahl im Fleische. Ganz Hohenau ist ihm verleidet, da er Vossens Wiesenland nicht kriegt. Voß will es nicht hergeben, erstens weil er mit Rosenhagen in alter nachbarlicher Feindschaft lebt, und dann auch, weil er ohne die Wiesen da drüben gar nicht wirtschaften könnte. Nun behauptete Christian Rosenhagen in einem Gespräche mit seinem Inspektor, das Wiesenland gehöre von Rechts wegen gar nicht dem Thomas Voß, es gehöre dem Dorf — und da nun das Dorf ihm, Christian Rosenhagen, gehöre, so gehöre ihm auch das Wiesenland. Vossens hätten es nur in der Franzosenzeit an sich gerissen, in der allgemeinen Verwirrung. Als aber der Napoleon wieder weg war und die entflohenen Dorfleute heimkehrten, da behielt Hans Voß einfach die allgemeine Wiese für sich. Aber Recht müsse doch Recht bleiben! hatte Christian Rosenhagen in höchster Wut geschrien, und die Wiese gehöre zum Dorf, und den da drüben wolle er tot machen — und in diesem Augenblicke war er umgesunken.

Der Pfarrer will ein Friedenswerk vollbringen. Den Thomas Voß hat er bewogen, herüberzukommen, daß er sich mit dem Sterbenden aussöhne. Der Tod ist die einzige, aber auch gründliche Versöhnung der Leute, die um den Boden gestritten haben. Dann hat keiner von ihnen den Boden, er hat sie. Dem Pastor kann es Voß nicht abschlagen, aber mit freundlichen Gedanken tritt er nicht ins Haus. Er spricht abweisend mit der greisen Mutter des Christian, an der er dreißig oder vierzig Jahre lang als Todfeind vorübergegangen ist. An den Rosenhagens lag es nicht, wenn nicht auch er ein Herumtreiber werden, nach Amerika auswandern oder sich aufhängen mußte, wie die anderen Besitzer vom Dorf.

Während aber Thomas Voß beim Kranken ist, redet Karl Egon Rosenhagen, der Sohn, der kommende Herr, mit einem Manne namens Wegner über das begehrte Wiesenland. Wegner war ehemals der Besitzer dieses Hauses und lebt jetzt ärmlich und erbärmlich in Danzig. Er hat in einem vergessenen Archiv die Beweise aufgestöbert, daß das Wiesenland zum Dorf gehörte. Er bietet die Beweise an, weil es ihn ärgert, daß Voß von allen Besitzern der einzige ist, der sich gegen Rosenhagen in Hohenau halten konnte. Karl Egon lehnt die Hilfe ab; Voß vertrage sich ja jetzt mit dem Vater. Das schnöde Mittel, zu dem Christian Rosenhagen unbedenklich gegriffen hätte, gefällt dem Sohne nicht. Die Landfreude ist wohl auch im letzten Rosenhagen lebendig, aber mehr in einer gesättigten Form; er will nur noch bewahren, verteidigen, nicht mehr angreifen. Christian Rosenhagen, der Sterbende, hat nun eine Auseinandersetzung mit dem Sohne, gleichwie ein König mit seinem Erben. Christian täuscht sich über die Aussöhnung mit Voß nicht: Voß werde das Wiesenland doch nicht hergeben.

Kurz und gut, der Sohn muß ihm versprechen, das Erbe auch tätig fortzusetzen, sonst kann er nicht ruhig sterben gehen. Er mißtraut der weicheren Art seines Sohnes, die der wohl von der Mutter her hat. Karl Egon ist kein solcher Erwerber, wie die Rosenhagens bisher waren. Darum läßt er den Jungen schwören, daß er Voß mit dem Wiesenlande „totmachen", daß er auf dem Boden stehen und fallen werde. Und er droht ihm, die Hand aus dem Grabe zu strecken und ihn zu holen, wenn Karl Egon nicht Wort hielte.

Nun ist Christian Rosenhagen seit ein paar Monaten tot. Viel Trauer gibt es im Hause nicht, denn das ist ein hartes Geschlecht. Sogar Christians Mutter trägt es leicht, wie ihre neunzig Jahre, und macht ihre Späßchen. Nur Martha Reimann, die Nichte, geht mit verweinten Augen um-

her, aber das hat auch einen anderen Grund. Karls Herzallerliebste ist gekommen, und das ist die weltlustige elegante Hermine Diesterkamp. Bald wird es Hochzeit geben, und das bricht Marthen das Herz. In ihrem Gram und Groll erzählt sie Thomas Voß, was man mit seinem Wiesenland vorhat. Denn Voß ist endlich mürbe geworden, und seit sein Feind in der Erde liegt, hat er sich mit dem Erben aufs Verhandeln eingelassen. Für einen Haufen Bargeld würde er es nun hergeben, da er niemanden hat, der nach ihm die Wirtschaft übernehmen würde. Aber Martha reizt ihn auf; sie sagt ihm, Karl Egon wolle gleich nach dem Kaufe Vossens Hof niederreißen und auf dem Wiesenland ein Schloß für sich und seine Gemahlin Hermine errichten. Der Hof soll dem Erdboden gleichgemacht werden, der alte Hof? Nein, das wird sich Voß nicht gefallen lassen. Der Hof, das Wiesenland sind nicht mehr zu verkaufen.

Indessen ist das mit Hermine Diesterkamp noch keine ausgemachte Sache. Sie hat Karl gern; möchte auch die Seine werden, aber sie mag nicht hierbleiben, nicht um ein Schloß, nicht einmal um das Wiesenland. Sie langweilt sich hier, sie haßt das Landleben, sie ist — sie ist die Stadt. Sie will mit freien Geistern verkehren, mit Künstlern, Kulturmenschen, jetzt in Italien und jetzt in Paris, überall, nur nicht hier. Hermine Diesterkamp ist psychologisch ein bißchen fremdartig ausstaffiert, sieht aus wie die leise exaltierten Weiber, die von der nordischen Literatur auf die Bühne gebracht worden sind. Aber dieser Aufputz mit seltsamen und unbestimmten Redensarten — „das Leben dort draußen hinter den Wäldern“ und dergleichen — ist doch nur Kostüm. Es ist das Kostüm, das um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts die interessanten Weiblichkeiten im Drama tragen müssen. Es macht sich ganz hübsch, wenn die Augen an solche Mode gewöhnt sind, hat aber nichts Besonderes zu bedeuten. Zu-

gleich wird man noch an eine ältere Mode des Interessanten erinnert, wenn man erfährt, Hermine sei die Tochter einer Kunstreiterin. Das ist wohl Marlitt, bester Jahrgang.

Hermine Diesterkamp zeigt also keine rechte Lust, in Hohenau zu hausen. Sie will wie die eleganten Zigeuner leben, immer anderswo, ubi bene, was also das gerade Gegenteil des Landideals ist. Nur einen Augenblick scheint sie sich, von heißen Liebesworten überwältigt, fügen zu wollen. In dem Schlosse auf dem Wiesenlande wäre sie Königin, und die Frauen sind ja gern Königinnen. Da muß ihr Liebhaber denn alles aufbieten, um das Wiesenland von Voß auch wirklich zu kriegen. Jetzt entschließt er sich auch, den Nachweis aus der napoleonischen Zeit gegen Thomas Voß zu benützen. Aber bis die Urkunden da sind, überlegt sie sich es noch einmal. Sie fordert von Karl Egon, der eigentlich um ihretwillen dem Nachbar das ersessene Land mit Gewalt entreißt, er solle alles im Stiche lassen und mit ihr fortziehen. Er kann nicht, er muß auf der Scholle bleiben, zu der er sich freilich im Innern weniger hingezogen fühlt, als zu Hermine und zum freien Leben draußen „hinter den Wäldern". Doch als ein Rosenhagen gibt er der Dame seines Herzens den Abschied, weil er seinem Vater in der letzten Stunde geschworen hat, hier zu stehen und zu fallen. Es ist Nacht und Mondschein. Voß schleicht draußen im Garten beim Mühlgraben mit einem Gewehr. Karl Egon ruft ihn hart an, und Voß schießt. Der letzte Rosenhagen bricht zu Tode getroffen nieder.

Die Liebe, das sieht man, ist nur Nebensache und Hilfsmittel in diesem hahnebüchenen Drama, das man wohl das Trauerspiel des Bodens nennen kann. Die Rechthaberei dieser Männer ist voll von altem Unrecht. Ein ganzes Dorf wird von den Rosenhagens ausgerottet, und dann bestreiten sie dem Voß die Redlichkeit seines Besitzes, als ob ein unter-

gegangenes Dorf noch eine Dorfwiese haben könnte. Den Bauern hat die Gemeindewiese gehört, und die Bauern sind nicht mehr da. Ein anderer hätte das Drama der Scholle vielleicht bei den Vertriebenen gesucht. Der zum Beispiel, von dem Halbe viel und gut gelernt, dem er „hinter den Wäldern" auch einiges abgeguckt hat. Der Zauberer aus Nordland, Herr Ibsen, hätte wohl eine hier verschwindende Hintergrundgestalt, den verkommenen Wegner, mehr ins Licht gerückt. Wegner ist ein Vertriebener mit sonderbarem Haß; er haßt nicht Rosenhagen, seinen Vorgänger, sondern Voß, den letzten, der sich hält. Und das ist wahr, wie das Leben selbst. Es kommt für den Gesunkenen eine Zeit, in der die Macht und Größe seines Überwinders ihm zum Troste wird; aber eine Demütigung ist es, daß einstige Genossen noch aufrecht stehen. Nach der äußeren Verlumpung die innerliche, und diese hilft jene tragen.

(1901.)

M o w g l i

Wer das Dschungelbuch noch nicht gelesen hat, dem kann man keinen freundlicheren Rat geben, als daß er es lese. Eine ganz besondere Wonne erwartet ihn. Ist er ein erwachsener Mensch, so wird er auf einmal und so lange der Traum des Buches dauert, wieder ganz jung sein und die schönen Zeiten von neuem leben, in denen er mit Gulliver reiste oder mit Robinson Krusoe auf die Insel verschlagen wurde. Ist aber der Leser ein Kind, so steht vor ihm ein holdes Erlebnis, das er niemals vergessen wird und in der Zukunft wird es ihm immer rosig umwölkt in seiner Erinnerung bleiben, wie alle die guten Freunde, die uns keine Enttäuschung bereiten: Die Bücher unserer Jugend. Das Dschungelbuch! Wenn man es kennt und nur den Namen ausspricht oder hört, muß man schon lächeln, weil es durch und durch voll von Liebenswürdigkeit ist, wie zum Beispiel kleine Kinder oder wilde Tiere in der Freiheit.

Was, wilde Tiere? Sind die etwa auch liebenswürdig? Jawohl. Das steht ja eben im Dschungelbuche des Rudyard Kipling. Von Wölfen, Schlangen, Bären, Panthern, Affen, Tigern, großen Elefanten und kleinen Vögeln, von allem, was da kreucht und fleucht, ist es wundersam bevölkert, nicht anders denn das Paradies selber, an das es fort und fort gemahnt. Und mitten in der lieblichen Wildnis steht ein unschuldiges Menschen-Junges, stark durch seine Unschuld und

ohne alle Tücke, weil es nicht mit Menschen zu verkehren gewohnt ist. Wölfe sind seine Brüder, ein Bär sein treuer Lehrer, ein Panther sein Busenfreund und die Riesenschlange sein Jagdgenosse. Das klingt unwahrscheinlich, aber es ist buchstäblich wahr und niemand, der das Dschungelbuch gelesen hat, kann daran auch nur eine Minute zweifeln.

Vielleicht wird einer oder der andere die Nase über solche Begeisterung rümpfen und mit nicht allzu kostbarer Gelehrsamkeit an die Tierfabel und den Tierroman erinnern. Das wäre Torheit. Das Dschungelbuch ist etwas ganz Neues, was noch nicht da war, aber bleiben wird. Vermutlich ist es eines der Kunstwerke von der ewigen Art. Es wird in fünfhundert Jahren ebenso fesselnd sein wie heute. Die vorübergehenden Geschlechter werden es einander mit einem dankbaren Lächeln weiter reichen, wie sie den Gulliver, den Robinson weitergeben. Nichts kann dem Dschungelbuche schaden, nicht der Verlauf der Zeit, nicht die Absprecher, auch nicht die Nachahmer, wenn es welche finden wird. Uns aber überkommt eine eigentümliche Ehrfurcht bei dem Gedanken, daß in diesen Jahren unseres eigenen Lebens, da wir schlecht und recht unser Dasein verbrachten, unseren Körper abnützten, die Zeit langsam totschlugen, Eintagsfliegenträume träumten, alberne Moden der Kunst vorüberkommen sahen und mit hohlen Paukenschlägen neue Richtungen ankündigen hörten — daß in diesen Jahren unseres eigenen Lebens jemand ganz einfach etwas für die Ewigkeit machte. Er hatte davon wahrscheinlich selbst keine Ahnung. Es war in ihm, es kam heraus. Da ist es und wird nicht mehr vergehen. Nach uns mögen die feinsten Kulturen erscheinen, wie ich glaube, oder niedere Barbaren die jetzige Gesittung von den Hufen ihrer Pferde zertreten lassen; man kann sich nicht vorstellen, daß ein solches Buch den Menschen je wieder verloren ginge. Moden und ihr Wechsel kön-

nen ihm auch nichts anhaben, weil es ganz nackt ist wie kleine Kinder und wie Tiere der Wildnis.

Wer aber sagt uns, ob wir das Buch, das uns so wohl gefallen hat, nicht in der ersten Dankbarkeit überschätzen? Eine sehr einfache Beobachtung. Es ist ein Buch für alt und jung. Kindern kann man es in die Hand geben, und auch bejahrten Leuten, Männern und Frauen. Es ist voll von Unschuld und Klugheit. Man könnte es am Lagerfeuer eines ziehenden Negerstammes und im Salon eines Palästchens am Hydepark, Westend, vorlesen. Überall, wo Menschen sind, muß es Teilnahme erregen. Die Behauptung ist ja nicht leichtfertig, denn in der englischen Welt, im ganzen weiten Größer-Britannien ist das Jungle Book schon sehr berühmt. Aber es ist kein Grund darin enthalten, warum es nur englischen Leuten behagen sollte; es ist kein Chauvinismus oder Jingoismus zu Gunsten einer Nation darin, auch nichts, was dem spezifischen Geschmack dieses Landes oder der jetzigen Zeit besonders diente. In dem Buche ist alles unerwartet, aber nichts ist unverständlich, denn es ist ganz und gar Märchen, doch zugleich auch vollkommene Wahrheit. Es stammt übrigens aus Asien, wo bekanntlich die größten Märchen und Wahrheiten für die Menschheit gewachsen sind.

Von den Geschichten des Dschungelbuches kannte ich eine schon früher, nämlich die von der weißen Robbe und die ist zwar herrlich, doch keine rechte Dschungelbegebenheit. „Die weiße Robbe“ spielt im Meere. Die Dschungeln aber sind, wie man weiß, die fieberigen Urbüsche Indiens. In den Dschungeln leben die gefährlichsten, giftigsten Tiere, schreckliche Schlangen, grauenhafte Tiger. Wenn Menschen dahin kommen, geschieht es nur um einer grimmigen Jagd willen. Da reiten sie auf hohen Elefanten in das Dickicht, um aus ihren Donnerbüchsen den Tod umherzusenden. Wem wäre

es eingefallen, in dieser Gegend das verlorene Paradies zu suchen? Ein Dichter mit kindlichen Augen mußte kommen, und er fand es.

Das Dschungelbuch ist schon so bekannt, wenn auch nicht bei uns, daß diese Schilderung von Leseindrücken wahrhaftig nicht den Anspruch macht, eine Entdeckung zu sein. Es wurde schon darüber geschrieben, es wird noch viel darüber geschrieben, weil der Weg eines Buches in die Zukunft gepflastert ist mit Aufsätzen. Die Kapitel des Dschungelbuches sind durchaus nicht von gleichem Wert, auch ist nicht alles daran zu bewundern. Die sinnreichste Geschichte, die von der weißen Robbe, gehört von Rechts wegen, oder wie es oft schalkhaft heißt: Nach den Gesetzen des Dschungels, nicht einmal unter die anderen, obwohl man sie wahrlich nicht missen möchte. Ferner ist gegen unseren Wunsch nicht immer von dem Menschen-Jungen Mowgli die Rede. Es scheint uns unbegreiflich, daß der Dichter nicht das ganze Werk mit den Schicksalen Mowglis ausfüllte, nachdem er einmal begonnen hatte, von ihm zu erzählen. Aber daran ist vermutlich das lockere Entstehen dieser urwüchsigen Dichtung schuld. Rudyard Kipling, derzeit wohl der beste Meister der kurzen Geschichte in der ganzen Welt, schreibt und publiziert ein Stückchen — wir würden sagen ein Feuilleton — nach dem andern. Dann greifen diese verschiedenen Gewächse ineinander und werden ein struppiges Buch. So ist wohl das erste Jungle Book entstanden. Es war noch ein Gestrüpp, aber die Fährte darin leitete zu Mowgli. Schon sind andere Geschichten aus dem Dschungel nachgefolgt und wir haben mehr von Mowgli erfahren. Man sieht ordentlich, wie das Werk auf eine naive unwillkürliche Art entstanden ist. Eines Tages fand Kipling seinen Mowgli in den Dschungeln der Dichtung und da Mowgli den Menschen ebenso gefiel wie den Tieren, mußten immer mehr kurze Geschichten von ihm er-

zählt werden, bis aus den Geschichten eine dauernde Geschichte ward.

Wer ist Mowgli? In seiner Höhle in den Dschungeln sitzt eines schönen warmen Abends Vater Wolf mit seinem Weibe und den vier jungen Wölflein. Die Stimmung ist behaglich, der alte Wolf knurrt patriarchalisch, die Wölfin säugt ihre Jungen — da erscheint vor der Öffnung der Höhle ein Tier, das die Dschungelwölfe kaum dem Namen nach kennen. Es hat kein Vließ auf dem Leibe, sondern nur eine glatte braune Haut, es hat nur zwei Füße, auf denen es geht, aber dazu zwei Hände und ein rundes Gesicht mit großen, munteren, furchtlosen Augen. Ein Menschen-Junges ist es, ein Kind von Holzfällern, welche von ihrem Feuer weg entflohen, als Shere Kahn, der Tiger, sie überfiel. Das Menschen-Junge ist, ohne sich zu fürchten, in die Büsche hinein und so weiter gelaufen, bis es an die Wolfshöhle geriet. Und dieses kleine Kind, das eben erst gehen gelernt hat und die Sprache seines eigenen Stammes noch gar nicht versteht, ist Mowgli. Den wilden Wölfen gefällt das Kind, weil es sich so gar nicht ängstigt. Sie könnten es ja fressen, aber im Dschungel kennt man die nutzlose Grausamkeit nicht. Die Wölfin-Mutter empfindet auch gleich Zärtlichkeit für dieses fremde Junge, sie leckt ihm mit ihrer fleischigen Zunge sein gutes lachendes Gesicht ab. Und Mowgli weiß im selben Augenblick, daß er bei Freunden ist, er macht es sich an den Brüsten der Wölfin bequem, stößt sogar deren eigene Jungen herrisch gut gelaunt weg und trinkt die Milch der Wölfin. Als nachher Shere Kahn der Tiger vor der Höhle auftaucht und das Menschlein verlangt, wird der Räuber schnöde weggeschickt. Mowgli wird von den Wölfen an Kindes Statt angenommen, in der allgemeinen Wolfsversammlung erhält er, nach den Gesetzen des Dschungels, die Rechte eines freien Wolfes, nachdem Baloo der Bär und Bagheera

der Panther für ihn gesprochen. Shere Kahn wird mit seinen Ansprüchen auf Mowgli von der Versammlung abgewiesen. So begibt es sich, daß Mowgli bleiben und als Adoptiv-Wolf ein echter Dschungelbewohner werden darf. Baloo der Bär ist sein liebreicher, aber auch im Notfalle gestrenger Erzieher, Bagheera der Panther ist sein Freund. Beide haben das furchtlose Menschen-Junge recht tief in ihre treuen Tierherzen geschlossen und wenn man ihnen zusieht und zuhört, errät man, daß sie dieses schlanke, schwache Kind geradezu anbeten, obwohl sie es oft genug schelten und stoßen. Erziehung! Im Dschungel muß man viel wissen und können. Zum Beispiel Sprachen, mehr als ein junger Mann in Europa braucht. Mowgli muß der Vogelsprache kundig werden und der Affensprache und vor allem der Schlangensprache, damit er sich mit allen Tieren rasch verständigen könne, bevor sie ihn etwa als Feind ansehen und anfallen. Denn bei den Tieren sind Mißverständnisse schuld an manchem Unglücke, ähnlich wie bei den Menschen. Nur ist man bei den Tieren des Dschungels sicherer als bei den Menschen, daß sie einem nicht wehe tun werden, wenn man sie einmal treuherzig angesprochen hat.

Mowgli hat eine herrliche Auffassung. Er begreift alles rasch und wird sämtlicher Dschungelkünste Meister. Von dem Stolze, mit dem Baloo der Bär seinen Zögling betrachtet, hat man einfach keine Vorstellung. Ein Mensch ist doch ein wunderbares Geschöpf und wenn es gar ein guter Mensch ist, wie Mowgli, dem alles Menschliche fremd ist, dann lieben ihn die Tiere unendlich. Was täte Baloo der standhafte Pädagog nicht alles für seinen Mowgli! Baloo hat unverkennbar die Überzeugung, daß er in Mowgli den künftigen Herrn und König des Dschungels heranbilde. Auch die Bandar-log, die Affen, haben eine bedeutende Meinung von Mowgli, der ihnen ein Stammverwandter zu sein scheint. Sie möchten

ihn, sobald seine Bildung vollendet ist, gern zu ihrem Führer machen. Die Affen sind ein schlechtes, faules, gedankenloses, boshaftes, närrisches Volk. Einmal machen sie sich den dummen Spaß, Mowgli von der Seite Baloos wegzurauben. Sie entführen ihn in rasender Eile durch die Urwaldzweige. Der gute Baloo und Bagheera der treue Panther schauen und rennen ihnen verzweifelt nach, da Mowgli, ihr Liebstes, im Dschungel verschwunden ist. In die Bäume hinauf können sie dem Affenvolke nicht nachsetzen. Es gibt überhaupt nur eine einzige Person im Busch, die den Affen ihren Raub wieder abjagen könnte: Das ist Kaa, die Riesenschlange. Kaa wird also aufgesucht und läßt sich auch bereit finden, mitzuhelfen. Aber wo ist Mowgli? Wie sollen ihn die Treuen im unendlichen Dschungel entdecken? Zum Glücke hat Mowgli während er von den Affen durch die Wipfel geschleift wurde, mit einer Gabelweihe gesprochen und sie gebeten, seine Freunde zu verständigen. Die Gabelweihe erzählt auch richtig den Befreiern, daß Mowgli nach der verfallenen Stadt Cold Lairs mitten in den Dschungeln gebracht worden sei. Baloo, Bagheera und Kaa machen sich nun auf, Mowgli abzuholen. Ein Bär, ein Panther und eine Riesenschlange, die einen kleinen Jungen den Affen entreißen wollen und in einer Trümmerstadt heroisch um ihn kämpfen — es ist ein wundervolles Märchen. Man wird das kaum glauben, wenn es so dürr berichtet wird. Man muß es bei Kipling lesen.

Und was Mowgli sonst noch im wilden Walde durchmacht und wie er inmitten der Gefahren heranwächst, ein kühner, kluger und guter Junge wird, stark von Gliedern und unschuldig im Herzen. Mowgli erlebt mancherlei. Unter den Wölfen ist gegen ihn Mißstimmung erwacht. Seine Milchbrüder sind ihm zwar treu geblieben, aber in der Wolfsversammlung wird er als Fremder behandelt. Ein richtiger Wolf ist er ja leider nicht, sondern nur ein Mensch. Er fühlt

auch endlich, daß seines Bleibens unter den Wölfen nicht ist und beschließt, zu den Menschen zurückzukehren. Aber bei den Menschen lernt er die Wölfe erst recht schätzen und deren milde Denkungsart und die Großmut des Panthers und die Weisheit des Bären. Während seines Aufenthaltes bei den Menschen besteht Mowgli auch sein Abenteuer mit Shere Kahn dem Tiger, seinem alten Feinde. Durch einen sinnreichen Jagdeinfall gelingt es dem Knaben, den Tiger in einer Felsenschlucht von der Büffelherde, deren Hirt Mowgli geworden ist, einzwängen und zertreten zu lassen. Mit der Haut seines erlegten Feindes kehrt Mowgli in den Busch zurück, in seine wahre Heimat.

Jawohl, ein charmantes Buch. Sogar seine Fehler sind noch Köstlichkeiten. So die Geschichte von der weißen Robbe, die gar nichts mit den Dschungeln und unserem lieben Helden Mowgli zu tun hat. Die Robben haben, wie man weiß, Gewohnheiten, welche sie zur leichten Beute der Robbenfänger machen. Alljährlich zur selben Zeit erscheinen sie zu vielen Tausenden auf gewissen Inseln und Ufern der Behringsstraße, beziehen dort ihre Plätze, Jahr um Jahr dieselben und sie kämpfen fürchterlich miteinander um das Fleckchen, das eine Robbenfamilie für sich braucht. Der Pater familias kratzt und beißt wild um sich, bis er für sich und die Seinen das Plätzchen an der Sonne erobert hat. Da alle Robben sich an derselben Stelle aufhalten wollen, sind die gewissen Inseln und Ufern dicht bedeckt mit diesen Tieren, die zu Lande ebenso hilflos sind wie im Wasser geschickt. Die Robbenfänger brauchen nur zu kommen und sie zu holen. Die Robben haben keine Ahnung, daß es jemals anders werden könne. Da wird einmal eine weiße Robbe geboren, sie wächst mit den andern auf, hat aber ihre eigenen unverdorbenen Augen und erkennt, daß an dem Robbenjammer die Robbendummheit schuld ist. Müssen denn die Robben just an diesem

Ufer in der Enge um ihr Dasein kämpfen und den Fängern wehrlos zum Opfer fallen? Es gibt wohl noch andere Ufer in den Meeren. Die weiße Robbe sucht und sucht, läßt sich von den Gewohnheitsrobben verhöhnen und findet endlich das gesegnete Ufer, wo die Robben ihre Ruhe finden. Die anderen wollen es ihr nicht glauben und sie muß mit ihnen blutig kämpfen, muß sie besiegen, bis sie ihr Gehör schenken und ihr nachschwimmen an den glücklichen Strand.

Das und noch mehr, was Kinder ergötzt und Große sinnen macht, steht in Kiplings Buch. Mögen Väter, die Buben haben, es diesen zu lesen geben, nachdem sie selbst vorher ein bißchen darüber träumten. Die Menschen-Jungen werden durch solche Bücher besser, wenn schon kein Dschungel in der Nähe ist, wo man sie mit wackeren Bären und Panthern verkehren lassen könnte.

(1899.)

Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S 14

